

Korczak, Janusz

Wenn ich wieder klein bin und andere Geschichten von Kindern

Göttingen : Vandenhoeck & Ruprecht 1973, 385 S.



Quellenangabe/ Reference:

Korczak, Janusz: Wenn ich wieder klein bin und andere Geschichten von Kindern. Göttingen :

Vandenhoeck & Ruprecht 1973, 385 S. - URN: urn:nbn:de:0111-opus-14469 - DOI: 10.25656/01:1446

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-14469>

<https://doi.org/10.25656/01:1446>

in Kooperation mit / in cooperation with:

Vandenhoeck & Ruprecht

V&R

<http://www.v-r.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@difp.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der

Leibniz
Leibniz-Gemeinschaft

JANUSZ KORCZAK

Wenn ich wieder klein bin

und andere

Geschichten von Kindern

VANDENHOECK & RUPRECHT
IN GÖTTINGEN

Aus dem Polnischen übersetzt von
Ilka Boll und Mieczysław Wójcicki

Umschlag: Irmgard Suckstorff

ISBN 3-525-31509-0

Deutsche Ausgabe: © Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1973 —
Printed in Germany — Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages
ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf photo- oder
akustomechanischem Wege zu vervielfältigen — Gesamtherstellung:
Hubert & Co., Göttingen

INHALT

Wenn ich wieder klein bin (übersetzt von Mieczysław Wójcicki)	7
Die Mojsches, Joscheks und andere Lausbuben (übersetzt von Ilka Boll)	182
Von den Joscheks, Jascheks und Franeks (übersetzt von Ilka Boll)	260
Quellenhinweis	386

WENN ICH WIEDER KLEIN BIN

An den erwachsenen Leser

Ihr sagt:

„Der Umgang mit Kindern ermüdet uns.“

Ihr habt recht.

Ihr sagt:

„Denn wir müssen zu ihrer Begriffswelt hinuntersteigen. Hinuntersteigen, uns herabneigen, beugen, kleiner machen.“

Ihr irrt euch.

Nicht das ermüdet uns. Sondern — daß wir zu ihren Gefühlen emporklimmen müssen. Emporklimmen, uns ausstrecken, auf die Zehenspitzen stellen, hinlangen.

Um nicht zu verletzen.

An den jungen Leser

In dieser Erzählung gibt es keine aufregenden Abenteuer. Dies ist der Versuch einer psychologischen Erzählung. Nicht deshalb psy-chologisch¹, weil sie von Hunden handelt. Übrigens nicht von Hunden, sondern nur von einem — von Lumpi.

Psychologisch vielmehr deshalb, weil ‚Psyche‘ auf griechisch Seele bedeutet.

Hier ist von dem die Rede, was in der Seele des Menschen vorgeht: was er denkt, was er fühlt.

¹ ‚psy‘ (poln.) = Hunde (Anmerkung des Übersetzers).

Das war so:

Ich liege einmal im Bett, schlafe aber nicht, sondern erinnere mich, daß ich, als ich noch klein war, oft darüber nachdachte, was ich machen werde, wenn ich groß bin.

Ich schmiedete verschiedene Pläne.

Wenn ich groß bin, werde ich für die Eltern ein Häuschen bauen.

Und einen Garten werde ich haben. Um im Garten Bäume zu pflanzen: Birnen-, Apfel- und Pflaumenbäume. Blumen werde ich säen: wenn die einen verwelkt sind, fangen die anderen an zu blühen.

Ich werde viele Bücher kaufen, mit Bildern oder auch ohne, nur sollen sie interessant sein.

Ich werde Farben kaufen, und Buntstifte, werde zeichnen, malen. Alles, was ich sehe, werde ich zeichnen. Den Garten werde ich pflegen — und eine Laube werde ich bauen. In die Laube stelle ich einen Stuhl und einen Sessel mit Armlehnen. Die Laube wird von wildem Wein umrankt sein. Wenn der Vater von der Arbeit zurückkommt, soll er bequem im Schatten sitzen. Dann setzt er sich seine Brille auf und liest die Zeitung.

Die Mutter wiederum — wird Hühner haben. Und hoch auf einem Pfahl, damit sich ja nicht eine Katze oder ein anderer Räuber dort einschleicht, wird ein Taubenschlag stehen.

Kaninchen werden auch da sein.

Ich werde eine Elster haben und sie sprechen lehren.

Ein Pony werde ich haben und drei Hunde.

Einmal will ich drei Hunde haben, ein andermal vier. Ich wußte sogar, wie ich sie nennen würde. Übrigens mögen es ruhig drei sein; für jeden einer. Meiner soll Bekas heißen, Vater und Mutter aber sollen ihre nennen, wie sie es wollen.

Die Mutter bekommt ein Schoßhündchen. Wenn sie aber lieber eine Katze will — dann eben eine Katze. Oder einen Hund und eine Katze. Sie werden sich schon aneinander gewöhnen, aus einem Napf werden sie fressen. Der Hund wird ein rotes Halsband haben, die Katze ein blaues.

Einmal fragte ich sogar:

„Mutti, paßt ein rotes Halsband besser für einen Hund oder für eine Katze?“

Und die Mutter sagte:

„Schon wieder hast du deine Hose zerrissen.“

Den Vater fragte ich:

„Muß jeder Opa einen Fußschemel haben, wenn er sitzt?“

Der Vater sagte:

„Jeder Schüler sollte gute Noten heimbringen und nicht zur Strafe in der Ecke stehen.“

Na, und da hörte ich eben auf zu fragen. Bedachte fortan alles nur noch allein.

Vielleicht werden die Hunde für die Jagd sein. Ich gehe auf die Jagd, bringe die Beute nach Hause, gebe sie der Mutter. Sogar ein Wildschwein werde ich erlegen, aber nicht allein — mit den Kameraden. Meine Kameraden werden auch schon groß sein.

Wir werden baden gehen. Ein Boot bauen. Wenn die Eltern wollen, werde ich sie umherfahren.

Viele Tauben werde ich haben. Dann schreibe ich Briefe und übersende sie durch die Tauben. Das werden Brieftauben sein.

Mit den Kühen war es genauso. Einmal denke ich, eine wird genügen, dann wieder — zwei.

Ja, und wenn wir Kühe haben, dann haben wir auch Milch, Butter, Käse. Und die Hühner werden viele Eier legen.

Später werden wir Bienenstöcke haben. Bienen, Honig. Mutter wird für die Gäste Pflaumen einwecken und Mus kochen — für den ganzen Winter.

Auch ein Wald wird da sein. Dann gehe ich in den Wald und bleibe den ganzen Tag dort. Ich nehme mit, was man für einen ganzen Tag braucht, gehe Heidelbeeren und Walderdbeeren suchen und dann Pilze sammeln. Die Pilze wird man trocknen — und fertig.

Ich werde viel, viel Holz hacken — für den ganzen Winter. Damit es schön warm ist.

Ein tiefer Brunnen muß ausgehoben werden, bis man an das klare Quellwasser kommt.

Doch verschiedene Sachen müssen gekauft werden: Schuhe und Kleidung.

Der Vater wird alt sein, kann nicht viel verdienen.

Also ich.

Ich werde das Pferd anspannen und Obst, Gemüse und alles, was wir nicht selber brauchen, auf den Markt bringen. Und was wir brauchen — bringe ich mit. Feilschen werde ich und billig kaufen.

Oder ich werde Körbe mit Äpfeln aufladen, mit dem Schiff in ferne Länder fahren. In warmen Ländern gibt es so viel Feigen, Datteln, Apfelsinen, daß die Leute ihrer überdrüssig sind und Äpfel kaufen werden. Ich aber — ihr Obst. Einen Papageien, ein Äffchen und einen Kanarienvogel werde ich mitbringen.

Ich weiß es selbst nicht mehr, ob ich an all das glaubte. Aber es war schön, sich das in Gedanken auszumalen.

Manchmal wußte ich sogar, ob das Pferd ein Fuchs oder ob es ein Rappe sein wird. Denn ich sehe zum Beispiel irgendein Pferd und denke: „O, so eins will ich haben, wenn ich groß bin.“ Dann sehe ich ein anderes und denke: „Nein, so eins ist besser.“ Oder: „Es sollen zwei sein — dies und dies.“

Bis mir wieder etwas anderes einfällt.

Dann will ich Lehrer werden. Ich werde die Menschen um mich sammeln und sagen: „Man muß eine gute Schule bauen, die so geräumig ist, daß nicht einer den anderen drängt, tritt oder stößt.“

Die Kinder kommen in die Schule und ich frage:

„Ratet mal, was wir machen werden.“

Der eine wird sagen:

„Wir machen einen Ausflug.“

Ein anderer sagt:

„Wir werden Lichtbilder sehen.“

Dies und jenes.

Dann sage ich:

„Nein, nein; das werden wir alles machen, aber auch etwas Wichtigeres.“

Und erst, wenn sie sich beruhigt haben, sage ich:

„Ich werde euch eine Schule bauen.“

Und ich denke mir verschiedene Hindernisse aus: die Schule ist schon fast fertig, plötzlich stürzt sie ein, oder es bricht ein Feuer aus. Man muß wieder von vorn beginnen; zum Trotz aber bauen wir eine noch bessere.

Immer baute ich Hindernisse ein. Wenn ich mit dem Schiff fahre, gibt's ein Gewitter. Bin ich ein Feldherr, so verliere ich zunächst, und erst zum Schluß stellt sich der Sieg ein.

Denn es ist langweilig, wenn alles von Anfang an gelingt.

Die Schule also hat eine Schlittschuhbahn, viele Bilder, Landkarten, Geräte, eine Gymnastikhalle, ausgestopfte Tiere.

Dann kommen die Feiertage, und vor der Schule versammeln sich Jungen und Mädchen und schreien:

„Lassen Sie uns bitte rein! Wir wollen keine Feiertage, wir wollen in die Schule gehen!“

Der Hausmeister streitet mit ihnen, aber es hilft nichts. Und ich sitze im Lehrerzimmer und weiß von gar nichts, weil ich verschiedene Schreibarbeiten erledige.

Da kommt der Hausmeister. Klopft an und tritt herein.

Er klopft. Ich sage:

„Herein.“

Na, und da sagt er:

„Entschuldigen Sie, die Kinder machen einen Aufruhr, sie wollen keine Feiertage.“

Darauf ich:

„Macht nichts, ich werde sie gleich beruhigen.“

Ich gehe hinaus, lache, bin nicht verärgert. Ich erkläre:

„Feiertage sind nun einmal Feiertage. Die Lehrer müssen sich ausruhen. Denn wenn sie müde sind, ärgern sie sich und schreien die Kinder an.“

Nach langem Hin und Her: sie dürfen kommen, um auf dem Hof zu spielen, müssen aber selbst für Ordnung sorgen.

Ich dachte mir verschiedenes aus, was ich machen werde, wenn ich groß bin.

Einmal wollte ich nur mit Vater und Mutter zusammenleben, ein andermal — mit einer Frau. Um eine eigene Familie zu haben.

Ich trenne mich nicht gern von den Eltern, also wohnen wir zusammen, nur durch den Hausflur getrennt. Auf der einen Seite die Eltern, auf der anderen ich mit meiner Frau. Oder es können auch zwei benachbarte Häuschen sein. Denn alte Leute lieben Ruhe. Wenn sie sich nach dem Mittagessen hinlegen, wollen sie nicht von Kindern gestört werden. Denn Kinder

rennen umher, trampeln mit den Füßen, poltern, schreien, lärmern.

Kummer habe ich mit den Kindern; denn ich weiß nicht, ob ich nur Jungen haben will oder auch ein Mädchen, und ob es besser ist, wenn der Junge älter ist oder das Mädchen.

Meine Frau könnte ruhig so sein wie meine Mutter, und die Kinder — ich weiß selbst nicht. Sollen sie herumtollen dürfen oder sollen sie sich ruhig verhalten? Was soll man ihnen erlauben? Nun — sie sollen fremdes Eigentum nicht berühren, keine Zigaretten rauchen, keine häßlichen Worte gebrauchen, sich nicht hauen und nicht zanken.

Und was mache ich, wenn sie sich hauen, wenn sie nicht gehorchen wollen oder irgendwelchen Schaden anrichten?

Sollen sie älter sein oder klein?

Ich denke mancherlei.

Einmal will ich groß sein wie Michael, einmal wie der Onkel Kostek, einmal wie der Vati.

Mal will ich groß sein für immer, mal nur zur Probe.

Denn vielleicht werde ich es anfangs angenehm finden, und dann will ich vielleicht wieder klein sein.

Ich dachte und dachte, bis ich wirklich groß wurde.

Schon habe ich eine Uhr, einen Schnurrbart, einen Schreibtisch mit Schubladen, alles habe ich wie ein Erwachsener. Und ich bin wirklich Lehrer.

Und es geht mir nicht gut.

Es geht mir nicht gut.

Die Kinder passen im Unterricht nicht auf, ich muß mich ständig ärgern. Ich habe allerhand Kummer. Den Vater und die Mutter habe ich nicht mehr.

Also gut.

Nun will ich anfangen, umgekehrt zu denken.

„Was würde ich machen, wenn ich wieder ein Kind wäre? Kein so ganz kleines, aber so, daß man in die Schule geht, wieder mit den Jungen spielt, daß man so plötzlich aufwacht und sieht: Was ist nun geschehen? Träume ich nur, oder ist das wirklich wahr?“

Ich betrachte meine Hände — wundere mich, betrachte meinen Anzug — wundere mich. Ich springe aus dem Bett, renne zum Spiegel. Was ist nur geschehen?

Und da fragt die Mutter:

„Bist du schon aufgestanden? Zieh dich rasch an, sonst kommst du zu spät in die Schule.“

Wenn ich wieder ein Kind wäre, würde ich gern alles im Gedächtnis behalten, alles wissen und können, was ich jetzt weiß und kann. Und, daß niemand merkt, daß ich schon groß war. Und ich tue so, als sei nichts geschehen, als wäre ich genauso ein Junge wie alle, habe Vater und Mutter, gehe in die Schule. So wäre es am interessantesten, am besten. Ich würde nur zuschauen, und es wäre so lustig, daß mich niemand wiedererkennt.

Also, einmal liege ich im Bett — ich schlafe nicht und denke:

„Wenn ich es damals gewußt hätte, so hätte ich gar nicht groß werden wollen. Es ist hundertmal besser ein Kind zu sein. Die Erwachsenen sind unglücklich. Es ist gar nicht so, daß Erwachsene machen können, was sie wollen. Uns ist noch weniger erlaubt als den Kindern. Wir haben größere Verpflichtungen, haben mehr Sorgen. Seltener haben wir fröhliche Gedanken. Wir weinen nicht mehr — das ist wahr — aber wahrscheinlich deswegen, weil es sich nicht lohnt zu weinen. Wir seufzen nur schwer.“

Und ich seufzte.

Ich seufzte schwer, tief: es ist ja nun einmal nicht anders — nichts zu machen. Da kann keiner helfen. Niemals mehr werde ich ein Kind sein. Da hilft kein Jammern.

Aber als ich so seufzte, wurde es plötzlich dunkel. Völlig dunkel. Ich sehe nichts. Nur irgendeinen Rauch. So daß es in der Nase prickelt.

Die Tür quietschte. Ich erschrak. Ein winziges Lichtlein wurde sichtbar. Wie ein Sternchen.

„Wer ist da?“

Und das Sternchen gleitet durch die Dunkelheit, immer näher und näher — auf mich zu. Schon ist es neben dem Bett, schon auf dem Kissen.

Ich schaue hin — es ist eine winzige Laterne. Und auf dem Kissen steht ein kleines Männchen. Und auf dem Kopf hat es einen großen roten Hut. Und einen grauen Bart hat es. Nun, ein Zwerg. Ganz klein — wie ein Finger.

„Da bin ich.“

Er lächelt und wartet.

Und auch ich lächelte; denn ich dachte, daß ich träume.

Ein Erwachsener kann auch einen Kindertraum haben — so daß er sich wundert, woher so etwas kommt.

Und der Zwerg sagt:

„Du hast mich kommen lassen, und da bin ich. Was willst du? Nur schnell!“

Er spricht nicht, sondern zirpt irgendwie. Aber leise, sehr leise. Und ich höre und verstehe.

„Du hast mich kommen lassen, und jetzt glaubst du nicht.“

Und er begann das Laternchen zu schwenken — nach rechts, nach links, nach rechts, nach links.

„Du glaubst nicht“, sagt er. „Früher beschäftigten sich die Menschen mit Zauberei. An Zauberer, Zwerge und Wahrsagerinnen glauben jetzt nur noch Kinder.“

Er schwenkt die Laterne und nickt mit dem Kopf. Ich aber wage mich kaum zu rühren.

„Sag irgendeinen Wunsch. Versuch es. Was kann dir das schaden?“

Ich bewege den Mund, um ihn zu fragen, und er hatte es schon erraten, schon weiß er es.

„Du hast mich kommen lassen durch den Seufzer der Sehnsucht. Die Menschen denken, daß Beschwörungen unbedingt Worte sein müssen. O nein, o nein, o nein.“

Er schüttelt den Kopf, daß es nicht so ist, tritt von einem Bein auf das andere. So richtig drollig. Und schwenkt seine Laterne nach rechts und nach links. Und ich fühle, daß ich schon am Einschlafen bin. Und reiße die Augen weit auf, um nicht einzuschlafen. Denn es wäre schade für mich.

„Sieh mal“, sagt der Zwerg, „sieh, wie hartnäckig du bist. Beeile dich, sonst gehe ich fort. Ich darf nicht lange ausbleiben. Später wirst du es bereuen.“

Ich will ja auch einen Wunsch äußern, bringe es aber einfach nicht fertig. Vielleicht ist es nun einmal so auf der Welt, daß man leicht sprechen kann, wenn man gern etwas haben möchte, schwer aber, wenn man es sich von Herzen wünscht.

Ich sehe, daß der Zwerg vergrämt ist. Er tut mir leid. Aber ich kann einfach nicht.

„Na, Friede sei mit dir. Schade.“

Und schon geht er weg. Und jetzt erst sagte ich leise und schnell:

„Ich will wieder ein Kind sein.“

Er kam zurück. Drehte sich irgendwie herum — und leuchtete mir mit der Laterne direkt ins Gesicht. Er sagte irgend etwas, aber ich hörte es nicht. Ich weiß nicht mehr, wie er hinauskam. Als ich aber morgens wach wurde, erinnerte ich mich an alles.

Neugierig sehe ich mich im Zimmer um.

Nein, es war kein Traum.

Es ist wahr.

Der erste Tag

Ich sage es niemandem, daß ich bereits erwachsen war, tue so, als ob ich schon immer ein Junge war und warte, was daraus wird. Es ist mir so sonderbar und so komisch zumute. Ich schaue und warte.

Ich warte, bis mir die Mutter das Brot geschnitten hat, so, als ob ich es selbst nicht könnte. Die Mutter fragt, ob ich die Schulaufgaben gemacht habe. Ich sage „ja“, in Wirklichkeit aber weiß ich es nicht.

Es ist alles wie im Märchen von Dornröschen, ja sogar schlimmer. Denn Dornröschen schlief hundert Jahre lang, und alle schliefen mit ihr, und alle wachten mit ihr wieder auf: die Köche und die Fliegen, die ganze Dienerschaft, sogar das Feuer im Kamin. Und sie erwachten unverändert. Ich aber erwachte als ein völlig anderer.

Ich sah auf die Uhr, wandte mich aber gleich wieder ab, um mich nicht zu verraten. Denn vielleicht konnte der andere Junge die Uhr noch nicht lesen.

Ich bin neugierig, wie es in der Schule sein wird, welchen Kameraden ich dort begegne. Ob sie etwas merken, ob sie denken werden, daß ich schon lange in die Schule gehe?

Eigenartig, daß ich weiß, in welche Schule ich gehen muß, in welche Straße. Ich weiß sogar, daß unsere Klasse im ersten Stock ist und ich in der vierten Bank neben dem Fenster sitze. Und neben mir Gajewski.

Ich gehe, ich marschiere. Schlenkere mit den Armen. Leicht fühle ich mich, ausgeschlafen. Ganz anders als damals, als ich

Lehrer war. Ich sehe mich nach allen Seiten um. Ich schlage mit der Hand an ein Blechschild. Ich weiß nicht, warum ich es tat. Es ist so kalt, daß der Atem gefriert. Absichtlich hauche ich, damit noch mehr Atem gefriert.

Es fällt mir ein, daß ich pfeifen kann wie eine Lokomotive, Dampf ausstoßen und laufen anstatt zu gehen. Irgendwie schäme ich mich aber. Hm — warum eigentlich? Gerade deshalb wollte ich doch wieder Kind sein, damit es mir fröhlich ums Herz ist.

Aber das geht nicht im Nu. Man muß sich zuerst alles ansehen, dann erst geht es.

Da gehen die Jungen und Mädchen, da gehen die Erwachsenen. Ich beobachte, wer fröhlicher ist. Die einen sind ruhig, und die anderen sind ruhig. Es ist wahr: auf der Straße dürfen sie keinen Scherz treiben. Übrigens sind sie noch nicht in Schwung gekommen. Bei mir ist es anders: ich fange erst an, ein Kind zu sein, also bin ich frohgelaut.

Und irgendwie ist es eigenartig. So als schämte ich mich wegen etwas.

Macht nichts. Am ersten Tag muß das so sein. Später werde ich mich daran gewöhnt haben. . .

Plötzlich sah ich einen großen Wagen. Das Pferd kann damit nicht fertig werden. Wahrscheinlich ist es schlecht beschlagen, so daß die Hufe wegrutschen. Einige Jungen stehen dabei und sehen zu. Auch ich blieb stehen.

„Kommt es vom Fleck oder nicht?“

Ich reibe meine Ohren, trample mit den Füßen, weil sie frieren. Ich möchte, daß das Pferd vorwärtskommt, daß der Vorfall zu Ende ist. Aber ich bringe es einfach nicht fertig wegzugehen, bis ich's gesehen habe. Es ist immerhin interessant — denn vielleicht fällt das Pferd hin, und was wird der Kutscher dann machen? Wäre ich erwachsen, so ginge ich gleichgültig vorbei, würde es sicherlich gar nicht bemerken. Da ich aber ein Junge bin, finde ich das aufregend.

Ich sehe, wie die Erwachsenen uns beiseite schieben, da wir ihnen im Wege stehen. Weshalb hasten sie so?

Na, es war weiter nichts. Der Wagen setzte sich endlich in Bewegung. Ich komme in der Schule an, hänge den Mantel in

meiner Klasse auf. Dort aber erzählt man sich schon, daß die Weichsel zugefroren ist.

„Heute nacht.“

Einer sagt, daß es nicht wahr ist. Sie zanken sich; eigentlich zanken sie sich nicht, sondern debattieren nur heftig.

Ein anderer sagt:

„Sieh einer an. Der erste Frost — und da friert für ihn schon die Weichsel zu! Vielleicht treiben da nur Eisschollen.“

„Die treiben eben nicht.“

„Ach, dummes Zeug, was du da sagst!“

Noch einige gesellten sich hinzu. Ein Erwachsener hätte bestimmt gesagt, daß sie sich zanken. Und da hätte er vielleicht recht. Der eine sagt: „Du bist dumm“, der andere: „Blödmann.“ Von der Weichsel kamen sie auf den Schnee zu sprechen. Wird es schneien oder nicht? Jemand meint, der Rauch aus dem Schornstein steige nach oben, also werde es nicht schneien, ein anderer — man könne sich nach den Spatzen richten, ob es schneien werde oder nicht. Einer sagt, er habe aufs Barometer geschaut.

Und wieder:

„Du bist blöd.“

„Dafür bist du aber klug!“

„Du lügst.“

„Vielleicht lügst du.“

Nicht alle sind an dem Streit beteiligt: einige stehen nur dabei, ohne selbst etwas zu sagen; sie hören nur zu. Ich höre auch zu und erinnere mich, daß auch Erwachsene sich im Café oft streiten — nicht über Schnee, sondern über Politik. Ganz genauso; sie sagen sogar dasselbe.

„Wollen wir wetten, daß der Präsident den Rücktritt nicht annimmt?“

Hier dagegen:

„Wollen wir wetten, daß kein Schnee fällt?“

Die Erwachsenen sagen nicht: „Du bist blöd“ — „Du lügst“, sie streiten auf feinere Art, Lärm gibt's aber auch.

Als ich da so stehe, stürzt Kowalski herein.

„Du, hör mal, hast du die Aufgaben gemacht? Gib sie mir mal zum Abschreiben. Wir hatten gestern Besuch. Und vielleicht wird die Lehrerin nachsehen.“

Ich sage nichts, krame in der Tasche und sehe, was da im Heft los ist. So, als gehörte das nicht mir, sondern einem anderen Jungen, der gestern für mich die Hausaufgaben machte.

Indessen klingelt es. Er wartet nicht, bis ich ihm das Heft selbst gebe, sondern greift danach und rennt zu seiner Bank. Da fällt mir eben ein, daß die Lehrerin es merken könnte, wenn er ganz genau abschreibt, und dann denken würde, daß ich abgeschrieben habe. Vielleicht stellt sie mich dann noch in die Ecke.

Der Gedanke, in der Ecke stehen zu müssen, kam mir lustig vor.

Und da fragt Wisniewski:

„Warum lachst du?“

„Es fiel mir grad' etwas ein“, sage ich und lache weiter.

Worauf er:

„Idiot, lacht und weiß selbst nicht warum!“

Ich entgegne:

„Idiot oder nicht Idiot. Vielleicht weiß ich es doch, worüber ich lache, will es dir aber nicht sagen.“

Darauf er:

„Ho, ho, wie geheimnisvoll du tust.“

Und ging beleidigt weg.

Ich wundere mich, daß ich weiß, wie sie heißen: ich sehe sie ja zum erstenmal und sie mich auch. Genauso wie im Traum.

Inzwischen kommt die Lehrerin; Kowalski aber hat mir das Heft noch nicht wiedergegeben. Ich rufe leise: „Kowalski — Kowalski“; er jedoch hört mich nicht oder tut nur so. Und die Lehrerin sagt:

„Warum bist du so unruhig? Sitz doch still!“

Ich denke mir: „Na, da habe ich mir den ersten Tadel in der Schule von einer Lehrerin eingehandelt.“

Ich sitze unruhig, weil ich eben mein Heft noch nicht habe.

Ich verstecke mich hinter dem Rücken meines Vordermannes und warte ab, was da kommen wird.

Ich habe Angst. Es ist unangenehm, Angst zu haben. Wäre ich erwachsen, so hätte ich keine Angst. Niemand würde von mir die Aufgaben abschreiben. Da ich aber ein Schüler bin und ein Kamerad mich um einen Gefallen gebeten hat, konnte ich es ihm doch nicht abschlagen. Er hätte gleich gesagt, ich sei

ungefällig, sei ein Egoist. Er hätte gesagt, ich sei geizig und möchte, daß die Lehrerin nur mich lobt, weil ich meine Aufgaben ordentlich gemacht habe.

Ich werde wohl der beste Schüler werden, da ich schon einmal auf der Schule war. Einiges habe ich vergessen, aber es ist etwas anderes, nur zu wiederholen, als alles von neuem zu lernen.

Die Lehrerin erklärt die Grammatik, aber ich kenne sie schon lange.

Die Lehrerin läßt uns etwas schreiben. Im Handumdrehen bin ich fertig. Und sitze da. Die Lehrerin merkt, daß ich nichts tue und fragt:

„Warum schreibst du nicht?“

Ich sage:

„Ich bin schon fertig.“

„Na, dann zeig mal, was du da geschrieben hast!“ — sagt sie irgendwie ungeduldig.

Ich mag es auch nicht, wenn ich eine Aufgabe für die ganze Stunde stelle und die Schüler dann eher fertig sind. Denn der Lehrer gibt etwas auf und möchte dann Ruhe haben bis zum Klingelzeichen; die Schüler aber beeilen sich, damit sie sich danach unterhalten können. Also gehe ich zu der Lehrerin und zeige ihr mein Heft.

„Ja, gut, aber einen Fehler hast du gemacht.“

„Wo?“ — frage ich, als ob ich erstaunt wäre.

Ich habe den Fehler absichtlich gemacht, damit die Lehrerin nicht darauf kommt, daß ich schon einmal auf der Schule war.

Sie sagt:

„Such mal selbst, wo der Fehler ist. Wenn du dich nicht so beeilt hättest, dann hättest du fehlerlos schreiben können.“

Ich gehe auf meinen Platz zurück und tue so, als ob ich suche, als ob ich beschäftigt sei. Ich werde die Aufgaben langsam schreiben müssen, aber nur am Anfang. Später, wenn ich dann der beste Schüler in der Klasse bin, werden sich die Lehrer schon daran gewöhnt haben, daß ich begabt bin.

Nun aber beginnt es mir langweilig zu werden. Und die Lehrerin fragt:

„Hast du den Fehler gefunden?“

Ich sage:

„Ja, habe ich.“

„Dann zeig mal her.“

Die Lehrerin sagt: „In Ordnung!“ Und dann klingelt es.

Wenn es erst einmal geklingelt hat, beginnt die Pause. Der Klassenordner treibt alle aus der Klasse und macht die Fenster auf.

Was soll ich nun machen? Es kam mir komisch vor, daß ich mit den Jungen herumlaufen sollte. Dennoch versuche ich es wie die anderen.

Es ist schön, lustig. O herrlich!

Wie lange bin ich schon nicht mehr gerannt!

Als ich jung war, rannte ich zwar nicht umher, lief aber zur Straßenbahn oder zum Bahnhof.

Manchmal tollte ich mit den Kindern bei Bekannten herum. So, als wollte ich sie fangen, sie aber laufen weg.

Na ja, als ich noch jung war. Später beeilte ich mich nicht mehr zur Straßenbahn. Was soll's — ist mir die eine weggefahren, warte ich eben auf die nächste. Wenn ich aber einmal zum Spaß hinter einem Kind herlaufe, so nur ein paar Schritte, dann trample ich auf der Stelle, um es zu verjagen. Das Kind aber läuft weg und sieht sich erst von weitem um. Oder es läuft umher in einem großen Kreis, ich aber drehe mich auf der Stelle herum und tue so, als wollte ich ihm nachjagen. Das Kind denkt, daß ich es fangen könnte, wenn ich wollte, da ich ja erwachsen bin. Aber ich kann es nicht. Die Kraft habe ich zwar, doch das Herz beginnt gleich stark zu schlagen, und es fehlt mir der Atem. Ja, auch die Treppe ging ich schon langsam hinauf, und wenn ich hoch hinaufsteigen mußte, ruhte ich mich unterwegs aus. Und jetzt:

Ich renne, bis mir die Luft um die Ohren saust und ins Gesicht schlägt. Ich schwitze — aber das macht nichts. Es ist schön, herrlich. Vor Freude sprang ich sogar in die Luft und rief aus: „Ein Kind zu sein ist sooo schön!“

Sofort erschrak ich und sah mich um, ob es nicht etwa jemand gehört hatte; denn er könnte denken, daß ich, da ich mich so sehr freue, vielleicht nicht immer ein Kind gewesen bin.

Ich renne, daß mir alles nur so vor den Augen flimmert. Zu-gegeben — ich werde müde. Aber ich brauche nur für einen

Augenblick stehenzubleiben, einige Male tief durchzuatmen, und dann geht es wieder; schon bin ich ausgeruht — weiter!

Es ist schon gut, daß ich wieder so fein rennen kann, und nicht so — latsch, latsch, Schritt für Schritt.

„O du guter Zwerg, wie bin ich dir dankbar!“

Denn für uns ist der Lauf wie ein Pferderitt, ein Galopp, „mit dem Wind um die Wette“. Man weiß nichts, man denkt nichts, erinnert sich an nichts, sieht nicht einmal etwas — man fühlt nur das Leben, ein in vollen Zügen genossenes Leben. Ich spüre die Luft — in mir und um mich herum.

Ich jage dahin, laufe weiter — egal. Nur schneller! Ich fiel hin, schlug mir das Knie auf. Es tat weh. Und da klingelte es.

Schade! Wenn man noch ein bißchen könnte! Nur noch eine kleine Minute.

„Wer ist schneller — du oder ich?“

Das Bein schmerzt nicht mehr; der Wind schlägt mir wieder ins Gesicht, dringt bis ins Innerste.

Erneut renne ich wie besessen, um nur erster zu sein. Wie durch ein Wunder überhole ich die Jungen, nehme alle Hindernisse. Da — die Schwelle, die Hand ans Geländer und hoch die Treppen! Ich blicke mich nicht um, fühle aber, daß alles weit hinter mir geblieben ist. Ich siege.

Und mit voller Wucht in einem engen Korridor — wums, gegen den Rektor! Fast wäre er umgefallen. Ich hatte wohl gesehen, daß er da stand, es gelang mir aber nicht mehr, rechtzeitig anzuhalten. Genauso wie ein Lokomotivführer, Chauffeur oder Straßenbahnführer. In diesem Augenblick verstand ich, daß sie zu Unrecht angeklagt werden. Zufall, Unglück — aber keine Schuld. Vielleicht war ich wirklich aus der Übung gekommen? Mein Gott, so viele Jahre, so viele Jahre!

Ich hätte mich unter die Jungen mischen können, da sie ja alle rannten. Aber ich bin doch erst einen Tag wieder Schüler.

Also blieb ich wie ein Dummkopf stehen. Ich sagte nicht einmal: „Entschuldigung.“ Der Rektor aber packte mich am Kragen und schüttelte mich, bis mein Kopf hin- und herwackelte. Und wütend war er wer weiß wie.

„Wie heißt du, Lümmel?“

Ich habe Angst, mein Herz pocht, und ich kann kein Wort herausbringen. Er weiß, daß ich es nicht mit Absicht getan

habe — könnte mir also verzeihen. Aber trotzdem, einfach so mit voller Wucht gegen den Rektor zu rennen? Er hätte ja fallen und irgendwo aufschlagen können. Ich will etwas sagen, zittere aber am ganzen Körper, und die Zunge ist wie festgewachsen. Dann schüttelt er mich wieder und schreit:

„Antwortst du mir endlich oder nicht? Ich frage, wie du heißt!“

Inzwischen hat sich hier ein ganzer Haufen von Schülern angesammelt und sieht zu. Ich schäme mich wegen dieses Auflaufs. Gerade in diesem Augenblick kam die Lehrerin, trieb sie in die Klasse. Ich blieb allein. Ich senkte den Kopf wie ein Verbrecher.

„Komm in mein Zimmer.“

Ich sage leise:

„Gestatten Sie, Herr Rektor, daß ich mich entschuldige.“

Und der Rektor sagt:

„Was willst du mir da viel erzählen! Warum hast du nicht gleich geantwortet, als ich dich nach deinem Namen fragte?“

Ich erwidere:

„Ich habe mich geschämt, weil sie alle dabeistanden und zusahen.“

„Aber wie ein Wilder herumzurennen, schämst du dich nicht? Komm morgen mit deiner Mutter.“

Ich fing an zu weinen. Die Tränen flossen ganz von selbst, wie Erbsen. Und in der Nase fühlte es sich auf einmal ganz feucht an.

Als der Rektor das sah, tat es ihm offensichtlich leid.

„Da siehst du“, sagte er, „es ist nicht gut, zu sehr herumzutoben; denn hinterher weint man dann.“

Ich weiß, daß er mir verzeihen hätte, wenn ich ihn jetzt um Verzeihung gebeten hätte. Schon will ich sagen: „Bestrafen Sie mich doch auf andere Art, damit ich meiner Mutter keinen Kummer mache.“ Aber, was hilft es, ich kann einfach nicht; die Tränen lassen es nicht zu.

„Na, dann geh in deine Klasse, denn der Unterricht hat schon begonnen.“

Ich verneigte mich. Ich gehe hinein, und wieder sehen mich alle an. Auch die Lehrerin. Und Marylski stößt mich von hinten an:

„Na, was ist?“

Ich antwortete nicht; da fragt er erneut:

„Was hat er zu dir gesagt?“

Ich bin verärgert. Was will der denn von mir, was geht ihn das an?

Die Lehrerin sagt:

„Marylski, bitte keine Unterhaltung.“

Anscheinend wollte sie auch, daß er mich in Ruhe läßt. Sie sieht, daß ich Kummer habe und richtet die ganze Stunde keine Frage an mich.

Und ich sitze da und denke nach. Es gibt viel, worüber ich nachzudenken habe. Ich sitze da, höre nicht zu, weiß nicht, wovon die Rede ist. Und das ausgerechnet bei Arithmetik. Die Schüler gehen an die Tafel — schreiben, wischen wieder aus. Die Lehrerin nimmt die Kreide, sagt und erklärt etwas. Mit mir ist es schlimmer, als wenn ich taub wäre. Denn ich höre nicht und kann auch nicht sehen. Und ich tue nicht einmal so, als ob ich etwas weiß. Die Lehrerin konnte ohne weiteres merken, daß ich nicht aufpasse. Sie muß eine gute Lehrerin sein; denn eine andere wäre ärgerlich geworden und hätte mich erst recht aufgerufen. Jetzt erst begreife ich, wie das bei einem Kind ist: wenn ihm einmal etwas mißlingt, kommt gleich noch dieses und jenes dazu. Man verliert sofort das Selbstvertrauen. Und es sollte so sein, daß, wenn der eine uns ausschimpft, ein anderer lobt, ermuntert, tröstet. Und muß man überhaupt schimpfen? Was weiß ich! Vielleicht sollte man, vielleicht auch nicht.

Und wie habe ich mich verhalten, als ich Lehrer war? Das war unterschiedlich. Nun ja: plötzlich rannte ich gegen den Rektor, und er packte mich am Genick. Was hätte er sonst tun sollen? Er wurde zornig, dann beruhigte er sich. Ob er mir verzieh? Er hatte gesagt: „Geh in die Klasse.“

Und ich weiß nicht, ob ich nun morgen mit Mutter kommen soll oder nicht.

Und ich denke mir folgendes:

„Ein paar Stunden bin ich erst Kind und wieviel habe ich schon erlebt! Zweimal habe ich Angst ausgestanden: einmal, als man mir das Heft wegnahm — das war wenig angenehm —,

das andre Mal — die Sache mit dem Herrn Rektor. Und das ist noch nicht zu Ende, ich weiß selbst nicht, was ich machen soll.“

Ich habe mich mächtig geschämt, als man mich wie einen Dieb am Kragen packte. Einen Erwachsenen hält man doch nicht fest, man schüttelt ihn nicht hin und her, wenn er aus Versehen jemanden umrennt. In der Tat, die Erwachsenen gehen vorsichtig, aber das kommt doch schon mal vor.

Nun, aber Kinder dürfen doch rennen. Und wenn sie es dürfen, wer müßte dann vorsichtiger sein: ich, der kleine Junge, oder der erfahrene Pädagoge?

Seltsam, daß ich niemals auf diesen Gedanken kam, als ich groß war.

Kaum ein paar Stunden bin ich Kind, und schon sind die ersten Tränen geflossen. Denn, wenn auch nur kurz, geweint habe ich. Und auch jetzt, obwohl die Augen wieder trocken sind, verspüre ich im Herzen einen tiefen Schmerz.

Und das ist noch nicht alles. Ich bin doch hingefallen. Ich rolle den Strumpf herunter und sehe nach: die Haut am Knie ist abgeschürft, es blutet nicht, tut aber weh. Es tut eigentlich nicht weh, ich spüre es aber. Vorher habe ich es gar nicht bemerkt, erst jetzt, wo ich ruhig dasitze und Kummer habe.

Kaum zwei Stunden bin ich Schüler, und schon hat mich die Lehrerin ermahnt, daß ich nicht so zappeln, daß ich stillsitzen soll. Aber was wäre erst, wenn sie wüßte, daß ich jemanden habe abschreiben lassen? Was wäre, wenn sie jetzt sagte: „Wiederhol mal, was ich eben gesagt habe!“

Ich bin unaufmerksam, ja, ich bin unaufmerksam. Aber in der Schule soll man nicht nur ruhig sitzen, sondern auch zuhören, wissen, worum es geht.

Also bin ich unehrlich, ein Wildfang, unaufmerksam — und das alles nur, weil ich wieder Kind bin. Wenn das so ist, wäre es dann vielleicht nicht doch besser gewesen, erwachsen zu bleiben?

Und jenes Pferd tat mir leid, das mit dem schweren Wagen nicht fertig werden konnte, weil es schlecht beschlagen war, so daß ihm die Beine auf dem Eis immer wieder wegrutschten.

Ich dachte eine Weile an das Pferd, und war dann wieder bei meinen eigenen Problemen:

„Ging es mir besser, als ich groß war? Vielleicht verzeiht mir der Rektor? Ich werde auf dem Flur schon vorsichtig gehen. Vielleicht fällt in der Nacht wirklich Schnee? Ich habe plötzlich solche Sehnsucht nach Schnee, als ob er mein leibhaftiger Bruder wäre.“

Gerade da blickte ich durchs Fenster — Sturm verhüllte die Sonne. Ich wußte nicht, ob die Jungen zum Schluß darum gewettet hatten, ob es schneien würde. Und mir fiel ein, daß die Erwachsenen in Amerika auch so gern über alles Wetten abschließen.

Vielleicht unterscheiden sich die Kinder wirklich gar nicht so sehr von den Erwachsenen, nur, daß sie eben anders leben und andere Rechte haben?

Und draußen zieht sich eine schwarze Wolke immer dichter zusammen. Und es kam mir der Gedanke:

„Ein Kind — das ist wie der Frühling. Entweder Sonnenschein, schönes Wetter und alles ganz lieblich und heiter. Oder aber plötzlich ein Gewitter: es blitzt und donnert, der Blitz schlägt ein. Und der Erwachsene erscheint wie im Nebel. Ein düsterer Schleier umgibt ihn. Keine große Freude, keine große Traurigkeit. Alles grau und ernst. Denn daran erinnere ich mich doch. Unsere Freude und unsere Trauer jagen vorbei wie der Wind, ihre dagegen ziehen nur langsam dahin. Ich erinnere mich doch.“

Der Vergleich gefiel mir. Ja sogar, wenn ich mich wieder verwandeln könnte, würde ich es lieber noch weiter versuchen.

Und es wurde mir so ruhig und angenehm zumute. So ruhig, wie wenn man abends über die Felder geht und ein milder Wind das Gesicht umstreicht, als ob jemand es mit zarter Hand streichelt. Und am Himmel die Sterne. Und alles schläft. Man spürt nur den Geruch der Felder und des Waldes.

Die Stunde verging mir wie im Flug. Wenn ich noch einmal Lehrer sein sollte, werde ich nie einen Schüler aufrufen, der Kummer hat. Er soll nachdenken, sich beruhigen, sich erholen.

Ich zuckte regelrecht zusammen, als es läutete.

Und sofort fingen sie an, mich zu bestürmen:

„Weshalb hast du geweint? Was hat der Rektor gesagt?“

Die Erwachsenen sagen, daß man sich nicht hauen soll. Sie denken, daß wir das nur zum Spaß tun. Freilich, es gibt ein

paar starke Unruhestifter, die immer Streit mit einem Schwächeren suchen. Wir meiden sie, gehen ihnen aus dem Weg, weichen ihnen aus. Aber dadurch werden sie nur noch dreister. Wenn dann das Maß voll ist, müssen wir ihnen eine Lehre erteilen. Zum Glück gibt es nicht viel von der Sorte. Sie sind unser Gift, unser Fluch. Und es ist lächerlich, daß die Erwachsenen nach eben diesen wenigen alle beurteilen. Sie wissen nicht, was für eine Zumutung so ein aufdringlicher Kerl, so ein Überall-Einmischling ist, der auch den Harmlosesten zu Wut und Verzweiflung bringen kann.

Nun, ich habe Kummer. Da kann doch jeder von selbst drauf kommen, was der Rektor zu mir gesagt haben könnte, nachdem ich ihn beinahe umgeworfen hätte. Wozu danach fragen?

„Was denn? Wie?“

Und wenn es nur einer wäre! Aber nein! Bist du den einen losgeworden, kommt gleich der nächste — und so geht das immer wieder von vorn los. Sie sehen doch, daß ich nicht reden will. Ich kenne ihn nicht, spreche fast nie mit ihm — und auch der fragt dann:

„Du hast den Rektor umgerannt. Hat dir sicherlich gesagt, daß du mit deiner Mutter kommen sollst?“

Sie erlauben es einem nicht, traurig zu sein. Sie werden einen so lange bedrängen, bis man nicht mehr traurig, sondern nur noch ärgerlich ist.

Dem ersten antworte ich noch ruhig. Dem zweiten ungeduldig:

„Geh weg!“

Dem dritten:

„Hau ab!“

Den vierten stoße ich weg.

Jetzt kommt Wisniewski. Schon am Morgen hatte er mich einen Geheimniskrämer und einen Idioten genannt. Und nun will er, daß ich berichte.

„Na, was ist los? Weshalb hast du geweint? Hat er sehr geschimpft? Du hättest sagen sollen, daß man dich gestoßen hat.“

„Wenn du willst, kannst du selbst lügen“, entgegne ich.

Und sofort bereute ich es.

„Oho, was für ein Wahrheitsliebender! Seht mal her, Jungs, ich hab einen Wahrheitsapostel gefunden!“

Ich will weggehen, aber er hält mich fest.

„Warte doch, weshalb hast du es so eilig?“

Er läßt mich nicht los, geht neben mir her, stößt mich in die Seite.

Ich stieß ihn zurück; da fängt er noch mehr an.

„Mach dich ja nicht so breit, denn das ist hier nicht deine Schule. Jetzt denkt der schon, er kann sich aufspielen, bloß weil die Lehrerin ihn gelobt hat, daß er nur einen Fehler gemacht hat.“

Im ersten Augenblick begriff ich nicht einmal, was er da schwätzte. Erst später verstand ich es.

Schon will ich zur Tür gehen, aber er läßt mich nicht.

„Kleines Kind“, sagt er, „das Kindchen hat ja so viel geweint. Das kleine Fräulein hat geweint.“

Und mit seiner dreckigen Pfote will er mein Gesicht betäteln.

Schon will ich ausholen. Aber er ist stark, dieser Wisniewski.

Doch ich war inzwischen so wütend, daß mir alles egal war. Komme, was da will. Wenn die Schlägerei erst im Gange wäre, würde er auch schon seinen Teil abbekommen.

Und nun frage ich mich, was der Rektor sagen würde, wenn er jetzt zufällig vorbeikäme und das sähe. Klarer Fall — ich bin der Schuldige. Ich habe mich doch schon einmal so wild aufgeführt, und jetzt wieder. Er wird sich dann schon an mich erinnern. Was immer später geschehen mag, sofort wird er mich im Verdacht haben. Denn ich bin ja ein Lummel:

„Dich kenne ich ja schon. Das ist ja nicht das erste Mal mit dir.“

Als ich Lehrer war, sprach ich doch genauso.

Zum Glück kommt die Lehrerin in die Klasse, um nachzusehen, ob die Schüler alle draußen sind.

„Geht hinaus, Jungen! Lauft mal ein bißchen umher!“

Und dieser schamlose Kerl da beklagt sich noch:

„Fräulein Lehrerin, ich wollte ja hinausgehen, aber der da läßt mich nicht.“

Auf einmal fühlte ich eine solche Abneigung gegen ihn, daß ich vor ihm ausspucken wollte.

„Nun geht schon, geht!“

Er machte ein Auge halb zu, verzerrte irgendwie den Mund und ging breitbeinig wie ein Clown hinaus, und ich hinter ihm her.

Auf den Hof gehe ich nicht mehr, ich warte nur bis die Pause zu Ende ist.

Da tritt Mundek² an mich heran. Er sieht mich eine Weile prüfend an und sagt dann leise:

„Willst du nicht hinausgehen, um ein bißchen zu spielen?“

Ich sage:

„Nein.“

Wieder blieb er eine Weile stehen, sah mich prüfend an, ob ich mit ihm sprechen wollte. Mit ihm ist es etwas anderes; ich sage ihm: so und so war es.

„Ich weiß nicht, ob er mir verziehen hat.“

Er dachte kurz nach.

„Du mußt dich danach erkundigen. Er hat das nur so im Zorn gesagt. Geh in sein Zimmer — sicherlich hat er es vergessen.“

Dann kam der Zeichenunterricht.

Die Lehrerin sagt, jeder könnte das zeichnen, was er will: irgendein Blatt oder eine Winterlandschaft, oder was er will.

Ich nehme den Bleistift in die Hand und überlege, was man zeichnen könnte.

Niemals habe ich es gelernt. Als ich groß war, konnte ich es auch nicht besonders gut. Zu meiner Zeit waren die Schulen überhaupt nicht gut. Streng ging es dort zu und langweilig war's. Alles war einem untersagt. Man fühlte sich so fremd, und es war so kalt und so schwül, daß ich später, wenn ich von der Schule träumte, immer naßgeschwitzt aufwachte, und immer glücklich, daß es nur ein Traum und keine Wirklichkeit war.

„Hast du noch nicht angefangen?“ fragt die Lehrerin.

„Ich überlege, wie ich anfangen soll.“

Die Zeichenlehrerin hat helles Haar und ein mildes Lächeln.

Sie sah mich an und sagt:

„Na, dann überlege mal, vielleicht fällt dir etwas Schönes ein.“

² Mundek: vertrauliche Kurzform für Edmund; ähnlich in folgenden Franek für Franciszek, Felek für Feliks, Wacek für Wacław, Janek für Jan etc. (Anm. des Übersetzers).

Und ich weiß selbst nicht warum, aber ich sagte:

„Ich werde eine Schule zeichnen, so wie sie früher war.“

„Und woher weißt du, wie sie früher war?“

„Mein Vater hat es mir erzählt.“

Ich mußte ja lügen.

„Gut“, sagte die Lehrerin, „das wird sehr interessant sein.“

Ich denke:

„Gelingt es, oder gelingt es nicht? Die Jungs sind ja auch keine großen Maler.“

Ich zeichne ungeschickt; das macht aber nichts — sie können höchstens darüber lachen. Sollen sie ruhig lachen.

Es gibt Bilder, die sich aus drei Teilen zusammensetzen: einer in der Mitte und zwei an den Seiten. Jedes Bild ist anders, und doch bilden sie zusammen eine Einheit. Triptychon nennt man ein solches Bild.

Ich teilte die Seite in drei Teile ein. Das Mittelstück stellte die Pause dar: die Jungen rennen herum; einer aber hat etwas ausgefressen, denn der Lehrer zieht ihn am Ohr, während er sich loszureißen versucht und weint. Doch der Lehrer hält ihn am Ohr fest und zieht ihm mit einer Art Peitsche eins über den Rücken. Der Junge hob das Bein in die Höhe, so als hinge er in der Luft. Die anderen sehen zu: sie ließen ihre Köpfe hängen und sagen nichts, weil sie Angst haben.

Das war in der Mitte.

Rechts hatte ich eine Klasse gezeichnet: der Lehrer gibt einem Schüler mit dem Lineal eins auf die Finger. Nur ein Speichel-lecker aus der ersten Bank lacht darüber, die anderen haben Mitleid.

Links dagegen sieht man eine Bestrafung mit einer richtigen Rute. Ein Junge liegt auf der Bank. Hierbei wird er vom Hausmeister an den Beinen festgehalten. Der Schönschreiblehrer, ein Mann mit Bart, hob die Hand mit der Rute hoch. So ein düsteres Bild, wie aus einem Gefängnis. Einen so dunklen Hintergrund gab ich ihm.

Oben hatte ich geschrieben: Triptychon — frühere Schule.

Als ich acht Jahre alt war, ging ich in diese Schule. Das war meine erste Schule und sie hieß — Vorbereitungsschule. Ich erinnerte mich, daß ein Junge damals Schläge mit einer Rute bekam. Der Schönschreiblehrer schlug auf ihn ein. Ich weiß nur

nicht mehr, ob der Lehrer Koch und der Schüler Nowacki, oder ob der Schüler Koch und der Lehrer Nowacki hieß.

Ich hatte damals eine furchtbare Angst. Irgendwie hatte ich das Gefühl, daß ich nach ihm an die Reihe kommen könnte. Und ich schämte mich schrecklich, da man ihn auf den nackten Körper schlug. Man hatte ihm alles aufgeknöpft. Die Bestrafung fand in Anwesenheit der ganzen Klasse statt. Anstelle des Schönschreibunterrichts.

Später ekelte ich mich vor dem Jungen und dem Lehrer. Später, wenn nur irgend jemand sich ärgerte oder schrie, hatte ich gleich Angst, daß es Schläge geben würde. Dieser Koch oder Nowacki war nicht anständig. Als er Klassenordner war, tat er einmal folgendes: anstatt den Schwamm unter dem Wasserhahn anzufeuchten, pinkelte er darauf. Und dann prahlte er noch damit, plauderte es überall aus.

Der Lehrer kommt in die Klasse, befiehlt die Tafel zu reinigen, weil sie beschmiert ist. Niemand will es machen. Also wurde er ärgerlich und nahm den Schwamm selbst in die Hand. Und ich weiß nicht, ob sie zu lachen anfangen oder was, genug — sie redeten. Dafür bekam er die Rute zu spüren.

Ich war damals ganz klein und ging noch nicht lange in diese Schule. Doch ich sehe es ganz deutlich vor mir, als ob es erst gestern gewesen wäre. Und ich fühle alles noch genauso.

Und ich zeichne, bis der Bleistift nur so übers Papier fliegt. So daß ich mich wundere.

Die Köpfe der Schüler geraten klein, aber ich bemühe mich, jeden individuell zu zeichnen, damit die Grimassen genau zu erkennen sind. Auch soll möglichst jeder Schüler eine andere Haltung haben: der eine stützt sich auf etwas, ein anderer bleibt stehen. Mich selbst zeichnete ich auch, aber nicht in der ersten Reihe. Ich zeichne, bis mir die Ohren brennen; mir ist so heiß, als wenn ich rennen würde.

Ich zeichne aus Inspiration.

Ich war schon erwachsen, also weiß ich, was das ist — Inspiration. Mickiewicz³ war inspiriert, als er die „Improvisation“ schrieb. Die Propheten predigten aus innerer Eingebung.

³ Adam Mickiewicz, 1798–1855, größter poln. Dichter (Romantik) (Anmerkung des Übersetzers).

Inspiration — das ist, wenn einem eine schwierige Arbeit plötzlich ganz leicht von der Hand geht. Und es ist wunderbar, dann zu zeichnen oder zu schreiben, oder auch nur etwas auszuschneiden oder zu basteln. Alles gelingt dann, und man weiß nicht einmal, wie das geschieht. Als wenn es von selbst entstünde, als wenn irgendein anderer das für mich machte, und ich betrachte es nur. Und wenn ich fertig bin, wundere ich mich, als ob das gar nicht meine Arbeit wäre. Und ich bin ermüdet, aber zufrieden, daß es mir so gut gelungen ist.

Und wenn ich eine Eingebung habe, weiß ich überhaupt nicht, was um mich herum geschieht.

Ich glaube, daß Kinder oft etwas aus innerer Eingebung heraus machen, nur stört man sie dabei.

Zum Beispiel, wenn du irgend etwas erzählst, liest oder schreibst. Und es läuft gut. Oder wenn du eine Aufgabe sofort verstanden hast. Da kann vielleicht sogar irgendein Fehler sein, aber das ist kein richtiger Fehler oder nur ein ganz kleiner. Aber da unterbricht man dich plötzlich, läßt dich verbessern, wiederholen; irgend etwas haben sie immer noch zu erklären und hinzuzufügen. Und sofort ist alles wieder dahin. Du bist verärgert, hast keine Lust mehr, und es will einfach nicht mehr klappen.

Inspiration — das ist, als ob der Mensch sich mit Gott unterhielte. Und keiner hat das Recht, sich da einzumischen. Denn dann muß ich allein sein, um nichts zu sehen und nichts zu hören.

Jetzt war es genauso. Die Lehrerin steht hinter mir, sieht zu, wie ich zeichne; ich aber bin völlig abwesend — ändere nur etwas ab. Nur hier noch ein kleiner Strich, dort noch ein Tüpfelchen, und es wird immer besser. Die Lehrerin muß lange gestanden haben, nur hatte ich es nicht bemerkt.

Dann betrachte ich es von weitem, füge wieder etwas hinzu, aber immer vorsichtiger. Denn wenn man zu viel verbessert, kann man leicht etwas verderben. Und ich bin müde. Plötzlich fühlte ich es. Ich hebe den Kopf — die Lehrerin lächelt und berührt meine Wange.

Ich habe es nicht gern, wenn jemand mich streichelt oder berührt. Aber in diesem Augenblick war die Hand der Lehrerin kühl und zart. Ich lächelte.

Und sie fragt:

„Woher weißt du, daß das ein Triptychon ist?“

„Ich weiß es, ich hab's auf dem Bild gesehen, auf der Postkarte, in der Kirche.“

Ich war verwirrt und errötete noch mehr. Und die Lehrerin fragt erst jetzt:

„Darf ich?“

Ich reiche ihr das Heft und sage:

„Bitte.“

Die Lehrerin sieht sich die alten Zeichnungen an und die letzte. Und Wisniewski sprang aus seiner Bank, steckt auch seine Nase hinein und sagt:

„Triptychon.“

Ich hatte Angst, die Lehrerin könnte es herumzeigen und loben, daß es gut ist. Sie müßte doch wissen, daß in einem solchen Haufen sich immer ein Neider oder ein Narr findet, der mir dann später hart zusetzen und mich auslachen könnte. Und die Lehrerin wußte das auch, denn sie befahl Wisniewski an seinen Platz zu gehen, mir aber sagte sie nur:

„Nun, ruhe dich jetzt aus.“

Sie machte das Heft zu und legte es vorsichtig vor mich auf die Bank.

Vorsichtig und gerade.

Wenn ich wieder Lehrer wäre, dachte ich dabei, dann würde ich die Hefte nicht auf die Bank werfen, und wenn etwas falsch geschrieben wäre, so würde ich es nicht mit einer dicken Linie durchstreichen, bis die Tinte nur so spritzt. Ich würde sie genau so vorsichtig und gerade hinlegen wie die Lehrerin es tat.

Ich konnte mich nicht lange ausruhen, denn die Stunde war zu Ende. Und ich muß zum Rektor. Aber da steht er in der Tür, also blieb ich stehen. Auch die Lehrerin blieb stehen. Ich warte seitwärts und weiß nicht, was ich sagen soll. Und da kommt auch der Hausmeister.

Bereits zweimal hatte ich einen Versuch gemacht: „Entschuldigen Sie . . .“; aber ich weiß, daß es der Rektor nicht hört, weil ich es leise sagte. Es ist furchtbar unangenehm, wenn man etwas sagen soll, sich aber schämt, es zu tun.

Sie sprechen über irgendwelche eigenen Angelegenheiten, aber ich weiß nicht worüber, ich kann es nicht hören. Doch der Rektor wendet sich an mich:

„Geh in die sechste Klasse und sieh mal nach, ob dort der Globus ist. Nur schnell, wie ein Blitz.“

Und da erst sah er mich an und erinnerte sich; denn er sagt:

„Renn aber unterwegs niemanden um.“

Ich lief in die sechste Klasse, und die Jungen dort rufen:

„Hau ab, was suchst du hier?“

„Ist der Globus vielleicht hier?“

„Was willst du da?“

Und er drängt mich hinaus. Ich beeile mich, er aber stößt mich. Ich stoße ihn zurück und sage:

„Der Herr Rektor fragt ...“

Ein anderer überhört es und schreit laut:

„Bist du immer noch hier? Mach, daß du fortkommst, solange deine Knochen noch heil sind, du Pimpf!“

Ich weiß selbst nicht, was ich machen soll. Wieder schreie ich:

„Herr Rektor ...“

„Was ist mit dem Herrn Rektor?“

„Er läßt fragen, ob der Globus hier ist.“

„Hier ist gar nichts, hörst du!“

Er schlug mich mit der Hand auf den Kopf und knallte mir die Tür vor der Nase zu.

Ich gehe zurück, weiß aber wirklich nicht, woran ich bin.

Ich sage:

„Sie behaupten, daß er nicht da ist.“

Zum Glück kommt gerade ein Schüler mit dem Globus. Der Rektor ärgert sich bei dem Gedanken, daß die Schüler ihn wieder kaputtmachen könnten. Es ist unmöglich, jetzt mit ihm zu sprechen, aber ich will es nicht aufschieben. In meiner Verzweiflung zupfte ich die Lehrerin am Ärmel. Eigentlich zupfte ich nicht, sondern berührte sie nur leicht und sagte leise:

„Entschuldigen Sie.“

Und die Lehrerin hörte es gleich. Sie ging mit mir ein paar Schritte zur Seite, neigte sich zu mir:

„Was willst du?“

Darauf ich ganz leise:

„Sagen Sie bitte dem Herrn Rektor, er möchte meine Mutter nicht kommen lassen.“

Ich sagte es so leise — wie ins Ohr. Denn es ist unbequem, klein zu sein. Man muß ständig den Kopf emporrecken . . . Alles spielt sich irgendwo hoch oben über dir ab. Man kommt sich irgendwie weniger wichtig, erniedrigt, schwach und verloren vor. Vielleicht stehen wir deshalb so gern bei den Erwachsenen, wenn sie sitzen: dann können wir ihre Augen sehen.

„Weswegen will der Rektor deine Mutter kommen lassen?“

Ich schäme mich, das zu sagen, weiß aber nicht warum. Es ist peinlich, so eine Dummheit zu erzählen. Ich ließ den Kopf hängen, und die Lehrerin beugte sich noch tiefer zu mir.

„Wenn ich es nicht weiß, kann ich ihn doch nicht bitten. Ich muß es wissen. Hast du dich so wüst aufgeführt?“

Ich sage:

„Nein.“

Denn ich weiß selbst nicht, ob das wichtig ist.

„Na, sag es schon.“

Vielleicht antworten wir den Erwachsenen deshalb ungern, weil sie es immer eilig haben, wenn wir mit ihnen sprechen. Man hat immer den Eindruck, daß sie das gar nicht interessiert, daß sie nur irgend etwas daherreden, um sich uns vom Halse zu schaffen, um uns schneller loszuwerden. Na ja, sicher: sie haben ihre eigenen wichtigen Angelegenheiten, und wir die unseren. Wir versuchen auch, uns kurz zu fassen, um sie nicht unnötig lange aufzuhalten. So als sei unser Anliegen unwichtig und als sollten sie nur sagen: ja oder nein.

„Als ich durch den Korridor lief, stieß ich mit dem Rektor zusammen.“

„Hast du ihn gestoßen?“

„Nein, ich stützte mich nur mit der Hand gegen seinen Bauch.“

„Gegen seinen Bauch“, verbesserte die Lehrerin. Und sie lächelte.

Und in einer Sekunde war die Sache erledigt. Ich dachte: „Danke“ und gehe in die Klasse. Ich hatte mich nicht einmal verbeugt. Das war sicherlich unhöflich. Nebensache. Daß man

nur endlich wieder in der Bank sitzen kann mit dem Gefühl, daß das Ganze ein Ende hat!

In der letzten Stunde las der Lehrer über die Eskimos. Daß der Winter bei ihnen ein halbes Jahr dauert, daß sie ihre Häuser aus Schnee bauen. Diese kleinen Hütten nennt man ‚Iglu‘. Man kann darin Feuer anmachen, nur kalt muß es sein, sonst schmelzen sie zusammen.

Als ich erwachsen war, wußte ich auch einiges von den Eskimos, vielleicht sogar noch mehr. Aber sie interessierten mich nicht. Ich glaubte nicht einmal, daß es sie wirklich gibt. Jetzt ist das völlig anders. Sie tun mir leid.

Meine Augen sind zwar offen, ich sehe zum Lehrer hin, und doch sehe ich Eisfelder — nichts als Eis und Schnee. Nicht ein einziger kleiner Busch, nicht ein einziger kleiner Strauch. Keine Kiefer, kein Gras. Nichts als Eis und Schnee. Dann kommt die Nacht. Wind, Dunkelheit, nur manchmal Nordlicht. Mich fröstelt, und ich verspüre eine Sehnsucht in mir. Arme Eskimos! Kalt ist ihr Leben. Denn bei uns kann sich auch der Ärmste von der Sonne bescheinen lassen, so viel er nur will.

Ganz still war es, als der Lehrer las. Nur einmal flüsterte jemand im Hintergrund, ganz leise. Der Lehrer sah ihn deswegen nicht einmal an. Wir dagegen drehten uns sofort um. Wenn er ein Dummkopf war, den nicht einmal dies fesselte, hätte er es nicht gewagt zu stören. Das sollte er mal versuchen, dann könnte er was erleben!

Alle sehen den Lehrer starr an, sitzen regungslos da, wagen kaum zu blinzeln. Sicher sehen sie genau wie ich — Felder ewigen Eises.

Schade, daß wir vor dem Zeichnen keinen Geographieunterricht hatten. Dann hätte ich besser gezeichnet. Ich hätte die Augen der Jungen wahrheitsgetreuer wiedergegeben. Obwohl sie damals bei den Rutenschlägen anders blickten. Jetzt sind ihre Augen verträumt, damals aber waren sie entsetzt.

Ich hole das Zeichenheft heraus, betrachte mein Triptychon, und schon passe ich nicht mehr auf. Das Mitleid für die Eskimos hat mich ermüdet.

Es ist gut, daß ich wieder klein bin. Und es ist gut, daß ich kein Eskimo oder Chinese bin. Wieviele Kinder auf der Welt müssen sich herumplagen! Zigeuner, Chinesen, Neger. Die

Welt ist seltsam eingerichtet. Denn warum ist jemand als Neger auf die Welt gekommen, und überhaupt — immer dasselbe: klein, dann erwachsen und alt. Und dann stirbt man. Man muß sterben.

Plötzlich entsteht großer Lärm in der Klasse. Was ist los? Alle reden durcheinander. Erst dann kam ich darauf, was der Lehrer gelesen hatte, als ich nicht zuhörte und nicht aufpaßte. Er muß darüber gelesen haben, wie man Robben und Walrosse jagt.

Jeder stellt eine Frage. Der eine will dies, der andere jenes wissen. Sie springen aus ihren Bänken. Der Lehrer sagt, daß sie sich hinsetzen sollen, daß es zu laut sei; er werde so lange nichts sagen, bis sie sich beruhigt haben. Sie können sich aber nicht beruhigen, denn jeder will etwas wissen; sie wollen alles ganz genau wissen.

„Essen die Eskimos kein Brot? Warum fahren sie nicht dorthin, wo es wärmer ist? Kann man ihnen keine Backsteinhäuser bauen? Ist ein Walroß stärker als ein Löwe? Kann ein Eskimo, der sich verirrt hat, erfrieren? Gibt es dort Wölfe? Können Eskimos lesen? Gibt es unter ihnen Menschenfresser? Mögen sie die Weißen? Haben sie einen König? Woher haben sie die Nägel für ihre Schlitten?“

Einer erzählt, wie sein Großvater sich einmal im Winter auf dem Feld verirrt. Ein anderer erzählt von Wölfen. Jeder schreit, daß die anderen still sein sollen, weil er selber etwas sagen oder fragen möchte.

Wenn einen Menschen etwas wenig interessiert, kann er warten. Aber sie interessieren die Eskimos sehr. Sie selbst wohnten gewissermaßen vor einer Weile weit, weit am Nordpol; also wollten sie jetzt wissen, wie die ihnen nahestehenden Menschen leben, all die Verwandten und Bekannten, die dort geblieben sind, denen es dort nicht gut geht — und sie möchten ihnen so gern helfen.

Früher, wenn einer der politischen Gefangenen, die man nach Sibirien gebracht hatte, von dort zurückkehrte, stellten Mütter, Schwester und Verlobte auch mancherlei Fragen, wie das Leben dort ist, was ihre Verwandten tun, ob und wann sie zurückkommen. Denn aus einem Brief kann man nicht viel entnehmen.

Sowenig wie aus einem Buch. Sie möchten, daß der Lehrer selbst noch einmal alles erzählt, was er weiß, über die Robben, den Schnee, die Rentiere, das Nordlicht. Ja, er soll es sogar wiederholen. Denn sie hatten vor lauter Ergriffenheit nicht alles gehört.

Für den Lehrer ist das die vierte Stunde, die vierte Stunde seiner Arbeit in der Schule, aber für die Schüler — Kunde aus einem fernen Land von Personen, die ihnen liebgeworden sind. Der Lehrer ist müde, wir auch, nur anders. Und da regt sich die Ungeduld. Er hat genug, wir aber wollen noch mehr erfahren.

Schon wird der Lehrer beinahe ärgerlich. Er droht, daß er zur Strafe niemals mehr etwas vorlesen wird. Niemals!

Es wurde für eine Weile still, obwohl sie es nicht glauben können. Wenn er gesagt hätte: eine Woche lang, aber — nie. Und irgendein Dummkopf fängt an zu spötteln:

„Ooch, so böse werden Sie doch nicht sein“, sagt er. — „Es ist dumm von ihnen, daß sie so einen Lärm machen, aber das sind gute Jungs!“

Er tut so, als wolle er Fürsprache einlegen, aber man merkt gleich, daß er den Lehrer ungeduldig machen will, damit es ein Theater gibt, damit er anfängt zu schreien. Überall findet sich so ein Kerl. Entweder interessiert ihn überhaupt nichts, und er hat es also nicht einmal gern, wenn die Stunde interessant ist; denn da muß er still sein, weil alle anderen zuhören. Oder er stört zum Trotz, weil ihm gerade in diesem Augenblick das nicht gefällt.

Schon überlegt der Lehrer, wen er vor die Tür setzen soll. Schon sieht er auf die Uhr; denn er möchte, daß das ein Ende nimmt. Und es wird peinlich. Aber der Lehrer selbst bedauert es, da er weiß, daß sie zugehört haben. Also beherrscht er sich, tut, als ob er lächle und sagt:

„Na, du da, der du so klugschnackst, wiederhol mal, worüber ich gelesen habe.“

Und es beginnt eine ganz gewöhnliche Stunde: der Lehrer fragt, und die Klasse stottert, murmelt und gibt schlechte Antworten. Und der Lehrer denkt, daß wir es nicht können, daß wir dumme Kinder sind. Als ich groß war, konnte ich um so besser reden, je mehr mich eine Sache interessierte. Aber bei den Kindern ist es vielleicht anders. Wenn sie etwas sehr fesselt, ist es

ihnen gerade deshalb schwierig zu reden, auch wenn sie es im Grunde wissen. Als ob sie sich schämten, daß sie sich nicht so äußern, wie es sich gehört. Denn es ist furchtbar, daß man in der Schule wissenschaftlich sprechen muß, immer an die Noten denkend, an Lob oder Tadel, und nicht — so wie man wirklich fühlt.

Die Stunde ging langweilig zu Ende, und erst in der Pause unterhielten wir uns wirklich über Eskimos. Einer erinnert sich besser an dies, der andere an jenes. Und dann fangen sie an zu streiten.

„Der Lehrer hat es so vorgelesen.“

„Das ist nicht wahr.“

„Vielleicht hast du Krähen gefangen, während er vorlas.“

„Du hast selbst Krähen gefangen.“

Sie rufen Zeugen herbei.

„Stimmt es nicht, daß der Herr Lehrer vorgelesen hat, daß sie ihre Fenster aus Eis machen?“

„Stimmt es nicht, daß die Robbe ein Fisch ist?“

„Na gut, wir werden den Lehrer fragen.“

Sicherlich war es allen so ergangen wie mir. Sie waren an irgendeiner Stelle ins Nachdenken versunken und konnten später nicht mehr mitkommen. Also erinnert sich jeder an etwas anderes. Und erst die ganze Klasse zusammen weiß alles. Und später spielen sie Eskimos, irgendwo im Treppenhaus; oder auf dem Hof erzählen sie anderen, die nicht dabei waren, davon und dichten selbst noch etwas hinzu, damit es interessanter wird.

Ich ging mit Mundek nach Hause.

Die Straße erscheint mir jetzt sehr interessant. Alles ist interessant. Die Straßenbahn, der Hund, der vorbeigehende Soldat, die Geschäfte und die Schilder über den Geschäften. Alles ist wieder neu, unbekannt, wie frisch gestrichen. Unbekannt ist es eigentlich nicht; denn ich kenne Straßenbahnen, aber ich will wissen, ob die, die nun kommt, eine gerade Zahl hat oder nicht. „Laß uns raten, ob die erste Straßenbahn eine gerade Nummer hat oder nicht, und ob sie niedriger als hundert oder höher sein wird.“

Das Spiel ist schon fertig.

Da geht ein Soldat; also muß man nachsehen, ob er Tressen hat oder nicht, und ob er ein Infanterist oder ein Artillerist ist.

Ein Mechaniker hantiert in einer Telefonzelle, Kanalarbeiter reinigen die städtischen Abwässeranlagen; da bleibt man natürlich sofort stehen, denn das könnte interessant sein.

Über alles kommen einem ganz neue Gedanken.

Man hatte auch schon viele Hunde gesehen; aber dieser leckte sich mit der Zunge die Schnauze — und wieder heißt es:

„Hunde brauchen kein Taschentuch, weil sie ihre Schnauze mit der Zunge ablecken. Die Menschen aber ziehen nur die Nase hoch. Und man bekommt Lust, es zu versuchen.“

Ich versuche, mit der Zunge die Nase zu erreichen, und Mundek rät:

„Drück die Nase mit dem Finger weiter runter.“

Ich sage:

„Mit dem Finger — das ist keine Kunst.“

Und er:

„Na, versuch es doch.“

Eine Frau geht vorbei und sagt:

„Dumme Kinder — die Zunge herauszustrecken!“

Wir schämten uns, denn wir hatten völlig vergessen, daß Leute vorbeigehen und das sehen könnten. Wenn diese Frau wüßte, worüber wir uns unterhalten, würde sie sich nicht wundern; denn das war ein Versuch, wie nötig Menschen Taschentücher brauchen, ob Hunde längere Zungen haben und wie ein Mensch ohne Nase fertig werden könnte. Wir wollten das ausprobieren, und wenn jemand unser Gespräch nicht mitangehört hat, scheint es ihm, daß wir dumm sind.

Als ich noch erwachsen war, hatte ich es einmal eilig, zum Zug zu kommen. Und plötzlich wirbelt mir der Wind den Staub direkt in die Augen. Ich weiß nicht, ob ich den Koffer festhalten soll oder den Hut, oder ob ich die Hand vor die Augen halten soll.

Ich bin verärgert und beeile mich, um nicht zu spät zu kommen; denn ich mußte noch eine Karte lösen, und es könnte vielleicht eine Schlange an der Kasse stehen.

Da kommen plötzlich Jungen rückwärts gelaufen — drei waren es. Sie lachen, weil sie sich vom Wind treiben lassen. Sie sprechen auch irgend etwas untereinander. Und einer rennt

mir direkt gegen die Füße. Ich wollte zur Seite gehen, aber er stößt gegen den Koffer. Ich schimpfe ihn aus, — daß er verrückt spiele, daß er die Leute behindere. Na ja, ich habe ihn aber auch behindert. Weiß der Himmel, was sie da spielten, was sie sich dachten. Vielleicht war er gerade ein Luftballon, ein Schiff, ein Segelboot, und ich mit meinem Koffer war für ihn ein unterseeisches Riff. Mir bereitet der Wind Verdruß, ihm aber — Freude. Die Erwachsenen und die Kinder sind sich gegenseitig im Wege: die einen den anderen.

Als ich zum ersten Mal klein war, ging ich gern mit geschlossenen Augen durch die Straßen. Ich sage: „Zehn Schritte gehe ich mit geschlossenen Augen.“ Wenn die Straße leer ist, mache ich die Augen sogar für zwanzig Schritte zu. Und komme, was da wolle, ich öffne sie nicht. Anfangs gehe ich schwungvoll, dann schon langsamer, vorsichtiger. Nicht immer gelang es. Einmal fiel ich in den Rinnstein. Damals floß im Rinnstein noch Wasser, heute gibt es eine Kanalisation; Kanäle und Rohre sind unter der Erde. Also — ich fiel in den Rinnstein, verstauchte mir das Bein; etwa eine Woche lang tat es mir weh. Zu Hause sagte ich nichts; denn wozu davon erzählen, wenn sie es doch nicht verstehen? Sie werden sagen, daß man auf der Straße mit offenen Augen gehen muß. Das weiß doch jeder, aber man kann es doch zur Abwechslung auch einmal anders versuchen.

Das zweite Mal stieß ich mit dem Kopf gegen eine Laterne — holte mir eine Beule; aber es war gut, daß die Mütze etwas Schutz bot. Denn wenn man nur einen einzigen Schritt schief geht, ändert sich die ganze Richtung, und entweder rennt man gegen eine Laterne oder gegen einen Fußgänger. Wenn man einen Passanten umgerannt hat, schiebt einen der eine nur zur Seite und sagt gar nichts oder etwas Lustiges. Manchmal aber entrüstet sich einer wie ein wildes Tier: „Bist du blind? Kannst du nicht gucken?“

Und er sieht so böse drein, als wollte er einen auffressen.

Einmal war ich schon ein großer Junge — von etwa fünfzehn Jahren. Ich ging so daher, und zwei Mädchen jagten sich; sie liefen irgendwie seitwärts — direkt auf mich zu. Ich konnte nicht mehr ausweichen, also beugte ich mich vor, breitete die Arme aus — und von der Seite liefen sie mir beide gleichzeitig

in die Arme. Sie blickten erschrocken. Die eine hatte blaue Augen, die andere schwarze — lachende Augen. Eine Weile hielt ich sie fest, um das Gleichgewicht zu halten und ihnen dann auszuweichen. Die eine rief: „Oh“, die andere sagte: „Entschuldigung.“ Ich erwiderte: „Bitte sehr.“ Und beide flogen mir davon, liefen weg und drehten sich um. Und lachten. Eine rannte irgendeine Frau an, und diese stieß sie weg, bis sie ins Stolpern kam. So richtig gemein.

Kinder sind doch nötig auf der Welt, und gerade so, wie sie sind.

Ich sage:

„Mundek, wollen wir mit der Straßenbahn um die Wette laufen?“

Wir standen gerade an einer Haltestelle.

Er sagt:

„Gut, mal sehen, wer schneller ist: die Straßenbahn oder wir. Bis zur Ecke.“

„Bis zur Ecke.“

Anfangs ging es leicht; denn die Straßenbahn hatte noch keine große Geschwindigkeit. Dann aber rennen wir schon auf dem Fahrdamm, neben dem Bürgersteig — wo die Pferde fahren; eine Droschke stand uns im Wege. Wir haben verloren.

Er sagt:

„Aber ich bin der erste.“

Darauf ich:

„Das ist kein Kunststück, dein Mantel war ja offen.“

Und er:

„Wer hat dich denn daran gehindert? Du hättest deinen Mantel auch nach hinten schlagen können.“

Ja, ich habe es vergessen. So viele Jahre bin ich nicht mehr mit der Straßenbahn um die Wette gelaufen, daß ich aus der Übung gekommen bin.

„Na gut“, sage ich, „noch einmal; ich werde meinen Mantel aufmachen.“

Aber er will nicht mehr. Er sagt, daß sich dabei die Schuhe abnutzen. Ich dagegen könnte nur noch rennen. Ich freue mich, daß ich nicht müde werde. Denn ich war außer Atem, und das Herz pochte mir; aber ich blieb nur für eine Weile stehen, und

schon war ich ausgeruht. Denn die Müdigkeit eines Kindes ermüdet nicht richtig.

Wir sprechen darüber, wie man lernen kann, auf die Straßenbahn aufzuspringen. Es ist gar nicht so gefährlich, man muß es nur können. Man muß hinter der Straßenbahn herlaufen, wenn auch aus einiger Entfernung. Wenn man das kann, muß man neben der Straßenbahn laufen und sie mit der Hand berühren. Und dann muß man schon zugreifen. Erst später, aber nicht bei voller Geschwindigkeit, sondern wenn sich die Straßenbahn in Bewegung setzt, auf- und abspringen. In einem Monat kann man es erlernen. Und es ist besser, es bei den Anhängern zu versuchen; denn, wenn man dann auch hinfällt, kann man nicht unter die Räder kommen. Und man muß sich umsehen, ob hinten nicht gerade ein Wagen fährt.

Auch Erwachsene brechen sich die Beine.

Wir fingen an, von Unfällen zu sprechen.

Ich sage:

„Zu meiner Zeit gab's noch keine Autos.“

Er sah mich verwundert an:

„Wieso gab's keine?“

„Na, es gab eben keine“, sagte ich verärgert, weil mir das so herausgerutscht ist.

Und wir blieben bei einer Litfaßsäule stehen.

Im Kino zeigen sie: „Die Qualen der Liebe.“

„Möchtest du das sehen?“

Mundek verzog das Gesicht.

„Nicht besonders. Die Liebesszenen sind langweilig. Entweder küssen sie sich oder gehen im Zimmer umher. Nur manchmal schießt jemand. Ich mag Detektive lieber.“

„Und möchtest du ein Detektiv sein?“

„Ich glaube schon. Über die Dächer und Zäune jagen — mit einer Pistole in der Hand.“

Wir lasen ein Zirkusplakat.

„Am liebsten mag ich Zirkus.“

Wir stehen da, schwatzen — gehen weiter.

„Und morgen haben wir fünf Stunden.“

„Naturkunde.“

„Wenn uns die Lehrerin doch noch etwas mehr über die Robben und Eisbären erzählen könnte!“

„Möchtest du ein Bär sein?“

„Und wie!“

„Aber Bären sind tolpatschig.“

„Sie sind überhaupt nicht tolpatschig; das scheint nur so. Aber ich möchte lieber ein Adler sein. Ich würde mich auf den höchsten Felsgipfel hinaufschwingen, höher als die Wolken. Einsam und stolz stände ich da.“

Es ist besser, Flügel zu haben, als mit dem Flugzeug zu fliegen. Immer das Benzin, und das Flugzeug kann auch einmal kaputtgehen, man braucht Flugzeughallen, und man kann nicht überall landen; man muß es reinigen, muß einen langen Anlauf nehmen. Die Flügel dagegen kann man einziehen, wenn man sie nicht mehr braucht — und fertig.

Wenn die Menschen Flügel hätten, müßte die Kleidung anders sein. Die Bluse hätte hinten zwei Öffnungen, und man würde die Flügel entweder außen oder unter der Jacke tragen.

Da gehen zwei Jungen, — unterhalten sich einfach so. Dieselben, die vor einer Weile ihre Zungen herausstreckten, um die Nase zu lecken, dieselben, die mit der Straßenbahn um die Wette liefen. Jetzt aber sprechen sie von Flügeln für die Menschheit.

Die Erwachsenen denken, daß die Kinder nur herumtollen und Unsinn reden können, während sie aber die ferne Zukunft voraussagen, darüber streiten und debattieren. Die Erwachsenen werden sicherlich sagen, daß die Menschen niemals Flügel haben können, ich aber, der ich schon erwachsen war, sage, daß sie es können.

Also sprechen wir davon, daß es fein wäre, in die Schule zu fliegen und dann wieder zurück. Ich fliege weg, und wenn ich müde bin, gehe ich ein Stückchen zu Fuß. Mal ruhen sich die Flügel, mal die Beine aus.

Man könnte sich auch ungefährdet aus dem Fenster hinauslehnen, sich für eine Weile aufs Dach setzen, einen Ausflug in den Wald machen — fliegend. Über der Stadt fliegen wir paarweise, und außerhalb dann jeder in seine Richtung. Im Wald kannst du hingehen, wo du willst, und wenn du den Weg verloren hast, fliegst du eben hoch und schaust, wo der Treffpunkt ist — und du kannst dich nicht verirren.

„Was, Mundek, das wäre fein?“

„Sicher wär' das fein.“

Und die Menschen hätten dann einen schärferen Blick. Wir sprechen davon, daß die Zugvögel ihre Dörfer und Nester wiederfinden. Weder Atlanten noch Kompassse besitzen sie, und doch finden sie sich über den Meeren, Bergen und Flüssen zu recht.

Klug sind die Vögel, klüger als der Mensch. Aber der Mensch herrscht über alles, alles gehorcht ihm.

„Vielleicht ist das deswegen so, weil er am besten töten kann, und nicht, weil er der Beste ist.“

Wir wurden nachdenklich, und da kommt plötzlich ein Junge vorbei — so ein großer Schlingel — und schlug mir die Mütze vom Kopf. Er hielt einen Stock in der Hand, stieß damit gegen den Schirm meiner Mütze und warf sie herunter.

Sofort war ich bei ihm:

„Warum fängst du Streit mit mir an?“

„Was habe ich dir getan?“ — tut er erstaunt.

„Meine Mütze hast du runtergeworfen.“

„Was für eine Mütze?“

Er lacht mir frech ins Gesicht und tut ganz harmlos.

„Hast du sie etwa nicht runtergeschlagen?“

„Natürlich nicht. Sieh mal dort, er hat ja deine Mütze.“

Mundek hob indessen die Mütze auf und wartet ab, was daraus wird.

„Er hat sie, du aber hast sie runtergeworfen.“

„Hau ab, du Rotznase! Ich soll ihm die Mütze runterwerfen! Als ob ich nichts anderes zu tun hätte!“

„Klar hast du nichts anderes zu tun, du Lümmel! Läßt einen nicht in Ruhe gehen!“

„Nur nicht ‚Lümmel‘, hörst du, sonst kriegst du eins gelangt.“

Und er stieß mich mit dem Stock unters Kinn. Ich aber packte den Stock und breche ihn entzwei. Er springt mich an. Doch ich bleibe stehen.

„Gib mir den Stock zurück oder bezahl dafür!“

Er beugte sich; er war größer, also sprang ich etwas hoch und langte ihm eins mit der Faust auf die Stirn. Seine Mütze fiel aber nicht herunter. Ich türmte, und Mundek hinter mir her.

Da rannten wir aber wie verrückt.

„Da hast du es“, denke ich, „das nächste Mal bleib friedlich, denn auch von einem Kleinen kannst du was abbekommen, du Gassenjunge.“

Anfangs rannte er hinter mir her, dann aber sah er ein, daß er nicht im Recht war, und daß er keinen Blödmann vor sich hatte. Also gab er auf.

Wir blieben stehen und lachten. Vor einer Weile war ich noch völlig außer mir vor Erregung. Die Augen liefen mir rot an. Jetzt ist mir wieder fröhlich zumute. Ich staubte die Mütze mit dem Ärmel ab.

Mundek aber sagte:

„Warum hast du mit ihm Streit angefangen?“

„Habe ich angefangen oder er?“

„Na ja, aber er war doch größer.“

„Größer — also darf er überall die Menschen hin und her stoßen?“

„Und morgen wird er dich vielleicht wiedererkennen und verprügeln.“

„Was heißt hier wiedererkennen, er wird mich nicht wiedererkennen.“

Doch Mundek hat recht. Ich werde jetzt aufpassen müssen.

Aber hat man denn so etwas schon gehört, daß jemand einem am helllichten Tage in einer belebten Straße die Mütze vom Kopf haut? Wenn das einem Erwachsenen passiert wäre, hätte es einen Spektakel gegeben, einen Menschauflauf, Polizei. Da es aber einem Kind passierte, geschieht gar nichts. Unter den Kindern gibt es auch streitsüchtige Kerle, wir haben ihnen gegenüber aber keine Hilfe und keinen Schutz, wir müssen uns selbst zu helfen wissen.

Wir stehen an der Ecke, können uns aber irgendwie nicht trennen. Wir hatten ja über etwas Wichtiges gesprochen, und der Bengel da hat uns gestört. Es war ein angenehmer Weg: Spiel, Unterhaltung, Erlebnis.

Jetzt gehe ich schon allein, langsam, und versuche so zu gehen, daß ich immer genau auf die Mitte der Steine trete. So wie man Hinkelkasten spielt: man darf nicht auf die Linien treten. Es wäre an sich einfach, aber man muß ja den Passanten ausweichen; und es gelingt einem nicht immer sofort, einen

Schritt zur Seite zu machen und gleichzeitig nicht auf die Linie zu treten.

Also darf ich es nur zehnmal — kommt es mehr als zehnmal vor, habe ich verloren. Ich zähle: einmal ging's daneben — zweimal, dreimal, viermal. Noch kann ich sechs-, noch fünfmal. Ich habe Angst, aber beim Spiel ist solche Angst ganz angenehm.

Nur achtmal trat ich drauf, und dann bin ich im Hauseingang. Nur vor dem Laden verjagte ich noch eine Katze. Sie läuft in den Hauseingang und ich hinterher. Sie sprang zur Seite und lauerte. Dabei hob sie so drollig ihre Pfote hoch.

„Bist du heute in der Schule dran gewesen?“ fragt meine Mutter.

„Nein.“

Ich küßte ihr zärtlich die Hand. So zärtlich, daß sie mich ansah und mir über das Haar streichelte.

Ich freute mich, daß der Rektor mir verziehen hat und daß ich wieder eine Mutter habe.

Den Kindern scheint es, daß ein Erwachsener keine Mutter mehr braucht, daß nur ein Kind verwaist sein kann. Es ist nun einmal so, daß die Menschen, je älter sie sind, desto seltener noch ihre Eltern haben. Wie oft aber kommt auch für den Erwachsenen der Augenblick, da er sich nach seiner Mutter und seinem Vater sehnt, da es ihm scheint, daß nur die Eltern ihn anhören und verstehen, ihm raten und helfen könnten, und, wenn es sein müßte — verzeihen und mitfühlen. Also auch ein Erwachsener kann sich verwaist fühlen.

Nun, schon bin ich mit dem Mittagessen fertig: was werde ich jetzt machen?

Also gehe ich auf den Hof. Felek, Michael und Wacek sind auch da.

„Wollen wir Jagd spielen?“

Michael hat einen Revolver geschnitzt, ihn mit Tinte schwarz bemalt und mit Nägeln beschlagen. Irgendwo hat er solche Nägel mit goldenen Köpfen aufgetrieben — aus Gold waren sie ja nicht — aus Messing, ganz fein glänzend. Michael nannte ihn „siegreicher Revolver“. So als hätte er ihn auf dem Schlachtfeld als Lohn für seine Tapferkeit erhalten. Der General selbst habe ihm ihn für seine Heldentat gegeben. Nach der Schlacht habe

man das ganze Regiment in einer Reihe aufgestellt. Das Orchester spielt, die Fahnen wehen — ein dreifaches Hoch ertönte ihm zu Ehren —, danach fand ein Defilee statt, und dann sagt der General:

„Diesen Revolver eroberte mein Urgroßvater von den Türken. Er wurde vom Sohn auf den Enkel vererbt. Zweihundert Jahre war er im Besitz unserer Familie. Jetzt aber, da du mir das Leben gerettet hast, soll er dir dienen.“

So sagt Michael.

Einmal sagt er, daß es bei Wien⁴ geschah, ein andermal — bei Cecora, dann wieder bei Grunwald. Aber das ist unwichtig. Jetzt, wo ich wieder ein Kind bin, scheint mir, daß es nicht wichtig ist, was man von der Geschichte weiß, sondern wie man sie fühlt. Als ich Lehrer war, dachte ich anders.

Michael wird also Jäger sein, Felek — der Hase, Wacek und ich — Hunde.

Nicht gleich stand alles fest. Anfangs sollte es eine Jagd auf einen Banditen sein, und ich war für eine Expedition der Eskimos.

Es kommt selten vor, daß alle einer Meinung sind. Manchmal hat einer keine so rechte Lust zu spielen, also muß man auf ihn eingehen, um ihn anzuspornen. Eskimos wollen sie nicht spielen, ein Banditenspiel dagegen erlaubt Michael nicht. „Als wir es damals spielten, habt ihr mir einen Ärmel abgerissen.“

Sie haben ihn aber nicht abgerissen, sondern er war schlecht angenäht, so daß der Zwirn abriß. Michael war nämlich ein gefährlicher Bandit, wir trugen ihn gerade in den Keller zur Hinrichtung. Er riß sich los, und da er ja hätte entkommen können, konnten wir auf seinen Ärmel keine Rücksicht nehmen.

Ein Hasenspiel ist ruhiger, allerdings; und wenn alles klappt, kann es auch sehr interessant sein.

Das Wichtigste bei diesem Spiel ist, mit wem man spielt. Es gibt so wilde Jungen, bei denen man im voraus schon weiß, daß es mit einem Zwischenfall endet. So ein Kerl achtet auf gar nichts, will sich nur als Sieger durchsetzen. Mit einem solchen Wildfang zu spielen ist nicht gerade angenehm; denn man muß ständig aufpassen. Man läßt ihn zwar mitspielen, weil er sonst

⁴ Wien (1683), Cecora (1620), Grunwald (1410): Schlachten, in denen die Polen gekämpft haben (Anmerkung des Übersetzers).

nur im Wege stände, stellt ihm aber Bedingungen. Unangenehm ist auch das Spiel mit einem Streitsüchtigen. Bei dem geringsten Anlaß fängt er an, sich zu zanken oder fühlt sich beleidigt. Die Jungen sind nicht so oft beleidigt, dafür aber die Mädchen . . . Wenn es am schönsten ist, heißt es dann wegen einer Lappalie:

„Ich spiele nicht mehr mit.“

Wenn auch alle sagen, daß er nicht im Recht ist, wird er auf seiner Meinung beharren. Ist es möglich, so läßt man ihn gewähren, um nur nicht alles zu verderben, aber es ärgert einen furchtbar.

Die Erwachsenen verstehen das nicht. Sie sagen: „Geht mal spielen. Warum spielt ihr nicht mit ihm? Ihr habt ja auch schon genug gespielt.“

Und sie ärgern sich, daß wir nicht darauf hören.

Wie soll man aber mit einem Heini spielen, der gleich hinfällt, weint und petzt? Oder mit so einem Dummkopf, der nichts versteht und das Spiel im schönsten Augenblick verdirbt?

Wie soll man da das Spiel plötzlich unterbrechen, wo man nicht weiß, wie es enden würde?

Ein Spiel muß gut aufgebaut sein und gelingt dennoch nicht immer. Also möchte man es auch aussnutzen, wenn es schon einmal gelingt.

Nun, da spielen wir Jagd.

Der Hase trieb sich ein bißchen auf dem Hof herum, die Hunde aber rücken von beiden Seiten vor. Also macht er einen Sprung in den Hausflur . . . Ich hinterher. Ich stehe da und schnuppere, ob er die Treppe hochgerannt ist, oder in den Keller. Es kommt mir vor, als ob es im Keller raschelt. Ich schleiche mich heran; dunkel ist es hier.

Der Hase rennt fast immer in den Keller, denn in der Dunkelheit ist es leichter, sich zu ducken und zu entschlüpfen. Und wenn er ein ruhiges Spiel haben wollte, ist es auch besser in den Keller . . . Denn man hat immer etwas Angst, dorthin zu gehen, muß auch aufpassen, daß man dabei nicht jemanden umrennt.

Vergangenes Jahr hat Olek mit voller Wucht Josefs Mutter, die gerade einen Korb voll Kohlen trug, die Treppe heruntergestoßen. Ich war damals erwachsen, und ich erinnere mich so-

gar, wie ich mich empörte, daß sich die Jungen zu viel erlaubten, und der Hausmeister sie zu selten mit dem Besen vom Hof jagte. Ausgelassen ist die Bande, und die Bewohner haben keine Ruhe. Ein Glück, daß der Frau nichts weiter passierte; sie hat sich nur die Haut am Bein abgeschürft. Es hätte aber schlimmer ausgehen können.

Wir alle hatten großes Mitleid mit jeder Beule und jedem blauen Fleck der Erwachsenen; wenn aber einem Kind etwas passiert, dann sagen wir:

„Das geschieht dir recht. In Zukunft führ dich nicht so wild auf.“

So als würde ein Kind weniger fühlen, als hätte es eine andere Haut als sie selbst.

Und es ist gut, wenn sie einen nur auslachen; obwohl auch das uns ärgert. Denn du hast Schmerzen und hast dich erschreckt; sie aber scherzen. Manchmal ist es noch schlimmer: dann schimpfen sie noch. Sie wissen, daß es nicht absichtlich geschah; denn wer würde sich schon selbst verletzen, und man hat dennoch den Eindruck, als wäre man ihnen zum Trotz hingefallen, als hätte man sich ihnen zum Trotz verletzt.

Jetzt verstehe ich schon, daß ich, wenn ich ein Jagdhund bin und im Keller sich ein Hase versteckt hat, der plötzlich in der Dunkelheit vorbeihuscht, daß ich dann nicht die Treppe so latsch, latsch hinuntergehen kann, sondern ruckzuck — drei Stufen auf einmal — rennen muß, auch wenn ich ausgleiten und auf den Kopf fallen sollte, oder mir ein Splitter von dem Geländer unter die Haut käme. Ich riskiere das dann, und überlege eigentlich gar nicht, denn ich will ihn ja fangen. Wie oft kommt es vor, daß ein Hund im vollen Lauf im Wald gegen einen Baum rennt und sich den Kopf zerschmettert! Und der Hund hat vier Pfoten, ich dagegen nur zwei.

Ich bin ein Hund, und belle, winsele, weil ich die Spur verloren habe. Als ich erwachsen war, hatte ich eine rauhe Stimme und konnte weder bellen noch krähen wie ein Hahn, ebenso wenig wie ein Huhn gackern. Jetzt habe ich wieder die frische helle Stimme eines Kindes und kann bellen wie früher.

Ich stehe so da, stehe, halte Ausschau, — und ab in den Keller! Und Wacek hinter mir her. Und hier stürzt sich der Hase plötzlich über unseren Köpfen vom Obergeschoß auf den Hof.

Enttäuscht darüber belle ich kurz auf und — ihm nach!

Wir hatten ausgemacht, daß niemand auf die Straße laufen darf; aber im Hof ist es eng, er läuft also ein paarmal im Kreis herum, und dann sind auch schon die Hunde da, und der Jäger schleicht sich von der Seite dazu. Na, und der Hase rennt ins Tor.

„Ist nicht erlaubt!“

Aber red' mal mit einem Hasen, wohin und was er darf, wenn er sein Leben verteidigt! Er kämpft doch um sein Leben. Und wenn wir spielen wollen, müssen wir das verstehen.

Immer spricht man vor dem Spiel ab, was erlaubt ist und was nicht. Aber es ist schwer, sich in Gefahr an die Vorschriften zu halten.

Wenn wir müde sind oder keine rechte Lust mehr haben, oder einer irgend etwas macht, was ganz und gar nicht zulässig ist — dann unterbricht man das Spiel und fängt Streit an. Keinen richtigen Streit, sondern nur so, daß man sich etwas ausruhen oder etwas am Spiel ändern, etwas verbessern kann. Den einen schließt man vom Spiel aus, einen anderen nimmt man hinzu, oder der Hund ist jetzt einmal der Hase, oder man will nicht so, nicht hier spielen. Vielleicht denkt sich auch einer etwas anderes aus.

Und eben deshalb ist es besser, unter sich zu spielen, ohne Erwachsene. Der Erwachsene setzt immer im voraus fest, wie das Spiel verlaufen soll; er bestimmt selbst, wer was spielt und treibt immer voran, als täte ihm die Zeit leid. Er kennt doch die Jungen gar nicht richtig.

Es ist schön, sich zur Erholung etwas zu zanken.

Sie treten zusammen und beratschlagen. Manchmal bleibt es dabei ruhig, manchmal wird es hitzig.

Wenn es mal passiert, daß sich jemand verletzt oder ihm etwas an seiner Kleidung zerissen wird, fällt die ganze Schuld auf den, der es anders gemacht hat, als vereinbart war.

„Alles durch dich.“

Er verteidigt sich, daß es nicht wahr sei; aber er fühlt seine Schuld. Und wir wissen, daß es nicht leicht ist, sich zu einer Schuld zu bekennen, außer wenn einer sich zuviel erlaubt oder zuviel Zank sucht.

„Genug jetzt.“

„Also spielen wir nun oder nicht?“

„Na gut, schon gut. Also fangen wir an.“

„Hört auf, euch zu zanken.“

„Wer nicht will, kann ja gehen.“

Also der Hase läuft zum Tor und auf die Straße hinaus, und wir hinter ihm her. Er rennt auf die andere Straßenseite, und wir ihm nach. Für uns ist es leichter; denn wenn einer langsamer wird, kommt der andere von der Seite und jagt dem Hasen Schrecken ein. Wir haben einen geraden Weg, während er im Zickzack laufen muß. Wir haben eine gute Wahl getroffen, denn der Hase ist ungefähr zwei Jahre älter als wir, kräftiger und läuft schneller. Am Ende werden wir ihn fangen; aber die ganze Kunst besteht ja darin, wie lange er sich wird verteidigen können.

Na, und wir erwischten ihn erst im dritten Stock. Er war todmüde, atmete kaum noch. Wir fingen ihn lebendig; denn er wehrte sich schon gar nicht mehr, ergab sich von selbst.

Wir setzten uns auf die Treppe und unterhielten uns. Wir waren auch müde nach dieser Jagd die Treppen hoch.

Doch wir sagten uns, daß — komme, was wolle — er uns nicht mehr entwischen darf, daß wir ihn haben müssen. Er hätte sich wohl noch in einer Wohnung verstecken können, in einem Bau. Aber er wohnt nicht auf diesem Flur.

Doch er sagt:

„Wenn ich gewollt hätte, hättet ihr mich nicht gefangen.“

Wir meinen, daß er doch nicht mehr hätte entkommen können.

Er aber antwortet:

„Wenn ich gewollt hätte, hätte ich es gekonnt.“

„Wir hätten dich auch schneller fangen können, wir wollten uns nur nicht zu sehr abhetzen. Und du tatest uns leid.“

„Pah, ich tat euch leid! Wo ihr mich nicht für eine Sekunde habt Atem schöpfen lassen. Nicht einmal ein richtiger Hund jagt einen so.“

„Weshalb bist du dann auf die Straße gerannt, wenn das nicht ausgemacht war?“

„Ja was? Wohin hätte ich denn entkommen sollen?“

„Du hättest dich ergeben können.“

„Du redest klug! Man hätte schießen müssen. Wenn du mich verwundet hättest, hättest du mich gehabt. Hält den Revolver in der Hand und schießt nicht!“

Das ist wahr: Michael hätte schießen sollen. Aber er ist doch auch hinterhergejagt. Er hatte ganz vergessen, daß er der Jäger ist und kein Hund. Das war sein Fehler. Hätte er geschossen, wäre Felek hingefallen und hätte sich, weil er schon sehr müde war, ehrenvoll ergeben. Michael ist gereizt.

„Bei Cecora hat er den Revolver vom König selbst bekommen, aber auf einen Hasen schießen, das kann er nicht. Schöner Held!“

Michael wurde es peinlich.

„Wenn du mich auslachst, werde ich dir nichts mehr erzählen.“

Wacek bekam Angst, daß er sich mit ihm zanken könnte, also sagte er:

„Weißt du noch, wie wir Tiger spielten? Du brachst damals aus dem Zirkus aus, und ich war der Dompteur.“

Wir fingen an, über dressierte Tiere zu sprechen, jeder, was er gesehen hatte. Über Löwen, die durch einen brennenden Reifen springen, über den Elefanten, der auf einem Fahrrad fuhr, über Affen und Hunde.

Von Hunden zu erzählen ist interessant, weil jeder sie schon selbst gesehen hat. Von anderen Tieren hat man meistens nur etwas gehört oder gelesen.

Der Onkel von Felek hat einen Hund, der Männchen macht, Sachen herbeiträgt, sich leblos stellen kann und sich nicht anfassen läßt. Auch hier war einmal ein Soldat auf Urlaub gewesen, der einen dressierten Hund hatte. Auf dem Hof machte er verschiedene Kunststücke mit ihm. Er zeigte den Jungen ein Bajonett und erzählte ihnen von Maschinengewehren und Bomben.

„Wenn Krieg wäre, würde ich mich sofort als Freiwilliger melden.“

„Erkundige dich, ob sie dich nehmen würden.“

Zu klein.

Seufzer.

Wir sprachen über Rettungshunde, daß sie Flossen haben wie die Enten und Ertrinkende retten. Auch über Ertrunkene.

Und schon wurde es dunkel. Und es ist irgendwie unheimlich, sich zu unterhalten.

„Der Lehrer hat in der Schule über Eskimos vorgelesen.“

Wir unterhalten uns über Eskimos und über die Schule.

Wie schön es wäre, wenn wirkliche Reisende, Erfinder und Soldaten in der Schule erzählen würden, was sie tun und was sie gesehen haben.

„Einmal erzählte uns die Lehrerin von ihrem Ausflug in die Tatra.“

Was für ein Sturm da tobte. Es blitzte. Man kann ganz anders erzählen, wenn man etwas vom Sehen kennt und nicht nur aus Büchern. Das ist weniger interessant.

„Nun ja, die Reisenden erzählen schon, aber nur den Erwachsenen. Sollen etwa solche berühmten Leute den Kindern erzählen? Das lohnt sich nicht.“

Wir wurden still. Und der Hausmeister machte das Licht auf der Treppe an. Er sieht uns und jagt uns weg.

„Was macht ihr hier im Dunkeln? Marsch, nach Hause!“

Und er guckt so argwöhnisch, als hätten wir ganz sicher etwas Unerlaubtes getan. Bestimmt dachte er, daß wir geraucht haben, denn da lag ein Streichholz. Er sieht zuerst das Streichholz und dann jeden von uns der Reihe nach . . .

Vielleicht scheint es uns auch nur so, aber Mißtrauen ist sehr unangenehm. Und dann haben sie die Angewohnheit, verschiedene Angelegenheiten zu erledigen, wenn sich die Gelegenheit bietet. Wenn sie nicht gucken, ist nichts. Aber wenn sie es tun, dann heißt es immer:

„Mach den Knopf zu. Weshalb sind deine Schuhe so dreckig? oder: Hast du deine Hausaufgaben schon gemacht? Zeig mal deine Ohren. Schneide dir die Nägel.“

Und so lernen wir allmählich auszuweichen, uns zu verbergen, auch wenn wir gar nichts Böses getan haben. Wenn sie uns zufällig ansehen, warten wir gleich auf irgendwelche Bemerkungen. Vielleicht können wir deshalb die Speichellecker nicht leiden. Wahrscheinlich ist er gar nicht mal ein Speichellecker; nur hält er sich zu viel unter Erwachsenen auf, fürchtet ihren Anblick nicht, steckt also mit ihnen unter einer Decke.

Als ich Lehrer war, handelte ich ebenso. Es schien mir, daß es so gut ist, wenn ich alles sehe und jede Kleinigkeit beachte. Jetzt

aber nicht: ein Kind sollte frei sein, wenn ich es ansehe. Und wenn ich etwas sagen will, dann nicht deshalb, weil mir zufällig etwas einfiel, sondern weil ich ihm wirklich etwas zu sagen habe.

Nun, wir sitzen im Dunkeln auf der Treppe. Und wie sollte es anders sein, wenn das Licht nicht angezündet ist? Wir unterhielten uns ein bißchen. Und wenn wir sagen, daß wir uns unterhalten, dann antworten sie sicher:

„Worüber könnt ihr euch schon unterhalten? Sicherlich über irgendwelche Dummheiten.“

Freilich, nicht über kluge Dinge. Einfach so. Aber unterhalten sich denn die Erwachsenen immer klug? Weshalb sofort diese Geringschätzung?

Die Erwachsenen glauben, daß sie uns gut kennen. Was kann schon an einem Kind interessant sein? Es ist noch jung, weiß und versteht nicht viel. Denn jeder vergißt, wie er als Kind war und denkt, daß er jetzt wer weiß wie klug ist.

„Marsch nach Hause! Nun macht schon!“

Wir trennten uns nur ungern, langsam, Schritt für Schritt. Er sollte ja nicht denken, daß wir Angst vor ihm hatten! Denn wenn wir wirklich hätten bleiben wollen und das tun, was uns untersagt war, hätte er uns nicht daran hindern können. Wenn nicht hier, dann eben woanders, wenn nicht jetzt, dann später.

Zu Hause war das Abendessen noch nicht fertig. Also begann ich mit Irenchen zu spielen. Ich habe nämlich eine kleine Schwester. Ja, Mutter, Vater und das kleine Irenchen.

Wir spielen, daß ich die Augen schließe, die Ohren zustopfe und mich zur Wand wende, während sie ihre Puppe versteckt, die ich dann suche. Und wenn ich sie gefunden habe, tue ich so, als wollte ich sie ihr nicht zurückgeben, halte sie nur hoch über den Kopf. Sie zerrt mich an der Hand und kreischt:

„Gib mir die Puppe wieder, gib sie, gib sie her!“

Sie muß sagen: „Gib die Puppe her“ — fünfzehn- oder zwanzigmal; denn das ist das Lösegeld. Wenn ich sie gleich gefunden habe, braucht sie es nicht so oft; habe ich mich aber lange abgequält, bis ich sie gefunden habe, muß sie es öfter sagen.

Einmal also versteckte sie die Puppe unter das Kissen, ich fand sie sofort; zehnmal schrie sie: „Gib die Puppe her!“

Ein anderes Mal steckte sie sie in die Tasche des Mantels. Beim dritten Mal hinter den Schrank. Das vierte Mal unter das Bett. Aber als sie die Puppe in den Topf steckte, suchte ich lange, und sie mußte dreißigmal kreischen:

„Gib die Puppe wieder!“

Und wieder. Das ist kein dummes, kindliches Spiel. Ein Geheimnis lüften, das Verborgene finden, beweisen, daß es nicht gelingt, es so zu verstecken, daß man es nicht findet. Je schwieriger es ist, etwas zu erringen, desto angenehmer ist der Sieg. Die Wahrheit der Erwachsenen, Enthüllung, Erfindung, Erkenntnis — oder die Puppe im Topf und unter der Decke. Die ganze Natur — das ist Irenchen, die die Puppe versteckt, und die unter Mühen forschende Menschheit — das bin ich, der kleine Junge. Da jagte ich einen Hasen durch die Schnelligkeit meiner Beine und Gewandtheit im Laufen, hier fange ich eine Puppe mit Scharfsinn, Wachsamkeit und Hartnäckigkeit.

Was tun wir anderes im Leben, was tun alle Menschen? Wir jagen hinter Hasen her und suchen nach Puppen.

Schon bin ich sogar müde nach diesem langen Tag, an dem ich so viel erlebt habe.

Ich aß zu Abend, will so schnell wie möglich zu Bett gehen.

„Wieso bist du so still?“ fragt der Vater. „Hast du in der Schule was ausgefressen?“

„Nein“, sage ich, „ich habe Kopfweg.“

„Soll ich dir vielleicht Zitrone geben?“ fragt die Mutter.

Ich wusch mir nur Hände und Gesicht; schnell hatte ich mich ausgezogen, liege mit geschlossenen Augen da.

Der erste Tag, an dem ich wieder klein bin, ist zu Ende. Was ist nicht alles vorgefallen an diesem einem Tag! Nur einen Teil habe ich aufgeschrieben, was mir die Erinnerung gerade eingab, was sich tiefer eingepreßt hatte. Wenn die Eindrücke auf einen Menschen einstürzen wie ein Platzregen im Frühling, kann er dann alle einzelnen Regentropfen im Gedächtnis behalten und niederschreiben? Lassen sich die stürmischen Wellen eines anschwellenden Flußes zählen?

Ich war ein Eskimo und ein Hund, ich verfolgte selbst und floh vor den Verfolgern, war Sieger und unschuldiges Opfer eines Vorfalles, war Künstler und Philosoph — das Leben spielt für mich wie eine Kapelle. Und ich begreife, wieso ein Kind ein

frühreifer Musiker sein kann, und wenn wir aufmerksamer seine Zeichnungen und Worte beachten, wenn es schließlich Vertrauen hat und zu reden beginnt, und wenn wir seinen andersartigen, aber bedeutenden Wert erkennen — dann werden wir in ihm einen Meister der Gefühle, einen Poeten, einen Kunstmaler finden. Das wird einmal sein. Aber wir sind noch nicht erwachsen. Wir stecken noch zu tief im materiellen Leben.

Ich hatte heute eine Reise in das Land des ewigen Schnees gemacht; verzaubert in einen Hund, zeigte ich meine funkelnden Zähne, und dies und das, und dies und das.

Als ich mit Irenchen spielte, war die Puppe keine Puppe, sondern Opfer eines Verbrechens, eine versteckte Leiche, die aufzuspüren ich verpflichtet war. Als ich sie fand, nahm ich sie vorsichtig wie eine Tote.

Die Puppe war eine Ertrunkene und ich der Fischer. Mit wiegenden Schritten ging ich durch das Zimmer. Die Hände bewegte ich wie in einem Netz.

Die Puppe war ein Bandit: wo hat er sich versteckt? Ich gehe vorsichtig durchs Zimmer, schleiche mich heran, damit er mich nicht mit einem tödlichen Schuß empfängt.

Nicht in der Manteltasche oder unter dem Kissen lag sie, sondern im Forst, in einer unterirdischen Höhle, im Moor, auf dem Meeresgrund. Ich packte sie hart, schüttelte sie.

Ich sagte Irenchen nichts; denn sie ist klein, also versteht sie es sowieso nicht. Das war schon mein eigenes Spiel.

Ich habe vergessen hinzuzufügen, daß gerade da die Mutter hereinkam und sagte:

„Gib ihr die Puppe wieder. Weshalb ärgerst du sie?“

„Wir spielen doch so“, sage ich.

„Du spielst vielleicht, sie aber ist böse: bis auf die Treppe hört man ihr Geschrei.“

Ich habe auch nicht erwähnt, wie mir im Keller in der Ecke irgend etwas Weißes erschien, wie ein Mensch ohne Kopf, im Leichentuch. Und als ich aus dem Keller lief, jagte ich eine Zeitlang nicht dem Hasen nach, sondern floh vor dem Gespenst. Eine Weile dauerte es nur, aber wie es in der Brust klopfte . . . Und drei schwarze Blitze zuckten vor meinen Augen!

Auch habe ich nicht geschrieben, wie ich plötzlich während der Stunde Durst bekam. Aber der Lehrer ließ mich nicht hinausgehen.

„Es klingelt bald. Dann kannst du trinken.“

Er hatte recht; aber ich bin ein Kind. Ich habe jetzt eine andere Uhr, messe die Zeit anders, habe einen anderen Kalender. Mein Tag ist die Ewigkeit, die sich in kurze Sekunden und lange Jahrhunderte teilt. Nicht nur zehn Minuten hatte ich Durst.

„Wann klingelt es endlich? Denn ich leide. Ich fühle ein Brennen im Mund, in den Augen, eine Glut der Gedanken. Ich leide wirklich. Denn ich bin ein Kind.“

Ich habe nicht erwähnt, daß mich während der Pause ein Kamerad auf seiner neuen Mundharmonika spielen ließ, oder wenigstens probieren, ob sie gut ist. Er hatte sie als die beste gelobt, sie roste nicht, sei dauerhaft. Ich spielte vielleicht eine Minute — ein einziges Mal — wischte sie an der Jacke ab, gab sie ihm zurück. Und nichts weiter.

Und doch. Denn wenn er die Mundharmonika verliert, vertauscht, verkauft oder kaputtmacht, und ich in einem halben Jahr eine haben werde, und er mich bittet — dann werde ich daran denken und es ihm auch erlauben. Wenn ich sie ihm aber nicht geben würde, hätte er das Recht zu sagen:

„Sieh mal an, was du für einer bist! Wo ich dich habe spielen lassen!“

An solche Gefälligkeiten erinnert sich ein redlicher Mensch.

Auch habe ich nicht erwähnt, daß ich einen zu langen Mantel hatte, der darauf berechnet war, daß ich noch weiter wachsen würde. Er hatte mich behindert, als ich mit der Straßenbahn um die Wette lief. Solange ich nicht erwachsen bin, wird er mir immer hinderlich sein, so oft ich ihn anziehe.

Wieder eine Kleinigkeit; aber es wird dauern, was weiß ich, wie lange. Ein halbes Jahr, ein Jahr, eine Ewigkeit?

Ich habe nicht erwähnt, daß ich plötzlich auf der Scheibe eine lebendige Fliege entdeckte. Ich freute mich; heimlich nahm ich etwas Zucker und verstreute einige Krümel. Ich hatte den Frühling genährt. Und sollte sich nur Irenchen oder ein anderer erdreisten, ihr Unrecht zu tun!

Ich fand den Korken von einer Flasche. Ich kann ihn gut gebrauchen und habe ihn ~~jetzt~~ in der Hosentasche, neben dem Bett.

Auf der Straße hatte ich einen Soldaten gesehen. Ich machte einige militärische Schritte. Salutierte. Er lächelte freundlich.

Ich wusch mein Gesicht mit kaltem Wasser. Ich fühlte, was ein Bad — schönes, kaltes Wasser — für eine flüchtige Freude ist.

Als ich groß war, hatte ich einen alten, kleinen Teppich, der schon ganz verschossen war. Und einmal in einem Schaufenster sah ich ebenso einen, allerdings war er neu, hatte dasselbe Muster, dieselben Blumen. Irgendwie langsamer und gebeugt schlich ich weiter.

Als ich erwachsen war, hatte man nach einem langen Winter die verstaubten Scheiben im Zimmer geputzt. Sie waren sehr staubig. Als ich nach Hause zurückkehrte, stand ich lange am Fenster und blickte auf die durchsichtigen Scheiben.

Als ich groß war, traf ich einmal den Onkel, den ich lange nicht gesehen und beinahe schon vergessen hatte. Ganz ergraut kommt er daher, stützt sich auf einen Stock. Er fragt, was es Neues gibt. Ich antworte:

„Ich werde alt, Onkel.“

„Was, schon? Was soll ich denn sagen? Ein Grünschnabel bist du noch.“

Ich freute mich, daß er lebt, daß er die Dinge beim Namen nannte.

Und plötzlich berührt eine warme Hand meine Stirn. Ich zuckte zusammen. Öffne die Augen. Ich begegne dem besorgten Blick meiner Mutter:

„Schläfst du?“

„Nein.“

„Hast du Kopfschmerzen?“

„Nein.“

„Ist dir nicht kalt? Soll ich dich nicht lieber zudecken?“

Sie berührt mit der Hand mein Gesicht, die Brust.

Ich richte mich auf.

„Mach dir keine Sorgen, Mama. Der Kopf tat mir gar nicht weh.“

„Aber du hast es doch gesagt.“

„Es schien mir so. Ich wollte einfach schlafen.“

Ich schlinge meine Arme um ihren Hals, sehe ihr in die Augen. Und schnell stecke ich den Kopf unter die Bettdecke. Ich höre noch:

„Schlaf, mein Söhnchen.“

Ich bin wieder ein Kind, und die Mutter sagt zu mir: „mein Söhnchen“. Wieder sagen sie zu mir: „du“. Wieder sind die Scheiben sauber, wieder hat der Teppich alte, vergangene Farben angenommen. Wieder habe ich junge Hände, junge Beine, junge Knochen, junges Blut, jungen Atem, junge Tränen und Freude.

Freude — Tränen — und ein jugendliches, kindliches Gebet.

Ich schlief ein. Wie nach einem langen Marsch.

Zweiter Tag

In der Nacht fiel Schnee.

Alles weiß — unsagbar weiß.

So viele Jahre hatte ich keinen Schnee mehr gesehen. Nach so vielen, vielen Jahren freue ich mich, daß es schneit, daß es weiß ist.

Auch die Erwachsenen lieben schönes Wetter. Aber sie denken dabei, überlegen, während wir es wie einen Trunk genießen. Auch die Erwachsenen lieben einen klaren Morgen, für uns aber ist er wie ein gutgekühlter Wein — wir sind gleichsam betrunken durch ihn.

Als ich erwachsen war, dachte ich immer, wenn ich Schnee sah, schon daran, daß es Matsch geben würde, ich spürte schon die nassen Schuhe und überlegte, ob die Kohle wohl den Winter über reicht. Auch Freude war da, aber zugeschüttet mit Asche, verstaubt und grau war sie. Jetzt aber verspüre ich eine nur weiße, klare, blendende Freude. Wieso? Nichts wieso: Schnee!

Ich gehe langsam, vorsichtig, ich trete nicht gern mit den Füßen darauf. Rundherum Funken, es glänzt, leuchtet, schillert, spielt, lebt. Und auch in mir tausend Funken. Als hätte jemand Diamantenpulver auf der Erde und in der Seele verstreut. Er hat gesät, und brillantene Bäume werden wachsen. Ein funkeln-des Märchen wird geboren werden.

Ein weißes Sternchen fällt mir auf die Hand. Hübsch, ganz klein, lieblich. Schade, daß es sich verflüchtigt und verschwindet. Schade — oder ich hauche, freue mich, daß es nicht mehr da ist, weil schon ein zweites kommt. Ich öffne den Mund und fange es mit den Lippen auf. Ich fühle die kristallene Kälte des Schnees, das reine und kühle Weiß.

Und wenn es anfängt zu schmelzen, werden überall Eiszapfen hängen. Man kann sie mit der Hand abschlagen. Man kann den Mund darunterhalten und den Schnee und die fallenden Tropfen auffangen. Mit einer mächtigen Handbewegung haust du sie unter dem Gesims ab. Sie fallen und zerbrechen mit einem kühlen Ton.

Wirklich Winter, und wirklich Frühling!

Das ist kein Schnee, sondern das Zauberreich einer in allen Regenbogenfarben schillernden Seifenblase.

Na, und dann die Schneebälle. Die Bälle, Kugeln — Schabernack, Überraschung. Bälle — so viel du willst! Du brauchst sie nicht zu kaufen, nicht zu leihen, nicht darum zu bitten. Du hast sie einfach. Du hast ihn geworfen — weich schlug er auf und zerfiel. Macht nichts — gleich geht's weiter. Du wirfst nach ihm, er nach dir; gegen den Rücken, die Ärmel, die Mütze — und nichts. Lachen und Herzklopfen.

Du bist hingefallen, stäubst dich ab zum Schein. Da bekommst du einen hinter den Kragen — brrr — kalt — angenehm. Ein Erlebnis.

Du rollst einen Schneeball. Er nimmt von allen Seiten Schnee an, er wächst. Du suchst nach ergiebigen Stellen, schiebst die Kugel weiter. Sie wird immer größer. Du schiebst nicht nur mit der Handfläche, sondern mit der ganzen Hand; schon fühlst du, daß sie schwerer wird. Du gleitest aus, schiebst sie also langsamer, vorsichtiger. Wessen Kugel ist größer? Und was nun? Soll man daraus einen Schneemann bauen, oder schwungvoll mit beiden Beinen drauf springen?

Die Hausmeister werden den Schnee an beiden Straßenseiten zusammenfegen; wenn du also da hineinspringst, watest du bis zu den Knien in den weißen Daunen.

Bei Gott, mir fehlen Bretter und Nägel! Die notwendigste Sache, die einzig wichtige auf der Welt — darüber hinaus exi-

stiert nichts — ist ein eigener, mit Blech beschlagener Schlitten. Was könnte man hier zerschlagen, demolieren, sich aussuchen, erbitten — um Bretter zu bekommen? Und einen Schlittschuh; wenn man schon nicht zwei bekommen kann, dann wenigstens einen. Man fühlt sich wie eine Waise ohne Schlittschuh und Schlitten.

Das sind unsere weißen Sorgen, unsere weißen Wünsche. Erwachsene, ihr tut mir leid, weil ihr so arm seid an Freuden über den Schnee, der gestern noch nicht lag!

Der Wind fegte von den Gesimsen, Türrahmen und Dachrinnen die zerbröckelten Sternchen weg und streute weißen Puder auf die Straße. Eine weiße, kühle Wolke. Nach oben, nach unten, gegen die halb geschlossenen Lider, gegen den Vorhang weißer Wimpern.

Nur die Straße. Kein Wald, kein Feld — aber eine weiße Straße. Ein munterer, kindlicher Freudenschrei. Auf den Dächern der Häuser werden kleine menschliche Gestalten stehen, werden auf den gesperrten Bürgersteig mit Schaufeln Schnee hinabwerfen. Und du wirst sie beneiden, daß sie so hoch oben sind, daß sie fallen können und doch nicht fallen, daß sie eine so leichte, angenehme und schöne Arbeit haben: von oben Schnee herabzuwerfen — und die Fußgänger treten zur Seite und sehen nach oben.

Wenn ich ein König wäre, würde ich anordnen, daß am ersten Tag des richtigen Winters nicht tausend Schulglocken läuten, sondern, daß aus einer Festung zwölf Kanonenschüsse ertönen zum Zeichen, daß der Unterricht ausfällt.

Im Keller oder auf dem Boden jeder Schule gibt es Kisten, Kästen und Bretter.

Das Fest der ersten Rodelbahn.

Die Straßenbahn wird angehalten, der Verkehr ist untersagt. Unsere Schlitten und Glocken nehmen die Stadt in Besitz. Alle Straßen, Plätze, Gärten. Das weiße Fest der Schulkinder — der Tag des ersten Schnees.

So war also mein Weg.

Und jetzt — nur die Schule. Ich weiß, daß sie nichts dafür kann, aber ich verspüre einen Groll. Na, wie sollte es auch anders sein? In der Bank — fünf Stunden — und lesen — und Aufgaben lösen?

„Fräulein Lehrerin, Schnee.“

„Stimmt's etwa nicht, Fräulein Lehrerin?“

Die Lehrerin versucht uns zu beruhigen, zuerst sanft, dann schon strenger. Sie ist ungeduldig, aber sie kann es nicht leugnen, sie fühlt doch, daß wir recht haben. Denn er ist ja da.

„Fräulein Lehrerin!“

„Ruhig.“

Später wird es heißen:

„Wer nicht den Mund hält, wer aufmuckt — ich sage euch zum letztenmal . . .“

Sie wird drohen.

Also ist es wieder unsere Schuld? Also auch hier wir? Also nicht der Schnee ist schuld, sondern immer nur wir?

Wir hatten geschlafen — in der Nacht — wir haben es nicht einmal gewußt, wir können eine Bescheinigung unserer Familie bringen — er ist ganz von selbst gefallen, vom Himmel. Aber wenn man darüber nicht sprechen darf, wenn wir so tun müssen, als hätten wir es nicht gesehen, als wüßten wir es nicht, wenn es schlimm ist, häßlich, daß wir es wissen und uns sogar darüber freuen, dann ist nichts zu machen. Mag es also sein.

Nur einer steht in der Ecke.

Ich werde mit allen anderen zugleich still. Noch einige unruhige Blicke durchs Fenster, der letzte hoffnungsvolle Blick zur Lehrerin, ob sie sich es vielleicht doch noch überlegt. Und schon ist es still. Im Vordergrund steht nur noch der Unterricht.

Keine zwölf Schüsse einer weißen Hochzeit für die Kinder. Einer sagt etwas Uninteressantes.

Ich öffne meinen Federkasten und zähle, wieviel Stahlfedern ich noch habe.

„Eins, zwei, drei . . . Kreuzfeder, Kugelfeder, Sechserfeder, Goldfeder, Rundfeder — zwei, drei Kreuzfedern. Eins, zwei, drei, vier, fünf. Eine ist ohne Spitze: die Spitze ist abgebrochen, wird wohl nicht schreiben.“

Ich nehme sie heraus, probiere; sie schreibt, aber dick.

Elf Stahlfedern, elf.

Und weiter nichts.

Sie reden irgend etwas Unwichtiges über einen Jungen oder Bauern.

Ich gähne.

„Im Unterricht darf man nicht gähnen.“

Mein Nachbar stieß mich an, daß ich aufstehen sollte. Ich erhebe mich. Ich vermute, daß die Lehrerin mich meint, da ich gegähnt habe.

„Sitz gerade, stütz dich nicht auf!“

Ich sitze gerade, ich stütze mich nicht auf. Ich gähne heimlich.

„Bitte zur Tafel sehen.“

Ich blicke zur Tafel und sehe, daß draußen wieder der Schnee fällt, aber das interessiert mich schon gar nicht mehr.

Ich sitze ganz still.

„Wiederhol mal.“

Was?

„Stell dich in die Ecke. Du paßt nicht auf.“

Ich schlepe mich in Richtung Ecke.

„Schneller.“

Irgendwer lachte auf. Oft lacht in der Klasse jemand einfach so auf, und man weiß nicht weshalb. Und es kommt vor, daß nach ihm alle anderen auch anfangen zu lachen.

Die Beine tun mir weh. Sie tun eigentlich nicht weh, sondern sie knicken zusammen. Seltsam. Die Kräfte würden reichen für einen Wettlauf, für Schlitten und Schlittschuhe. Aber jetzt — kein böser Wille, nicht Eigensinn, nicht Trägheit, keine mutwillige in der Schule übliche Trotzreaktion, sondern ein echtes, aufrichtiges, ehrliches, schmerzhaftes: „Ich kann nicht.“ Als hätte jemand mich in die Hand genommen und zerbrochen — wie einen Stock.

Eine harte Strafe — in der Ecke stehen. Ich fühle mich schwach, das Sitzen in der Bank hat mich ermüdet. Ich hatte mich aufgestützt, konnte nicht mehr gerade sitzen. Jetzt muß ich stehen. Ich tröste mich:

„Besser in der Ecke! Wenn sie anfangen, Unfug zu treiben, trage ich nicht mit an der gemeinsamen Verantwortung.“

Und diese Möglichkeit besteht.

Denn inmitten der ohnmächtigen Stille glimmt der heimliche Groll, die Lust zur Rache, die nur auf ein Zeichen wartet. Wird sich ein Mutiger finden oder nicht? Denn wenn jetzt nur einer

anfängt, endet es nicht mit einer kleinen Szene. Ich weiß das schon — ich kenne es.

Da schlug also jemand die Feder in die Bank, er spannt sie, läßt sie wieder los — und sie summt. Die Lehrerin hörte es noch nicht, wir aber hören es — gleich vom ersten schüchternen Versuch an. So einen Kerl ausfindig zu machen, ist schwierig, denn er schlug die Feder unter der Bank tief ins Holz, und sobald er drauf drückt, hört man gleich — sssmm!

Jetzt schon lauter.

„Wer war das?“

Keine Antwort.

Jetzt sind es schon zwei, immer abwechselnd.

Wann wird denn diese Stunde endlich zu Ende sein? Das kann ja nicht ewig dauern. Wenn doch wenigstens eine Uhr an der Wand hinge. Warum ist hier keine Uhr? Warum weiß es die Lehrerin, weshalb sind nur wir so hoffnungslos, so verzweifelt?

„Ich frage wer das war? Olszewski, du?“

„Was? Ich weiß von nichts.“

„Wer dann?“

„Ich weiß gar nichts, und Sie haben gleich mich in Verdacht.“

Die Klasse erwacht aus dem Schlummer. Es fängt an, interessant zu werden. Wir warten auf ein neues, schon gewagtes Summen. Die Lehrerin hat bereits die Richtung erraten. Jetzt wird sich gleich ein dritter melden, um die Lehrerin irrezuführen. Jetzt holt er sicher schon die Feder aus dem Federkasten, setzt eine unschuldige Miene auf, drückt die Feder ins Holz.

„Nehmt die Hände auf den Rücken, bitte.“

Endlich klingelt es.

Jetzt versteht ihr auch, weshalb die Schule, wenn auch mit einer gewissen Verlegenheit, verlangt, daß die Schüler die Hände übereinanderlegen und paarweise die Klasse verlassen. Denn wir springen auf — alle auf einmal, im Schwarm, wie der Wind — rennen zur Tür hin.

Die Türen sollten in den Schulen breit sein, für den Fall, daß ein Brand entsteht, oder, daß es so schneit wie jetzt.

Wir drängeln uns, beeilen uns, um nicht ein bißchen, nicht eine Sekunde zu verlieren. Wir müssen uns hinausretten, haben aber einen so langen Weg, so viele Hindernisse. Die engen Türen, der schmale Flur, die Treppen, der Vorraum. Und wir

müssen alle die ersten auf dem Hof sein. Also bahnen wir uns mit Ellenbogen, Knien, mit der Brust, mit dem Kopf den Weg, denn uns fehlt die Luft; die Hände brennen vom kalten Schnee.

Es sauste etwas vor den Augen vorbei — es geht los.

Der erste beste Schneeball und bums! — gegen den ersten besten. Er wird nicht böse sein. Ein wunderbares, herrliches Spiel wird das. Und buchstäblich niemand wird uns dabei stören. Er wird es nicht wagen, nicht riskieren.

Der Hausmeister weiß, daß sie ihm die Treppen beschmutzen werden. Die Lehrer haben sich im Lehrerzimmer versteckt und rauchen Zigaretten. Die Lehrer tun so, als merkten sie gar nichts; denn es gehört sich nicht. Und das sind — unsere zehn Minuten. Um sie zu verteidigen, sind wir eine Lawine, ein Hurrikan, ein Element.

Eine Schneeballschlacht auf weitere Entfernung und auf Ärmellänge. Gegen einen und gegen alle. Eine Schlacht, in der es keine Feinde gibt, in der man niemandem Unrecht tun will, aus der man aber unbedingt als Sieger hervorgehen muß. Man zählt nicht die abgegebenen und empfangenen Treffer, prüft nicht ihre Wirkung und fühlt nicht die von hinten abgegebenen Würfe. Hauptsache, man hält den stürmischen Angriff bis zum Schluß auf dem Schlachtfeld durch.

Schon ist einer unglücklich hingefallen, schon sieht sich einer etwas an — ein Loch in der Jacke, oder in der Hose; und die ersten Tränen schimmern in den Augen.

Wir sehen die Wunden nicht, haben kein Mitleid mit den Tränen. Nur etwas ganz Furchtbares könnte das Spiel unterbrechen: wohl nur eine eingeschlagene Fensterscheibe oder echtes Blut. Obwohl, wer weiß, ob das wirklich den Kampf sofort unterbrechen würde; vielleicht nur auf einem der nächstliegenden Abschnitte.

Es gibt keinen Plan, keinen Anführer. Jeder gegen jeden, jeder für sich gegen alle. Nur zufällige und flüchtige Bündnisse.

Da stürmen wir zu dritt gegen einen. Wir drängten ihn an die Wand. Er verteidigt sich, aber der Ring schließt sich immer enger. Schon hat er allen Schnee um sich herum verbraucht, schon kämpft er nicht mehr mit Bällen, denn er schafft es nicht

mehr; in seiner Panik wirft er einfach so mit Schnee. Schon kann er sich nicht mehr bücken, denn wir stehen Brust an Brust.

„Ergibst du dich?“

„Nein.“

Er hat recht.

Denn einer von den dreien warf plötzlich mit voller Wucht einen Ball gegen seinen Verbündeten. Verrat — Panik im Sturm. Eigentlich kein Verrat, sondern die Parole, sich zu zerstreuen und schnell an eine interessantere Stelle zu rennen.

Er handelte richtig, daß er sich nicht ergeben hat, denn im letzten Augenblick kommt für ihn der Entsatz. Plötzlich werden wir mit einem Kugelhagel überschüttet — gegen den ungedeckten Rücken. Und er entkam in der allgemeinen Verwirrung, geschwächt, weiß von Kopf bis Fuß, aber unbesiegt.

Oder einer der drei stopft ihm den letzten in der Eile nicht mehr fertiggekneten Schneeball — eine Handvoll lockeren Schnees — in den Mund oder beschmiert ihm das Gesicht und verletzt ihn mit einem zufällig unter den Schnee geratenen Steinchen. Eigentlich darf man das nicht, aber was kann es da in einem Kampf schon für Vorschriften geben?

Oder wir laufen plötzlich einfach so auseinander, ohne zu wissen, mit wem zusammen und gegen wen wir kämpfen.

Die Kämpfenden und die Abteilungen haben sich vermengt. Bekannte Gesichter fliegen vorüber, halbbekannte, nur flüchtig wahrgenommene und völlig fremde.

Wir ringen nicht mit dem Menschen, sondern mit der Zeit. Jeder Augenblick muß sinnvoll verwendet werden — schade um jeden Bruchteil einer Sekunde. Jeder Augenblick muß ausgenutzt, ausgepreßt und ausgesogen werden, bis zum letzten Tropfen der Wonne an Bewegung.

Nun, da liegen wir beide im Schnee. Ich oben. Schon lockere ich absichtlich die Umklammerung, um ihm die Möglichkeit einer Revanche zu geben, damit ich für eine Weile unter ihn zu liegen komme. Nur für einen Augenblick. Er begriff. Wir springen beide auf die Beine und laufen zusammen, uns an den Händen haltend, oder — in verschiedene Richtungen.

Der einzige Ehrgeiz: alle möglichen Kampfsituationen erschöpfen. So viel Eindrücke wie möglich sammeln und in sich aufnehmen. Jede Faser der Muskeln und Nerven in Bewegung

bringen. Atmen aus dem äußersten Winkel der Lunge. Tausendmal den mächtigen Strom des Blutes durch das Herz jagen.

Denn auch wir können uns in Wonne verlieren — nicht in einer roten, sondern einer weißen. Und es wird nichts vergessen werden. Und in der Eintönigkeit der nächsten Unterrichtsstunde werden wir die einzelnen Augenblicke dieser schönen Zeit, der starken inneren Erschütterungen verdauen.

Die Kinder wachsen, nicht wahr? Ihr Körper und ihr Geist wachsen doch? In solchen Pausen am meisten — das möchte ich wissenschaftlich beweisen. Um unumstößlich zu überzeugen.

Nun, es klingelt. Macht nichts. Noch besser. Das Klingelzeichen gibt dem Spiel den letzten Antrieb. Wie die Kapelle dem Soldaten auf dem Marsch. Hatten wir unsere Kräfte vor dem Klingelzeichen vielleicht etwas geschont, so jetzt nicht mehr. Bis zum letzten, bis auf den Grund, ganz und gar, völlig, alles, jedes Bißchen, was an Kräften in einem steckt, wie eine weiße Mazurka — in den letzten Augenblick des Kampfes werfen.

Der entscheidende, gefährliche, berauschte Augenblick. Jetzt, wenn es keine Berechnung oder Überlegung mehr gibt, gerade jetzt — wird am häufigsten eine Scheibe eingeschlagen, geht ein zu weit geworfener Ball verloren, bricht sich jemand ein Bein. Hier kann plötzlich eine kurze, überraschende, hitzige Rauferei entstehen; du schlägst dich — nicht etwa, weil du ihn nicht leiden kannst, nicht, weil du mit ihm noch ein Hühnchen zu rupfen hast, sondern, weil das Klingelzeichen dich in die Klasse ruft. Er hat dich unabsichtlich gestoßen oder geschlagen; vor dem Klingeln hättest du ihm verziehen, hättest nicht einmal darauf geachtet, aber jetzt, nach dem Klingeln, spürst du es und verzeihst ihm nicht. Später wunderst du dich selbst, schämst dich, und es tut dir leid. Und die Kameraden fühlen mit dir mit, und sie bedauern, daß sie es nicht rechtzeitig abwenden konnten. Denn es ist schade, daß ein so schönes Spiel, so verdorben wurde.

Schön?

Wie arm ist doch die menschliche Sprache! Denn was sollst du sagen?

„Wir jagten umher. Es war herrlich.“

Und basta.

Wenn ich der Hausmeister wäre, würde ich lange klingeln, lange in solchen Pausen voller Schnee. Denn solange es klingelt, achten wir ja nicht darauf — wir bauen das Echo der Klingel in unser Spiel ein. Erst wenn sie verklungen ist, in dieser ersten, unmittelbar darauf folgenden Stille wird das Spiel unerlaubt, riskant, unberechenbar. Die Reihen brechen auseinander, die Disziplinierten ziehen sich zurück, du bemerkst ein Zögern in den Bewegungen, eine Unsicherheit in den Augen, du verlierst das Vertrauen, den Glauben, du bist dir deiner selbst nicht ganz sicher — du weißt, daß du weichen mußt, das aber ist doch eine Niederlage, Fahnenflucht, Verrat.

Stille. Jeden Augenblick wird das zweite Klingelzeichen sie durchpeitschen. Und es wird zu spät sein.

Wir laufen in den Flur. Dort wird uns sicher derjenige pflichtbewußt zurückhalten, der für die Sauberkeit der Korridore verantwortlich ist.

„Füße abtreten!“

Und eben hier hat jemand den letzten, harten, kraftvoll und fest gekneteten Schneeball auf die an der Tür zusammengeballte Menschenmenge angelegt. War es die Hand, die dabei zitterte, oder das Auge, das ihn hierbei im Stich ließ, oder hat hier ein geheimgehaltener Vergeltungsbeschluß die Richtung verwirrt — kurz, er traf nicht uns, sondern das Fenster.

Wenn ich wieder erwachsen bin, werde ich den Fall klar und deutlich zur Sprache bringen, ihn auf die Tagesordnung setzen.

Wieviel Scheiben jährlich dürfen wir einschlagen? Du sagst: nicht eine einzige? Wahnsinn! Daran glaubst du selbst nicht.

Das Glas haben, wie es heißt, die Phönizier erfunden. Und all die Jahrhunderte hindurch konnte man nichts erfinden, was dauerhafter wäre? Was machen denn die Chemiker, was die Physiker in ihren Labors? Kann man wirklich nichts anderes erfinden?

Die Scheiben sollen eben nicht kaputtgehen. Es ist ihre Schuld, nicht die unsere. Warum sollen wir plötzlich regungslos verharren, starr werden vor Schreck? Auf ein Unheil warten? Weshalb soll ich, der ich unschuldig bin, mich verstecken, von der Stelle flüchten, wo das Verbrechen geschah? Warum wurden wir nun alle, die wir zufällig dabei waren, plötzlich zu Verbrechern?

Warum soll ich nach dieser Pause von nur fünf — na, sagen wir von sechs — Minuten Dauer, einen drohenden Blick und einer grausamen Frage begegnen:

„Wer war es?“

„Ich nicht.“

Und obwohl ich die Wahrheit sage, habe ich das Gefühl, als ob ich lüge. Ich hätte sagen sollen:

„Der Zufall wollte es, daß ich es nicht war.“

Ich weiß, daß es Verdachtsmomente gibt. Meine schneebedeckte Kleidung klagt mich an. Ich warf die Schneebälle wie die anderen, wie alle. Es ist ja erlaubt. Übrigens, was weiß ich! Vielleicht nicht? Ich beeile mich, rechtzeitig in die Klasse zu kommen, sicherlich schaffe ich es. Übrigens, was weiß ich! Vielleicht bin ich wirklich schuldig, daß ich nicht gleich beim ersten Anschlag der Klingel aufhörte? Aber war das möglich so auf einmal, so unverzüglich?

„Ich war's nicht.“

Ich warf einige nicht verbotene, harmlose Schneebälle. Waren es einige? Ich weiß nicht wieviel. Soll man da nur die ganz fertigen, vollendeten, geometrisch runden Schneebälle zählen, oder auch die Halb- und Viertelbälle, die ich in der Eile warf?

Und doch fand sich, pfui, ein ganz erbärmlicher Lügner, der sagt:

„Ich habe nur zwei Schneebälle geworfen, dort — weit weg.“
Schwindler, Betrüger, Lügner.

Wir sind alle solidarisch in das Unglück verwickelt. Wir fühlen, daß auch der Unglücklichste unter uns unschuldig ist — denn es ist wahr, daß die Scheibe der Zufall eingeschlagen hat, nicht der, der sie eingeschlagen hat, und überhaupt niemand. So fühlen wir im Augenblick, und aus Angst vor der drohenden Schande darf man nicht mehr sagen als ein kurzes:

„Ich war's nicht.“

Und auch noch ungern. Ungern, und nur unter Zwang. Antwortet ihr doch lieber, ob wir wirklich nicht eine einzige Scheibe einschlagen dürfen? Und wenn wir wenigstens eine jährlich einschlagen dürfen, sollte das nicht gerade diese hier sein?

Ich weiß, ihr werdet nicht antworten, denn ihr kennt und ihr versteht den Schnee nicht. Ihr wollt ihn nicht einmal kennenlernen, ihr schätzt ihn gering.

Also werde ich sagen:

„Von solchen Pausen wie der heutigen hat der Mensch im Leben nicht viele. Manchmal gibt es während des ganzen Winters nicht eine einzige. Denn es muß warm sein, sonst wird der Schnee nicht locker, und man wird keinen Schneeball formen können. Und die Hände frieren allzusehr. Der Schnee muß feucht und tief sein. Zu warm darf es auch nicht sein, sonst wird er ja schmelzen. Er muß entweder nachts oder morgens fallen, so daß man ihn bis dahin noch nicht weggefeigt hat. Es muß der erste, der völlig saubere sein, damit weder Eisstückchen noch Erdklumpen darin enthalten sind. Wir, die Kenner und Verehrer des Schnees, fühlen all das tief in der Seele.

Wir wissen, daß ihr mit uns unzufrieden seid. Es kommt schon mal vor, daß ihr recht habt. Es ist wahr, daß wir gern auf dem Sofa herumspringen. Ihr sagt, das Sofa geht kaputt, die Federn bekommen einen Knacks. Nicht gleich, nicht so schnell. Ein Sofa, wenn man nicht darauf springt, kann Jahrzehnte halten. Wir glauben das, obwohl wir erst ein Jahrzehnt leben und es nicht prüfen konnten.

Ihr erlaubt uns nicht, die Nüsse zwischen den Türen zu knacken. Die Türen werden dadurch beschädigt. Dies ist noch seltsamer. Die Türen — das ist das Haus. Die Häuser sind hoch, festgebaut, stehen hunderte von Jahren. Aber — mag es auch so sein.

Nicht einmal an den Klinken dürfen wir uns schaukeln; denn sie können, obwohl sie aus Eisen sind, abbrechen. Sonderbar! Wir leben noch nicht lange, sehen uns erst um. Ihr und die ganze Welt — ihr seid sonderbar. Dennoch beschuldigen wir euch nicht des bösen Willens.

Das Eisen bricht? Einverstanden.

Die Kleidung nutzt sich schnell ab? Leider.

Die Scheiben gehen kaputt. Noch dazu beim geringsten Anlaß. Sie gehen von selbst kaputt, nicht durch uns. Die Welt ist hart und unnachgiebig. Ich fiel hin, stieß gegen die Wand, gegen das Fensterbrett, gegen den Schrank, den Tisch, gegen die Kante, gegen die Ecke — es schmerzt, manchmal schmerzt es sehr.

Und plötzlich bedeckte der liebe Herrgott für uns Kinder die Erde mit einem weißen Teppich, wie ein Vogel, der für seine

Jungen das Nest mit Federn auspolstert. Grünes Gras gibt es im Winter nicht, und es wird nicht so schnell kommen. Und wenn es da ist, dann wird es umzäunt sein, und man wird es nicht betreten dürfen. Mit dem Schnee dagegen darf man machen, was man will.

Es gibt Schneekugeln, die harmlos sind; es gibt auch gefährliche, edle gibt es, wie Karabinerkugeln, und hinterlistige Dum-Dum-Geschosse, die das humane Kriegsrecht verbietet. Es gibt Kartätschen, Bomben, Granaten. Für euch aber sind das alles nur Schneebälle, die die Scheiben einschlagen. Da ist halt nichts zu machen: Krieg.

„Ich war's noch nicht mal zufällig.“

„Wer war es also?“

Ein Schulterzucken.

„Ich weiß es nicht.“

Ich weiß es wirklich nicht. Und wenn ich es auch weiß, weiß ich es doch nicht. Mir scheint es nur, daß er es war. Sicherlich werde ich es erfahren, wenn ich in aller Ruhe nachfrage, überlege — später. Ich hab ja keine absolute Sicherheit, daß er es war, er allein, und bestimmt kein anderer.

Ich lief ja, denn es hatte bereits geklingelt, denn es war spät. Müde war ich, fröhlich und angsterfüllt. Vielleicht schien es mir nur so.

Zwei Mann standen da. Sicherlich war es einer von ihnen. Irgendein Gesicht huschte vorbei und verschwand. Vielleicht war es gerade dieser dritte? Vielleicht nur ein verirrter Schneeball? Man muß es feststellen — dazu braucht man Zeit — der Lehrer aber will, daß dies schon jetzt geschieht.

Übrigens mögen es andere sagen — vielleicht standen sie näher, konnten besser sehen.

Und wir stehen lange da — düster, unterträglich. Und ich frage mich, wann so etwas einmal den Erwachsenen passieren könnte. Ich finde nur einen Fall.

Einmal, während eines Umzuges, an dem ich teilnahm, hörte man plötzlich einen Schuß. Die Polizei umringt uns: wer hat geschossen? Hier aber, da ich unschuldig bin, weiß ich, daß eine Untersuchung kommen, daß jedes „Für“ und „Wider“ genau abgewogen wird. Unsere Angelegenheiten dagegen werden nur so schnell dahingefuscht. Warum ist das so? Warum ge-

schiebt uns so oft ein Unrecht, obwohl wir unschuldig sind? Warum darf man ein Kind ungerecht bestrafen und hält das nur für eine Kleinigkeit, und wird dafür von niemandem zur Rechenschaft gezogen?

Der Religionsunterricht verlief ruhig.

Ich dachte über Joseph nach, den der Pharao ins Gefängnis warf. Joseph deutet die Träume. Später ging es ihm gut, aber wie schwer es ist, von eigenen Brüdern verkauft zu werden, boshaft angeklagt zu sein, und lange Jahre hindurch gefesselt in einem dunklen Loch zu sitzen. Ich stand nicht lange in der Ecke, und wie habe ich doch gelitten! Ich stand in einer Klasse, die Fenster hatte, ich wußte, daß ich nur bis zum Klingelzeichen dort zu stehen hatte. Warum wissen wir nicht, wie ein ägyptisches Gefängnis aussah, wie lange sich Joseph quälen mußte? Joseph tut mir leid, ich will mit ihm mitfühlen, soweit er es verdient, ich weiß es aber nicht. Damals wollte ich alles über die Eskimos wissen, jetzt über Joseph. Ich habe viele Fragen; weshalb mögen die Erwachsenen unsere Fragen nicht? Das war doch lange her und weit weg, also auch sie können es nicht wissen. Warum geben die Erwachsenen nicht gern zu, daß sie etwas nicht wissen, sondern in Büchern nachsehen oder jemanden fragen, der mehr weiß! Vielleicht wissen sie es nicht, vermuten es aber. Sie haben es leichter.

Früher waren in den Schulen noch nicht einmal Bilder. Zu meiner Zeit kannte man kein Kino. Wie arm waren die Kinderjahre ohne Kino! Man sprach über Berge, Meere, Wüsten, frühere Kriege, wilde Völker. Und es wuchs immer mehr der Wunsch, all das zu sehen. Jetzt, wenn man den dunklen Kinosaal verläßt, kann man wenigstens sagen:

„Ich war dort, ich habe es gesehen.“

Das Gemurmel in der Klasse weckt mich aus meinem Nachdenken. Wieder sind wir ausgeruht und hungrig nach den zwölf Kanonenschüssen.

Der Rücken schmerzt, aber erst jetzt. Der Schneeball muß hart gewesen sein. So ein kleiner Schmerz ist ganz angenehm. Wie eine Narbe, die der Vater dem Sohn zeigt. Ein stolzer, schmerzloser Schmerz, von dem man sagt:

„Das ist nichts. Eine Kleinigkeit.“

Ich sehe mich um und sehe Janek an, den ich direkt auf die Stirn getroffen hatte, so daß seine Mütze herunterfiel . . . Sofort fühlte er meinen Blick. Er lächelte und antwortete mit dem Glanz seiner Augen:

„Ich hab's nicht vergessen. Aber warte nur: gleich geht's wieder los. Ich werde mich schon rächen.“

Ich weiß nicht, wer öfter lächelt — wir oder die Erwachsenen. Das ist aber sicher, daß ihr Lächeln nicht vielsagend ist, wir dagegen verstehen das unsere gut; manchmal sagt man mehr mit einem Lächeln als mit Worten.

Ein vielsagender Blick und ein vielsagendes Lächeln. Offenbar wissen sie das, denn sie verbieten uns, uns in der Klasse umzusehen und zu lächeln.

Wenn ich wieder Lehrer sein werde, will ich versuchen, mich mit den Schülern zu verstehen. Damit es nicht zwei sozusagen feindliche Lager gibt: dort die Klasse, und hier ich und einige Speichellecker. Ich will versuchen, Aufrichtigkeit einzuführen.

Zum Beispiel an einem solchen ersten Tag des weißen Schnees werde ich plötzlich während des Unterrichts in die Hände klatschen und sagen:

„Jeder soll sich gut einprägen, woran er in diesem Augenblick gedacht hat. Wer sich schämt, es auszusprechen, der soll es sagen, daß er nicht will, damit kein Zwang herrscht.“

Das erste Mal wird's nicht gelingen. Aber ich werde es öfter machen. Sobald ich merke, daß die Klasse nicht aufpaßt.

Dann frage ich der Reihe nach:

„Woran hast du gedacht? Woran hast du gedacht?“

Wenn mir jemand sagt, daß er an den Unterricht dachte, werde ich ihn fragen:

„Flunkerst du auch nicht?“

Wenn einer lächelt und ich sehe, daß er nicht will — frage ich dann:

„Vielleicht willst du nicht vor der ganzen Klasse, dann sag es mir ins Ohr, oder ich werde es während der Pause notieren.“

Und sie werden entgegnen:

„Wozu brauchen Sie das?“

Darauf ich:

„Ich möchte ein Buch über die Schule schreiben. Damit sich alle überzeugen können, daß man nicht immer beim Unterricht

aufpassen kann. Vielleicht müßten die Pausen im Winter länger sein, vielleicht ermüden die Schüler schneller an schönen Tagen. Viele Menschen schreiben Bücher über die Schule. Und es wird heute stets etwas Neues eingeführt, damit es die Kinder und die Lehrer besser haben. Ja, ihr beendet die Schule und geht dann euren Weg, wir aber gehen das ganze Leben in die Schule."

Und sie werden sich wundern, denn es war ihnen noch gar nicht aufgegangen, daß ja auch der Lehrer in die Schule geht und hier in der Klasse auch viele Stunden verbringt. Wir werden davon sprechen, wer was ändern möchte. Ich sage ihnen dann, daß die Lehrer am häufigsten von Hals- und Nervenkrankheiten befallen werden. Und warum wir nervös sind.

Und wenn schon jeder aufrichtig gesagt hat, woran er beim Unterricht dachte, werde ich so scherzen:

"Jetzt werde ich allen, die nicht aufgepaßt haben, eine Sechs geben."

"Oh, wie schlau Sie sind!"

Darauf werde ich entgegnen:

"Es ist nicht schön, zu sagen, daß der Lehrer schlau ist."

Worauf dann sie:

"Warum?"

Also werde ich es erklären. Und dann erneut:

"Soll ich vielleicht denen eine Sechs geben, die an den Unterricht dachten?"

Die einen fangen an zu schreien:

"Ja, ja, ja!"

Die anderen aber:

"Weshalb wir? Wir haben doch aufgepaßt."

Darauf ich:

"Ihr habt nicht aufgepaßt."

"Wieso?"

"Denn heute haben wir den ersten Schnee, und ihr paßt nicht auf."

"Schnee ist doch schließlich kein Unterricht."

"Vielleicht soll ich also keine Sechs geben?"

"Weder heute noch sonst irgendwann."

"Ohne Sechsen ist es nicht einfach."

"Doch, eine Sechs ist unangenehm."

„Eine Sechs zu geben, ist auch unangenehm. Der Lehrer möchte lieber Einsen geben.“

„Also soll er ruhig Einsen geben.“

„Kann man das aber?“

„Eigentlich nicht.“

Und so werden wir uns bis zum Klingelzeichen necken.

Man bedenke nur, wie komisch das ist. Ich wollte ein Kind werden, jetzt aber denke ich wieder, was ich machen werde, wenn ich erwachsen bin. Offenbar geht es sowohl den Kindern als auch den Erwachsenen nicht besonders gut. Die einen haben ihre Sorgen und ihre Gründe zur Traurigkeit, die anderen — die ihren.

Es könnte sogar so eingerichtet sein, daß der Mensch immer abwechselnd, mal groß, mal klein ist. So, wie es den Winter und den Sommer, den Tag und die Nacht, den Schlaf und das Wachen gibt. Wenn es so wäre, würde sich niemand wundern. Sie würden sich eben besser verstehen — die Erwachsenen und die Kinder.

Während der Pause war das Spiel schon ruhiger. Schon hatten wir vereinbart, wer mit wem spielen sollte. Und der Schnee war umgegraben, also war es schwieriger, die Schneebälle zu formen. Manche versuchten es, die meisten aber spielten Schlitten: ein Junge hinten — der Fuhrmann, und zwei vorn — die Pferde. Und wir fahren einer hinter dem anderen, wie etwa die Feuerwehr, die Artillerie oder ein Faschingszug aus Schlitten. Jeder denkt anders, und doch rennen wir um die Wette: Wer hat bessere Pferde oder ein besseres Auto?

Am Anfang herrschte Ordnung, später war alles durcheinander. Man begann sich zu rammen und anzufahren. Es entstand eine Eisenbahnkatastrophe. Der ganze Haufen fiel hin und nun drängten sich alle gegenseitig. Immer finden sich Jähzornige dabei, und irgend jemand muß dann weinen. Dem einen trat man auf die Hand, den anderen stieß man mit einem Schuh — mit eisernen Beschlägen. Obendrein drückte man ihn so stark, daß er kaum atmen konnte.

Wir verhalten uns nicht alle wie die Verrückten. Ganz und gar nicht. Manchmal verzichten wir lieber ganz auf das Spiel, als daß wir uns mit einem Rohling abgeben, der sich drängt, gröhlt und schlägt. Wenn man einen solchen Kerl nur zum

Spaß antippt, so wird er gleich mit voller Kraft zuschlagen, um Schmerz zu bereiten, wird gegen irgendeinen Knochen treten oder mit der Faust schlagen. Ihn kümmert nichts, er stößt, stürzt sich auf einen los, zerrt an der Kleidung. So, als wüßte er nicht, was er macht.

Wie oft würde man gern spielen, sagt aber:

„Ich will nicht!“

Denn er ist dabei.

„Entweder er oder ich.“

Sie sollen selbst wählen.

Manchmal haben sie Angst, es offen und ehrlich zu sagen, denn er könnte dann unangenehm werden, schimpfen, einem hart zusetzen . . . Es ist sogar schon besser zu sagen:

„Ich werde nicht mitspielen.“

Kommen sie selbst darauf, warum — gut, wenn nicht — dann eben nicht.

Peinlich ist es dennoch.

Die Rohlinge vom eigenen Hof, die kennt man ja, hier aber kann man nicht die ganze Schule kennen, eine Unannehmlichkeit kann einem somit schon öfter widerfahren. Man hat auch keine Zeit, sich abzusprechen.

Wenn einer also als erster ein Spiel zeigt, das den anderen gut gefällt, folgen ihm gleich alle. Als hätte er ein Zeichen gegeben. Dabei muß man zugeben, daß die Verrückten — denn wir nennen sie Verrückte — gute Einfälle haben, sie allerdings nicht durchführen können.

Freilich auch wir ramnten uns gegenseitig: eine Straßenbahn und ein Auto oder zwei Flugzeuge. Aber nur zwei und nur von der Seite.

Also, wir jagen hinterher oder flüchten; wenn aber ein verrücktes Dreigespann uns rammen will, gehen wir aus dem Wege und bleiben stehen.

„Geht weg, wir wollen nicht!“

Zwei rasende Wagen fuhren die ganze Pause hindurch.

Unser Dreigespann paßte gut zusammen. Nur ein Pferd stieß sich an den Kopf, denn wir flüchteten gerade vor einem rasenden Wagen, und da — schießt etwas von der Seite herbei. Ich konnte nicht mehr ausweichen und bums! — mit dem Kopf

gegen den anderen. Er weinte nicht einmal, er wollte nur kein Pferd mehr sein.

Mir wurde ein Knopf abgerissen, aber ich hob ihn auf, steckte ihn in die Tasche, um ihn zu Hause anzunähen.

Nur an einer Stelle gab es ein Bombardement. Dort lief man im Galopp durch die Schußlinie.

Wer selbst nicht mitspielt, der kann hier nichts verstehen. Denn wichtig ist nicht allein, daß man rennt, sondern, was in einem vorgeht. Ein Karten- oder ein Schachspiel sogar — ist weiter nichts als das Werfen von Papierstückchen oder das Schieben von Holzfigürchen. Tanzen heißt: sich im Kreise drehen. Derjenige, der selbst spielt oder tanzt, weiß das.

Man darf ein Spiel nicht geringschätzen oder behindern, weder unterbrechen noch den anderen einen unerwünschten Mitspieler aufzwingen. Wenn ich ein Kutscher bin, so will ich die Pferde von gleicher Größe haben, nicht zu groß, nicht zu klein, feurig, aber gehorsam, verständig, aufmerksam. Wenn ich ein Pferd bin, so will ich keinen Kutscher haben, der dumm oder brutal ist. Denn ich bestimme selbst die Geschwindigkeit des Laufs, ich will nicht, daß er mich zerrt, schlägt und stößt. Anders fühle ich mich als Pferd, anders als Kutscher. Und was wißt ihr? Daß ich schnaubte, daß ich ungeduldig mit den Beinen auf der Stelle trete oder rufe: „brrr — hüh!“

Wenn ich ein Feuerwehrmann bin, halte ich nach Rauch Ausschau — ich blicke nach oben, und beeile mich anders, als wenn ich mit der Kanone in Stellung renne. Vor der Feuerwehr macht man Platz, die Artillerie aber nimmt der Feind aufs Korn. Mißtrauisch halte ich Ausschau, um nicht in einen Hinterhalt zu geraten. Wenn ich als ein Krankenwagen fahre, denke ich, ob es ein überfahrenes Kind oder ein Selbstmörder sein wird, einer, der sich aufgehängt oder vergiftet hat. Ich laufe doch nicht nur so wie ein Dummkopf.

Wichtig ist übrigens auch, sich auf Vorrat auszutoben, denn es wartet auf einen wieder eine Stunde in der Bank.

Nun, die Schule ist aus. Wir gehen nach Hause.

Ich weiß nicht, ob ich auch heute mit Mundek zurückkomme. Wenn man denselben Heimweg hat und einmal angefangen hat, mit jemandem zusammen zu gehen, dann muß man das schon immer tun. Es kann aber unangenehm sein, und es ist

dann schwierig, ihn loszuwerden; man muß sich schon entweder gehörig streiten oder sogar schlagen, um wieder allein zu sein und mit einem anderen nach Hause zu gehen.

Es gibt solche, mit denen niemand zusammen hingehen will; so einer hängt sich also jeden Tag an einen anderen. Es gibt solche, die es vorziehen, allein heimzugehen, die aber finden sich nur selten. Es gibt solche, die gern mit einem ganzen Haufen gehen. In den meisten Fällen aber geht man zu zweit oder zu dritt zurück; zwei sind so wie Freunde, und der dritte wird entweder eingeladen mitzugehen oder er tritt von selbst heran, und wir sehen uns an, was er für einer ist. Es gibt eifersüchtige Kerle, die es nicht mögen, daß ein dritter dabei ist. Solche sind unangenehm: es sieht so aus, als hätte er dich für sich gekauft.

Peinlich ist es, wenn der eine weiterhin zusammen gehen will, sein Partner aber keine Lust mehr hat oder sich einen anderen ausgesucht hat. Er muß sich heimlich von der Schule wegstellen, damit ihn der andere nicht findet. Ist er taktvoll, so wird er das verstehen und von selbst weggehen. Ein anderer macht wiederum große Szenen, plaudert Geheimnisse aus, lügt eine Menge zusammen, und aus einem Schein-Freund wird er zum erbittertsten Feind.

Nicht immer muß derjenige, mit dem man von der Schule nach Hause geht, ein Freund sein. Denn der richtige Freund kann vielleicht irgendwo anders wohnen, so daß man noch nicht mal ein Stückchen mit ihm zusammen gehen kann, da sich beide gleich in entgegengesetzte Richtungen wenden. Etwas anderes also ist ein Freund, und etwas anderes jemand, mit dem zusammen man gern heimgeht. Doch der Freund ist immer wie der eigene Bruder, ja, sogar noch mehr. Nur, daß man den Bruder besser kennt, also kann man sich nicht irren. Eine Freundschaft aber pflegt man mit Worten, es scheint also, daß einer so ist, wie er spricht, und dennoch kann man sich irren, denn er könnte falsch sein. So spricht er dir ins Gesicht, anders hinter deinem Rücken; oder er spricht anders als er tut. Wenn einem der Bruder mißraten erscheint, kann man nichts dran ändern: du streitest dich mit ihm, zuletzt mußt du dich jedoch mit ihm versöhnen. Aber von einem Scheinfreund kann man sich für immer trennen.

Als ich damals das erste Mal klein war, hatte ich auch verschiedene Freunde. Der erste war es ein Jahr lang, ich mochte ihn aber nur ein paar Monate. Später, als ich sah, daß er mich zum Bösen überredete, wartete ich nur, daß er fortging. Er aber dachte nicht daran. Bis er in derselben Klasse für ein weiteres Jahr sitzenblieb; so habe ich mich von ihm befreit.

Der zweite war auch nicht besonders gut geraten, von ihm habe ich mich aber leicht getrennt. Ich gab ihm ein paar Geschenke, lieh ihm fünfzig oder sechzig Groschen, und hatte mich gewissermaßen von ihm losgekauft.

Später war ich lange Zeit vorsichtig. Verschiedene kamen in meine Nähe; ging ich ein- oder zweimal mit einem zusammen, so tat ich dann so, als müßte ich irgendwo vorbeikommen oder als hätte ich den Federhalter verloren und müßte in die Schule zurück. Oder ich packe alles vor dem Klingeln zusammen, greife dann eilends nach dem Mantel und — schon bin ich weg. Am nächsten Tage sagt er dann:

„Wo hast du denn gestern gesteckt? Ich hab' gewartet, hab' dich gesucht.“

Und ich antworte darauf:

„Ich weiß nicht. Ich bin allein nach Hause gegangen.“

Bis ich einen Freund gefunden hatte. Einen echten. So, daß mir dann, wenn er nicht in die Schule kommt, traurig zumute ist. Und ich will mit ihm zusammensitzen. Und ohne ihn spiele ich nicht in der Pause. Er aber fehlte oft — immer häufiger. Wir tollten nicht auf der Straße herum, denn er ging langsam. Und die anderen sagten:

„Daß dir der nicht langweilig wird! Er schleppt sich so langsam dahin. So ein Waschlappen. Küßt sich mit den Mädchen.“

Dabei war er kein Waschlappen, sondern herzkrank. Mit den Mädchen küßte er sich nicht, sondern hatte eine Kusine. Wir waren schon groß, in der vierten oder fünften Klasse und sie in der ersten. Und manchmal hatten wir sie getroffen, und sie küßte sich mit ihm. Klein war sie und dazu eine Kusine. Was war da schon dabei?

Noch einen Freund hatte ich. Er war zwei Klassen höher als ich. Denn es kommt vor, daß ein Älterer sich mit einem Kleineren bekanntmacht und sie zusammen heimgehen, wenn die Schule für beide gleichzeitig zu Ende ist. Aber einmal ließ er

mich warten, ging jedoch später mit einem Kameraden und unterhielt sich mit ihm, als ob ich gar nicht da wäre. Ich laufe so daneben her wie das fünfte Rad am Wagen. Als ich nun merke, daß er beschäftigt ist, gehe ich auf die andere Straßenseite und schaue, ob er fragen wird, warum ich weggehe. Er aber reagiert nicht. Ich fühlte mich dadurch nicht gekränkt, dachte aber: „Soll er mir etwa nur Gnaden erweisen?“ Und so ging es zu Ende.

Ich habe mir alles eingeprägt und bin jetzt vorsichtig. Ich will lieber warten, bis ich jemand gefunden habe, mit dem ich nicht nur herumrennen, sondern auch über verschiedene Sachen sprechen kann. Nicht nur über die Schule, vielmehr so überhaupt.

Also gehe ich, und Mundek holte mich ein.

„Ich habe dich in der Schule gesucht“ — sagt er.

Ich antworte nicht. Wir gehen nebeneinander. Und er fragt:

„Vielleicht willst du nicht mit mir gehen?“

Ich sehe, daß er taktvoll ist, denn ein anderer hätte nicht gefragt.

Ich sage:

„Doch, ich will.“

Er sah mich aufmerksam an, ob es wahr ist, oder ob ich das nur so sage. Wir lächelten.

„Willst du mit der Straßenbahn um die Wette laufen?“

„Eh, jeden Tag laufen. Ich bin in den Pausen genug herumgerannt.“

Wir blieben vor einem Schaufenster stehen.

„Oh, sieh mal, was für schöne Zirkel! Siehst du, das ist zum Hineinstecken, wenn man einen großen Kreis machen will. Und das hier — für die Tusche. Was glaubst du, was solche Zirkel kosten können? Möchtest du sie haben? Sieh mal, goldene Tinte. Guck, was für ein kleines Tintenfäßchen: für die Reise. Ich muß einen Pinsel kaufen, aber nicht hier. Frankowski kaufte einen an der Ecke und hat ihn schon einen Monat, in meinem aber sind die Haare gleich ausgefallen. So 'ne Gaunerei. Wenn man es dir erlaubte, was würdest du aus diesem Schaufenster aussuchen? Wenn man nur ein Ding erlaubte? Ich würde den Zirkel und diesen kleinen Mohr nehmen.“

„Das sind ja zwei Dinge.“

„Na, dann nur den Zirkel.“

Im Nachbarladen suchten wir uns je eine große Tafel Schokolade aus; für den Fall, daß man es uns erlaubt.

Später suchte er für seine Mutter eine Blumenvase aus, ich — eine Puppe für Irene.

Im Schaufenster des Uhrmachers liegen neben Ringen und Broschen mit kostbaren Steinen auch Uhren. Wir sind nicht habgierig. Wir decken uns mit Uhren ein. Lange berieten wir, ob eine Armbanduhr oder eine Taschenuhr mit Kettchen besser wäre.

Denn wir Kinder unterscheiden uns von euch Erwachsenen. Der Marktpreis eines Gegenstandes kümmert uns wenig. Wir kennen nötige und unnötige Gegenstände und sind immer bereit, etwas Teureres aber Gleichgültiges gegen das einzutauschen, was wir haben wollen. Wenn ihr euch mit unserem Handelsverfahren vertraut machen wolltet, dann wüßtet ihr, daß bei uns ein Betrug völlig anders aussieht.

Als ich das erste Mal Kind war, bekam ich einmal Schlittschuhe. Damals waren Schlittschuhe noch ein seltenes und kostspieliges Geschenk. Na, und ich hab' sie gegen einen runden Federkasten aus Weichselholz, mit 'nem kleinen Mops darauf, eingetauscht. Der kleine Mops war ohne Auge, aber sehr lieb. Den Federkasten braucht man ja jeden Tag, die Schlittschuhe dagegen nur manchmal, und der Winter war damals ausgerechnet mild; Eis gab's nicht. Als man es zu Hause erfuhr, machte man mir eine große Szene. Ich mußte ihn zurückgeben. Ich schämte mich sehr, denn wenn es meine Schlittschuhe waren, hätte ich auch das Recht haben müssen, mit ihnen zu machen, was ich will. Wen geht das was an, daß mir ein runder Federkasten aus duftendem Holz und mit einem blinden Möpschen drauf besser gefällt? Der Junge damals betrog ja gar nicht, ich wußte, daß die Schlittschuhe teurer sind, aber ich wollte einen Federkasten haben. Hat ein Reisender in der Wüste nicht etwa einen Sack voll kostbarer Perlen für einen Krug Wasser hergegeben?

Wir beratschlagten lange, was wir aus dem Schaufenster des Tischlers uns aussuchen könnten. Wir wollten ein Tischchen mit einer Schublade haben, die man mit einem kleinen Schlüssel

abschließen konnte; aber wird man uns erlauben, es aufzustellen? Vielleicht wäre das etwas für die Eltern? Es ist aber sehr schön, ein, wenn auch kleines, so doch eigenes Tischchen zu haben.

Wir begannen von zu Hause zu sprechen: davon, daß es ihm nicht gut geht; denn sein Vater trinkt.

Es ist ein großes Unglück, einen Säufer zum Vater zu haben. Den Säufern müßte man verbieten zu heiraten. Denn später leiden ihretwegen Frau und Kinder.

„Wir haben Angst vor jedem Zahltag: Wird der Vater das Geld nach Hause bringen, oder müssen wir die ganze Woche hungern? Und stell dir mal vor, was das für ein Vergnügen ist, wenn der Betrunkene nicht weiß, was mit ihm geschieht, wenn er aber ausgeschlafen ist, schämt er sich und der Kopf tut ihm weh.“

„Und du kannst ihm nicht sagen, daß er es lassen soll?“

„Was soll ich da sagen? Die Mutter weint, schreit und schimpft schon genug. Er verspricht es, später aber — wieder dasselbe. Wie ein Kind.“

„Dann versuch, es ihm in Güte zu sagen.“

„Ich schäme mich aber. Einmal waren wir auf dem Lande bei einem Kollegen des Vaters. Man trank dort. Der Vater aber sagte, daß er nicht will. Denn damals versprach er wieder der Mutter, keinen Tropfen Alkohol in den Mund zu nehmen. Als man ihm also zuzureden begann, doch wenigstens ein Glas zu trinken, zog ich den Vater am Ärmel, denn ich wußte, wenn er einen trinkt, dann trinkt er auch mehr. Und der Vater stand auf und sagt: „Komm, laß uns zum Fluß gehen.“ Und wir gingen so daher. Und die Lerchen singen. Und das Getreide verbeugt sich gewissermaßen vor uns. Und die Sonne ist da. Und es ist schön, angenehm. Der Vater hält mich an der Hand. Später setzten wir uns am Fluß nieder, und der Papa hält mich wieder an der Hand. Und einmal zuckte ihm die Hand, so, als hätte er sich an einer Brennessel verbrannt. Und ich sagte: „Siehst du Papa, es ist besser nicht zu trinken.“ Aber der Papa sah mich an und ich schämte mich furchtbar, und der Papa tat mir schrecklich leid. Denn er sah mich so traurig an. Weißt du, manchmal sieht ein Hund einen an, wenn er um etwas bittet, oder sich fürchtet, geschlagen zu werden. Ich weiß, der Mensch

ist was anderes als der Hund. Aber es kam mir so in den Sinn. Für nichts in der Welt würde ich dem Vater noch mal dasselbe sagen. Denn sieh mal: so als hätte der Vater es erraten, schaut er nur das Wasser an; er schaut, schaut — und sagt: „Ein Hundeleben ist das, mein Söhnchen.“ Und er seufzte. Und ich will ihn auf die Hand küssen — so, als Entschuldigung. Der Vater aber hält meine Hand fest und läßt es nicht zu. Ich weiß nicht, ob er mir grollte oder vielleicht dachte, daß er nicht würdig ist, auf die Hand geküßt zu werden. Der Vater ging zu den anderen nicht zurück, er sagte nur, ich solle ihm den Stock holen, und, daß er Kopfschmerzen habe. In der Eisenbahn kaufte er Brezeln. Ich aß nicht eine einzige davon, gab sie alle meinem kleinen Bruder. Ich wollte sogar einige essen, damit der Papa nicht denkt, daß ich sie verachte. Aber ich konnte nicht: etwas würgte mich so schrecklich. Noch lange danach, etwa einen Monat, trank er nicht, und die Mutter dachte schon, es ist gut. Bis man ihr sagte, wenn sich jemand das Trinken abgewöhne, dabei aber mißmutig ist, dann heißt das, daß er noch nicht geheilt ist; erst dann, wenn er aufhört, daran zu denken, und wieder fröhlich ist — dann wird er nicht mehr trinken. Nur hör mal, sag es niemandem in der Schule. Ich sage das nur dir. Wirst du es nicht sagen? Auch dann nicht, wenn wir uns einmal verkrachen sollten?“

„Weshalb sollen wir uns verkrachen?“

„Weißt du nicht, wie das so ist? Es kann sich so ergeben und wir verkrachen uns.“

Und wir sprachen noch darüber, wie verschieden die Menschen auf der Welt sind: der eine trinkt, der andere will nicht arbeiten, ein weiterer stiehlt, der mag dies, jener jenes. Mag oder mag nicht.

Zum Beispiel gibt es solche, die sich nicht gern die Fingernägel schneiden. Denn, wenn man sie schneidet, stört es. Und sie haben lange Krallen. Oder sie kauen dran.

Wir sprachen auch davon, daß an den Nägelrändern wund Stellen entstehen können, die weh tun, und daß sich an den Nägeln weiße Flecken bilden; wodurch kommt das?

Man sagt, daß es das Glück ist, das hier blüht. Andere dagegen sagen, daß jemand neidisch ist. Es ist schon immer so: der eine sagt so, der andere anders, und man weiß dann

nicht, wem man glauben soll. Es gibt schrecklich viele Lügen auf der Welt.

Und wir sprechen so lange, daß ich zu spät zum Mittagessen gekommen bin. Denn mal begleitete ich ihn, dann wiederum er mich, und so gingen wir hin und her.

Es war schön, so zu gehen und zu sprechen, denn überall — Schnee und nochmals Schnee.

Also kam ich zu spät.

Und die Mutter beginnt zu schreien, weshalb ich zum Mittagessen zu spät komme.

Sie schimpft, daß ich nur herumlaufe, daß sie nun vom Kochen und Abwaschen genug habe, daß ich die Schuhe kaputt mache, warum ich kein Mädchen bin, denn dann könnte ich ihr helfen, daß sie in die Schule gehen wird, um sich dort zu beklagen, daß ich einmal ein Gassenjunge werde, daß die Irene hätte älter und ich jünger sein müssen, daß sie durch mich sterben wird.

Ich stehe da und verstehe gar nichts.

Wenn ich zu spät gekommen bin, dann kann ich das Mittagessen entweder kalt oder überhaupt nicht essen, den Teller selbst abwaschen.

Die Mutter hat das Essen hingestellt, ich aber will nicht. Da wird die Mutter noch zorniger:.

„Du hast zu essen! . . . Da will er noch Grillen fangen, sich zieren!“

Ich will sie nicht noch mehr ärgern und esse. Jeder Bissen bleibt mir aber im Halse stecken. Und ich kann nicht herunter schlucken. Schon bitte ich Gott, daß das Essen zu Ende sei.

Erst abends erfuhr ich, daß die Motten der Mutter das Kleid zerfressen haben. Der Namenstag kommt, und das Kleid ist von Motten zerfressen. Also auch dafür, was die Motten machen, sollen die Kinder verantwortlich gemacht werden?

Noch mehr schmerzte mich die Ungerechtigkeit. Es ist schon besser, nicht zu wissen, warum die Erwachsenen verärgert sind, wenn sie einen schelten. Du ahnst, daß ihnen etwas zugestoßen ist, suchst aber auch in dir die Schuld. Bis du sie findest.

Ich setzte mich in meine Ecke hin und machte die Schulaufgaben, habe aber Angst, einer der Jungen kommt, und es geht von neuem los:

„Geh, mach die Schuhe kaputt, deine feinen Kameraden rufen dich schon.“

Ich wollte doch nur deshalb ein Kind werden, um wieder mit den Kameraden zu spielen.

Und ich hatte sogar recht, denn es klopfte jemand, aber leise und nur einmal. Die Mutter aber hatte es gehört.

„Daß du mir ja nicht wagst rauszugehen. Mach deine Schulaufgaben!“

Na, und da mache ich sie. Ich habe nicht einmal Lust zu gehen.

Und es scheint mir so, daß ich ganz allein auf dem Felde sitze. Nacht und Frost umher, und ich bin ganz allein, und barfuß, und hungrig. Und die Wölfe heulen. Und kalt. Und Furcht. Und schon erstarre ich ganz.

Merkwürdig ist der Mensch. Fröhlich ist es ihm zumute, dann aber plötzlich — traurig.

Ich weiß nicht genau, aber es scheint mir so, daß die Erwachsenen öfter verärgert als traurig sind. Aber vielleicht sind sie für sich im stillen traurig und ärgern sich nur über die Kinder. Es kommt selten vor, daß wir von einem Lehrer sagen:

„Der Lehrer war heute traurig.“

Leider aber oft:

„Der Lehrer war heute böse.“

Die Kinder weinen öfter als die Erwachsenen, nicht etwa deswegen, weil sie Heulsusen sind, sondern deshalb, weil sie tiefer empfinden, mehr leiden.

Warum achten die Erwachsenen unsere Tränen nicht? Denn sie glauben, daß wir oft wegen jeder Kleinigkeit weinen. Nein. Kleine Kinder schreien, denn das ist ihre einzige Verteidigung; macht so ein Kind viel Lärm, dann wird sich schon jemand finden, der darauf aufmerksam wird und ihm zu Hilfe kommt. Oder es schreit aus Verzweiflung. Wir dagegen weinen selten und nicht einmal über wichtigste Dinge. Wenn es sehr weh tut, dann zeigt sich nur eine Träne, und Schluß. Bei den Erwachsenen kommt das auch vor, daß ihnen im Unglück die Tränen austrocknen, plötzlich wegbleiben.

Am seltensten kannst du aber weinen, wenn sie sich ärgern und keinen Grund haben. Du wirst den Kopf senken und weiter nichts. Manchmal fragen sie dich, und du antwortest nicht.

Manchmal willst du antworten, bewegst aber nur die Lippen und kannst nicht. Sie meinen, es sei Eigensinn. Und manchmal stellt sich wirklich eine Verbissenheit ein, daß es einem egal ist: sie mögen schlagen, dann ist es schneller zu Ende. Also du zuckst die Schulter oder brummst etwas vor dich hin. Denn in deinem Kopf kreisen nur die schlimmsten Gedanken und die häßlichsten Worte. Dann überlegst du nicht mehr, ob es dein Lehrer oder dein Vater ist. Oder im Kopf nichts, nur in der Brust — stumme Verzweiflung und Wut.

Oft hörst du nicht einmal, was sie schreien, verstehst kein einziges Wort. Du weißt noch nicht einmal, worum es ihnen geht. Nur in den Ohren saust es, und deine Gedanken gehen wirr durcheinander.

Obendrein zerren sie, stoßen und schlagen. Mal schlagen sie dich, mal zerren sie dich an der Hand und glauben, es sei kein Schlagen und tue nicht weh. Denn von Schlagen sprechen sie erst dann, wenn sie damit eine unbarmherzige Züchtigung der Kinder meinen: wenn sie mit einem Gürtel prügeln, wenn sie das Kind festhalten und wie einen Verbrecher schlagen, das Kind sich aber loszureißen versucht und heult:

„Ich mache es nie wieder, ich mache es nie wieder!“

Wegen solcher Schläge — vielleicht gibt es sie jetzt schon weniger, aber es gibt sie immer noch — wird man in Zukunft ins Gefängnis wandern. Derjenige, der da schlägt und das geschlagene Kind selbst — was sie fühlen, weiß ich nicht. Aber wir sehen das mit Abscheu, Empörung und Entsetzen. Wir haben mehr Mitleid mit einem Pferd als sie mit einem Menschen.

Vielleicht denkt ihr: wir schlagen uns ja auch untereinander. Aber wir haben kleine Hände und wenig Kraft. Und niemals, nicht einmal in größter Wut, schlagen wir so blutdürstig . . . Ihr kennt unsere Schlägereien nicht. Immer versuchen wir, zuerst festzustellen, wer stärker ist, und schätzen die Kraft nach dem Alter und der Widerstandsfähigkeit ab.

Er macht's mit mir, ich mit ihm. Und wenn es gelingt, den Gegner so außer Gefecht zu setzen, daß er sich nicht mehr rühren kann, hören wir auf der Stelle auf. Oder wenn uns jemand stört, dann können wir leicht zu kräftig hauen. Oder

wenn wir uns gegenseitig zerren — ein Stoß gegen die Nase, und aus der Nase fließt immer Blut.

Wir wissen, was das heißt: es tut weh.

(Irgendein schwachsinniger Doktor stellte mal fest, daß die Kinder in den Erziehungsanstalten weniger empfindlich sind. Ich würde gern seine Empfindlichkeit feststellen und ihm fünfzig Peitschenhiebe verpassen, denn es ist eine Schande, daß eine solche wissenschaftliche Arbeit ein Pole und ein Arzt schreibt.)

Ich sitze da so und denke darüber nach, was ich früher wußte und was ich jetzt weiß. Und es tut mir immer mehr leid, daß wir so klein und schwach sind. Am meisten aber tut mir Mundek leid, weil sein Vater ein Säufer ist.

Ja, ich werde wohl sein Freund werden. Ihm geht es schlecht und mir. Es soll eine Brüderschaft werden. Und seinetwegen leide ich jetzt, denn seinetwegen kam ich zu spät zum Mittagessen.

Und es wurde mir so warm in den Augen, und schnell schob ich das Heft weg, damit die Tränen nicht auf die Schulaufgabe tropfen. Aber nein — sie flossen nur in die Nase, fielen nicht.

Da kommt Irene. Sie blieb weit weg stehen und guckt. Ich sehe sie von der Seite an, denn ich weiß nicht, was sie will. Sie aber steht da und sagt gar nichts. Später kommt sie einen Schritt näher, und sagt wieder nichts; sie steht nur da. Ich warte, sie aber hält etwas und legt es von einer Hand in die andere. Ich weiß, daß etwas Gutes geschehen wird, und Rührung steigt in mein Herz. Es wurde so ganz, ganz still in mir. Und Irenchen reicht mir etwas. Sie will mir ein geschliffenes Glas geben; wenn man da durchguckt, sieht man alles in verschiedenen Farben. Ich hatte sie gestern darum gebeten, sie ließ mich nicht mal durchsehen, jetzt aber sagt sie:

„Da hast du es. Für immer.“

Ob sie „da hast du es“ sagte, weiß ich nicht, denn ich hab's nicht gehört. Denn ich hörte nur:

„Für immer.“

Sie sprach es so ganz leise, zart, freundlich, schamhaft.

Ich wollte es nicht nehmen, denn jetzt gibt sie es, später aber verkracht sie sich mit mir oder wird es bereuen und es mir wegnehmen. Vielleicht wird sie sich noch beklagen, daß

ich es selbst weggenommen habe. Denn es ist schwierig, sich mit kleinen Kindern zu verständigen; die Erwachsenen hindern uns daran. Wenn sie uns auslachen und uns vorhalten, daß wir klein sind, dann machen wir dasselbe mit noch Kleineren. Ein kleines Kind sagt doch schöner: „ßßum Behalten“, und wir lachen die Kinder aus. Also ich wollte es nicht nehmen, denn ich bin mißtrauisch, fürchte, daß ich Unannehmlichkeiten haben werde. Und ich nahm es, gucke, und siehe da: statt eines Fensters sehe ich viele Fenster — und verschiedenfarbig. Und ich sage:

„Ich gebe es dir zurück.“

Sie aber:

„Bauchst du nich.“

Und sie legte ihr kleines Händchen auf meine große Hand. Ich sehe auf ihre Hand durch das Glas, und wir lächelten uns zu.

Plötzlich fragt mich die Mutter, ob ich die Schulaufgaben gemacht habe; sie werde mir Geld für die Straßenbahn geben, damit ich zur Tante fahre und ihr das Kleid bringe, das die Motten angefressen haben. Und ich, böse auf das Elternhaus, denke mir:

„Es ist gut, daß ich wenigstens ein bißchen von zu Hause fort sein kann.“

„Verliere es nur nicht“ — sagt die Mutter.

Ich dachte mir nur dabei:

„Ein Mädchen könnte es vielleicht verlieren, aber nicht ich.“

Denn wenn sie uns vorwerfen, daß wir Jungen sind, dann hetzen sie uns selbst auf die Mädchen. Denn ist es unsere Schuld? Gott hat uns nun einmal so geschaffen.

Und sie stets:

„Die Jungen, die Jungen.“

Dann sagen wir als Vergeltung:

„Die Mädchen tun dies und jenes.“

Wie zwei feindliche Lager.

Wir wissen ja selbst, was sie wert sind, und was wir.

Nun, da nahm ich das Kleid, das die Mutter in ein Tuch eingewickelt hatte — und gehe.

Auf die Straßenbahn habe ich lange warten müssen und bin wütend, denn ich wollte eigentlich im Nu zurück sein, um zu zeigen, daß ich schnell die Sache erledigt habe. Da war aber

etwas los, so daß die Straßenbahnen anhielten. Also, als endlich eine kam, war sie voll, und es drängen noch mehr hinein. Ich dränge mich auch. Schon halte ich mich sogar am Griff fest, um einzusteigen, jetzt aber stößt mich ein Kerl zurück, bis ich taumle. Ich war so böse, daß ich schimpfte. Er aber steht auf dem Trittbrett, sagt:

„Wo kletterst du denn hin? Du fällst ja runter!“

„Wie barmherzig“ — dachte ich. „Du fällst selbst runter, du Säufer, du.“

Doch er war gar nicht betrunken, nur ich schimpfte so in Wut. Er hatte mich nüchtern aus der Straßenbahn verdrängt, denn er war kräftig, denn er war groß.

Ich warte; die nächste Straßenbahn war auch voll. Ich bezahlte und fahre. Stets denke ich aber daran, wie gemein er mich herunterstieß. So ein Flegel, so ein Grobian, dazu noch erwachsen — gibt den Kindern ein Beispiel.

Und wieder schubste mich einer. Wie einen leblosen Menschen schob er mich irgendwie beiseite; das Kleid wäre mir beinahe heruntergefallen. Und was habe ich denn Schlimmes gesagt? Jeder hätte dasselbe gesagt:

„Vorsicht.“

Der aber fährt mich gleich an:

„Ich werde dir schon zeigen, von wegen Vorsicht!“

Ich wiederhole nur:

„Ja, genau das, Vorsicht.“

Er aber langt mit seiner Pfote unter mein Kinn.

Ich sage:

„Lassen Sie mich los.“

Und er:

„Dann schimpfe nicht!“

Ich sage:

„Ich schimpfe nicht.“

Hier aber mischt sich ein Alter ein. Er hat nichts gesehen, weiß von nichts, und fängt an:

„So ist die heutige Erziehung. Einem Älteren macht er nicht Platz, der Schlingel!“

Ich sage:

„Er hat ja nicht gesagt, daß ich ihm Platz machen soll.“

Er geht aber auf mich los:

„Ich werde es dir schon sagen, du junger Hund!“

„Ich bin kein junger Hund, sondern ein Mensch; und Sie haben kein Recht, einen herumzustoßen.“

„Du willst mich lehren, wozu ich das Recht habe?“

„Sicher.“

Mein Herz schlägt und mich würgt etwas in der Kehle. Mag es ruhig einen Auftritt geben. Ich lasse mich nicht unterkriegen! Die Leute werden plötzlich aufmerksam. Sie wundern sich, daß so ein kleines Kerlchen so die Zähne zeigt.

„Na, und was machst du mit mir, wenn ich dir mal eins hinter die Ohren haue?“

„Ich werde einen Schutzmann holen und lasse Sie verhaften, da Sie einen Auftritt in der Straßenbahn machen.“

Wie da aber alle anfangen zu lachen! Er auch. Sie sind mir gar nicht mehr böse, sie lachen nur, als hätte ich einen Witz erzählt. Sogar von ihren Sitzen stehen sie auf, um mich nur zu sehen.

Ich kann es nicht länger aushalten, sage also:

„Entschuldigung, ich möchte aussteigen.“

Er aber hält mich zurück.

„Du bist doch erst eingestiegen“ — sagt er. „Fahr noch ein bißchen.“

Eine Dicke, die sich ganz schön breit gemacht hat, sagt:

„So ein verbissener Krebs!“

Ich hörte nicht einmal mehr, wie jeder stichelte.

„Ich will raus!“ — schreie ich.

Er nichts.

„Du schaffst es noch“ — sagt er. „Bist jung. Was hast du's denn so eilig?“

Da rief ich mit voller Kraft:

„Herr Schaffner!“

Erst dann nahm sich jemand meiner an.

„Na lassen Sie ihn schon gehen, meine Herren.“

Und ich stieg aus, und alle sahen mich an wie ein Wunderding. Sie werden sicherlich noch eine halbe Stunde gespottet haben.

Man hält uns an, sie zu achten; ich möchte bloß wissen wofür. Alles Flegel. Ein Gebot sagt: „Ehre deinen Vater“, nicht

aber jeden Menschen, nur weil er früher geboren wurde. Großes Kunststück. Und was soll Mundek machen, dessen Vater ein Säufer ist? „Junger Hund, verbissener Krebs, Schlingel, schlechte Erziehung.“ Nun, da gebt doch mal ein Beispiel der guten Erziehung. Und wenn der Lehrer beim Unterricht eine ganze Stunde in der Nase herumgebohrt hat? . . . Soll er sich etwa vor jungen Hunden genieren? Obendrein nennen sie uns Rotnasen. Nur, um zu beleidigen, zu erniedrigen. Was Wunder, daß dann die Kinder, wenn sie groß sind, so wütend durch die Welt gehen?

Wir sind geistesgegenwärtig, wir sehen und wissen viel, vermuten aber und ahnen noch mehr. Allerdings müssen wir so tun als ob, denn man hat uns den Mund zugemauert.

Da bohrt der Lehrer beim Unterricht in der Nase herum, die Lehrerin wiederum dreht sich zum Fenster um, holt heimlich einen Spiegel hervor und malt sich ihren Mund. Denkt sie etwa, daß wir blind sind, wenn wir zu vierzig dasitzen? Warum machen sie das nicht wenn der Schulrat da ist?

Und dann wundern sie sich, wenn man ihnen einen Streich spielt.

Wir fühlen doch, daß sie uns verderben. Die Moral haben sie nur auf der Zunge, sie erziehen in uns die Falschheit und die Unterwürfigkeit. Damit wir, wenn wir erwachsen sind, den Schwächeren mißhandeln und vor dem Stärkeren kriechen.

Wie hat sich der preußische Lehrer gebrüstet, daß er es war, der die Schlacht bei Sedan gewann. Aber an der Marne bekam er was aufs Leder, und wir haben gesiegt, als wir fast keine Schulen hatten.

Ich gehe mit diesem Kleid unter dem Arm, und die Erwachsenen-Gedanken verwirren sich mit dem Schmerz und der Kränkung des Kindes.

Nur vier Haltestellen bin ich gefahren; zur Tante ist es noch weit, doch ich laufe lieber im Trab, als daß ich mich mit denen da streite.

Zu Hause jedoch, als wenn der Teufel das so wollte, sagt die Mutter:

„Warum bist du so lange weggewesen?“

Ich gab keine Antwort. Denn es schien mir plötzlich, daß die Mutter schuld an allem ist. Wäre ich nicht gereizt von zu

Hause weggegangen, vielleicht hätte ich in der Straßenbahn keinen Auftritt gemacht. So viele Male hat man nachgegeben, man hätte es noch einmal tun können. Und das Sprichwort sagt, wie zum Hohn, daß der Klügere nachgibt. Such jetzt den Klügeren.

Es tut mir leid, daß der Tag so schön begann und so jämmerlich zu Ende ging.

Ich liege schon, kann aber nicht einschlafen, sondern denke weiter:

„Es muß wohl schon so sein. Zu Hause ist es nicht besonders schön, und die Welt ist noch schlimmer. So lächerlich schien ihnen das also? Wenn ich also klein bin, darf ich zu keinem Schutzmann gehen; man darf mich von der Straßenbahn herunterstoßen, unters Kinn kneifen und mir mit Schlägen drohen.“

Sind Kinder nun eigentlich Menschen oder nicht? Und ich weiß schon nicht mehr, ob ich mich freuen soll, daß ich ein Kind bin, freuen, daß der weiße Schnee wieder da ist, oder traurig sein, daß ich schwach bin.

Zu Hilfe kommt die Träumerei. Denn immer, wenn es einem zu schwer ist, auf der Welt zu leben, kommt da der Trost in irgendeinem schönen Gedanken. Es wird so beginnen:

„Wie gut wäre es, wenn . . .“

Und schon geht es weiter — weiter, als wenn es wirklich so wäre.

Also etwa so, daß ich weiterhin ein Kind bin, aber stark wie ein Erwachsener: Nein, wie Pytlasiński⁵. Ein Kraftmensch bin ich. Und als er mir in der Straßenbahn sagte, daß er mir eins hinter die Ohren geben würde, sage ich:

„Bitte sehr.“

Und da drücke ich ihm vielleicht die Hand! Bis er vor Schmerz aufspringt.

„Laß los!“ — schreit er.

Und ich sage:

„Sie wollten mir doch eins hinter die Ohren hauen. Wenn ich ein junger Hund bin, dann schlagen Sie mich doch.“

Und ich drücke noch mehr. Er holt mit der anderen Hand aus; ich ergreife sie.

⁵ Pytlasiński: bekannter poln. Ringer (Anmerkung des Übersetzers).

„Laß los, laß sofort los!“

„Wenn Sie sich bei mir entschuldigen, lasse ich los.“

Es war schön, so zu denken und sich das bunt auszumalen. Denn ich hielt doch in der anderen Hand das Kleid, konnte ihn also damit nicht festhalten.

Die Erwachsenen wundern sich, daß die Jungen kräftig sein wollen.

Ist der Löwe stärker als der Bär? Und kann sich der stärkste Mensch verteidigen, wenn ihn hundert Menschen überfallen? Ist der Rektor stärker oder der Sportlehrer? Wer ist der Stärkste in der Klasse, in der ganzen Schule? In ganz Polen? Wer kann wen auf die Schulter legen, wer kann eher ans Ziel gelangen, weiter werfen, höher springen?

Das ist keine alberne, kindliche Neugier, kein Spiel, sondern eine Prüfung, vor wem wir uns verteidigen können.

Die Erwachsenen wissen nicht, wie sehr ein Jüngerer durch einen Älteren und Stärkeren zu leiden hat. Er reißt dir etwas aus der Hand und läuft damit weg, haut dich und lacht noch dabei, denn er weiß, daß du ihm nichts anhaben kannst; er verdrängt dich von deinem Platz, stößt dich zurück, obwohl du vor ihm da warst, reißt deinen Mantel vom Haken, hänselt dich mit einem Spitznamen, beleidigt dich, schlägt dir die Mütze vom Kopf, macht ein Spiel kaputt, läßt dich nicht zuschauen. Und du kannst gar nichts machen, es sei denn, du stürzt dich wie verrückt auf ihn los; ja, und er verprügelt dich noch dazu. Und er findet immer leichter Ausflüchte, denn er ist gewitzter. Und du wirst es nicht einmal immer sagen, dich beklagen; denn man wird dir sowieso nicht helfen, er aber würde sich rächen. Sie machen mit uns, was sie wollen.

Bist du flink, rufst du ihm etwas zu oder langst ihm eine und läufst weg.

Es gibt bei uns kein Recht und keine Gerechtigkeit. Wir leben wie die vorgeschichtlichen Menschen . . . Die einen überfallen, die anderen verstecken sich und flüchten. Die Faust, der Stock und der Stein regieren. Es gibt weder eine Organisation, noch eine Zivilisation. In gewissem Sinne gibt es sie — aber für Erwachsene, nicht für Kinder.

Unsere Sprache ist arm und ungeschickt (so scheint es euch), denn sie folgt nicht der Grammatik. Deswegen glaubt ihr, daß

wir nicht viel nachdenken und weniger tief empfinden. Unsere Meinungen sind naiv, denn wir haben kein Bücherwissen, und die Welt ist so groß. Unsere Tradition ersetzt das geschriebene Gesetz. Unsere Bräuche versteht ihr nicht, in unsere Angelegenheiten dringt ihr nicht ein.

Wir leben wie ein kleinwüchsiges Völkchen, das unterjocht ist durch riesengroße Kapläne, die die Kraft der Muskeln und des Geheimwissens besitzen.

Wir sind eine zurückgesetzte Klasse, die ihr, um den Preis des geringsten Verzichts, der geringsten Anstrengung, am Leben erhalten wollt.

Wir sind sehr, sehr komplizierte Geschöpfe, dazu mißtrauisch und in uns gekehrt; nichts werden euch das Glas und das Auge des Weisen sagen⁶, wenn ihr den Glauben an uns und die Fähigkeit, mit uns zu fühlen, nicht habt.

Ein Ethnologe, ein Soziologe oder ein Naturwissenschaftler dürfte uns erforschen, und nicht ein Pädagoge oder Demagoge.

Unser einziger Bruder unter euch Erwachsenen ist der Künstler; er ist unserem Volk wohlgesonnen im Augenblick der Inspiration, einem seltenen, launenhaften, außergewöhnlichen Augenblick. Dann erinnert er euch an ein Kind. Aber auch er — wird uns nur ein Märchen erzählen.

Na ja: uns gegenüber laßt ihr euch von Stimmungen leiten, selten von guten, oft von schlechten.

Traurig wachte ich auf.

Lumpi

Ich wachte traurig auf.

Traurig zu sein, ist nicht schlimm. Die Traurigkeit ist ein mildes und kein unfreundliches Gefühl. Gute Gedanken kommen einem in den Sinn. Jeder tut einem leid: die Mutter, weil ihr die Motten das Kleid zerfressen haben, der Vater, weil er arbeitet, und die Oma, weil sie alt ist und bald sterben muß, der Hund, weil ihm kalt ist, und die Blume, weil sie ihre kleinen

⁶ Assoziation an die Schlußzeilen einer Ballade von Mickiewicz: „Das Gefühl und der Glaube sprechen mich stärker an als das Glas und das Auge des Weisen“ (Anmerkung des Übersetzers).

Blätter hängen läßt und sicher krank ist. Man möchte jedem helfen, und selbst möchte man sich bessern.

Wir mögen doch auch traurige Märchen, das heißt, daß wir auch die Traurigkeit brauchen; sie ist wie ein Engel, der dasteht und schaut, dir die Hand auf den Kopf legt und gleichsam mit Flügeln atmet.

Man möchte allein sein, oder mit einem, mit nur einem Menschen über verschiedene Sachen sprechen.

Und man fürchtet, daß jemand diese Traurigkeit vernichten könnte, nicht eigentlich vernichten, sondern verschrecken.

Ich blieb am Fenster stehen; an den Scheiben waren in der Nacht schöne Blumen entstanden. Nicht Blumen, sondern Blätter. Solche Palmen. Merkwürdige Blätter, merkwürdige Welt. Warum? Woher?

„Warum ziehst du dich nicht an?“ fragt der Vater.

Ich antworte nicht, gehe nur zu ihm hin und sage:

„Guten Tag.“

Und ich küßte dem Vater die Hand, er aber sah mich an.

Jetzt ziehe ich mich schon rasch an. Ich habe gegessen und gehe in die Schule.

„Was hast du es heute so eilig zur Schule?“ fragt die Mutter.

„Ich will bei der Kirche vorbeigehen“ antworte ich.

Denn es ist mir eingefallen, daß ich nicht genug bete, und das bedrückte mich auf einmal.

Also trete ich vors Tor und sehe, ob Mundek nicht kommt.

Aber nein.

Das Wasser ist überall zugefroren. Die Jungen legen schon eine Schlitterbahn an, versuchen, sie ganz glatt zu machen. Anfangs ein kleines Stückchen, und dann immer weiter — und jetzt können schon alle schlittern. Ich blieb stehen, aber nein. Ich gehe weiter.

Und statt Mundek treffe ich Wisniewski. Und er sagt:

„Na Triptychon, wie geht's dir?“

Zunächst hatte ich nicht verstanden, was er wollte. Dann erst wurde mir bewußt, daß er mir einen neuen Namen gibt. Von der Zeichnung damals. Weil ich ein Triptychon gezeichnet hatte.

Ich sage:

„Scher dich weg.“

Er aber steht sofort stramm, salutiert und sagt:

„Zu Befehl!“

Ich sehe, daß er einen Streit vom Zaune brechen will, gehe also auf die andere Straßenseite. Und er schubste mich noch — und gleich bog ich in die Querstraße ein.

„Ich habe Zeit“ — denke ich bei mir — „mache einen Rundgang.“

Ich gehe nicht gern in die Schule. Dort gibt's gleich Geschrei, sie stoßen sich, jeder sagt etwas. Manchmal geht man absichtlich langsam oder macht einen weiteren Weg, damit der Unterricht gleich beginnt. Es ist schön, genau mit dem Klingelzeichen einzutreffen, denn dann kommt schon der Lehrer, und es ist ruhig. Wenn man eine Uhr hätte, dann könnte man sich das ausrechnen, aber so kann man sogar zu spät kommen.

Macht aber nichts. Ich bog in eine weitere Straße ein. So als rief mich jemand, als zöge mich etwas dorthin. Es kommt schon vor, daß der Mensch etwas tut und weiß selbst nicht warum. Und das geht für ihn böse oder gut aus. Wenn es böse ausgeht, sagt man, es hätte einen etwas in Versuchung geführt. Denn erst später wundert man sich: warum habe ich das so gemacht?

Also weiß ich selbst nicht warum, mache aber einen großen Umweg, gehe einen ganz anderen Weg. Und ich gehe so und gehe, und plötzlich steht da ein kleiner Hund im Schnee. So klein und so verängstigt. Er steht auf drei Beinchen, das vierte hält er in die Luft. Und zittert — und bebt. Und die Straße ist leer. Nur hier und da geht jemand. Ich stehe da und sehe ihn an und denke, daß man ihn wohl verjagt hat und er weiß nicht, wo er hingehen soll. Weiß ist er, nur ein Ohr und das Schwanzende sind schwarz. Und das eine Pfötchen hängt ihm herunter, und er guckt mich so kläglich an, daß ich mich seiner annehmen möge. Und er hob das Schwänzchen, wackelte aber nur zweimal und irgendwie traurig. Einmal nach links und einmal nach rechts, so als schöpfte er Hoffnung. Und dann — auf mich zu. Man sieht es aber, daß es ihm weh tut. So schien es mir. Und wieder steht er da und wartet. Das schwarze Ohr stellte er in die Höhe, das weiße hängt herunter. Und ganz so, als würde er „bitte, bitte“ machen, hat aber noch Angst. Er leckte sich — sicher hat er Hunger — und guckt so flehentlich.

Zur Probe gehe ich einige Schritte; er hinter mir her. Er hinkt so auf seinen drei Beinchen, und jedesmal, wenn ich mich umsehe, bleibt er stehen. Es kam mir in den Sinn, ihn mit dem Fuße zu scheuchen und zu rufen: „Nach Hause“, um zu sehen, wohin er geht. Doch er tat mir leid, also rief ich nicht, sondern sage:

„Geh nach Hause, sonst erfrierst du.“

Er aber schnurstracks auf mich zu.

Was soll man da machen? Ich werde ihn doch nicht auf der Straße lassen, denn dann erfriert er.

Er aber kam näher, noch näher — ganz nahe und klebte demütig am Boden. Und zittert. Und ich bin schon sicher, ich bin ganz sicher, daß mein Lumpi obdachlos ist. Vielleicht irrt er schon die ganze Nacht herum? Vielleicht hat für ihn bereits die letzte Stunde geschlagen? Und ich gehe da ausgerechnet einen ganz anderen Weg in die Schule und kann ihn gerade noch in letzter Minute retten.

Ich nehme ihn auf den Arm, und er leckte mich. Ganz kalt ist er, nur seine kleine Zunge ist etwas warm. Schnell mache ich also meinen Mantel auf — rein mit ihm unter den Mantel; nur das Köpfchen ließ ich herausgucken, nur das Schnäuzchen, damit er atmen kann. Er krabbelte mit seinen Pfötchen, bis er irgendwo hängen blieb, um nicht herunterzurutschen. Ich will ihn stützen, fürchte aber, daß ich seinem Pfötchen weh tue, umarme ihn also; und sein Herz schlägt und schlägt ihm.

Wenn ich wüßte, daß die Mutter mir erlaubt, ihn zu behalten, so ginge ich noch nach Hause; ich würde es noch schaffen. Was kann das schon schaden, wenn er bei uns bleibt? Ich könnte ihn mit meinem eigenen Essen ernähren. Aber ich habe Angst, jetzt umzukehren, und in die Schule läßt man mich mit ihm nicht hinein. Na, und er hat es sich unter dem Mantel bequem gemacht und hört auf, sich zu bewegen. und machte die kleinen Augen halb zu. Und ich halte ihn so unterm Mantel, er aber kuschelt sich tiefer in den Ärmel hinein, will nicht einmal die Luft atmen, zieht auch sein Schnäuzchen ein und pustet. Und er wird schon am ganzen Körper wärmer, wird wohl gleich einschlafen. Denn wenn er die ganze Nacht in der Kälte war und nicht geschlafen hat, dann wird er jetzt sicher schon einschlafen. Und was mache ich dann?

Ich sehe mich um, und da — ein kleiner Laden. Ich denke:
„Was sein wird, wird sein. Ich gehe hinein. Vielleicht hat er sich hier aus diesem Laden verirrt? Ich will mal fragen.“

Ich weiß genau, daß es nicht stimmt; doch ich versuche es. Denn was sollte ich tun? Also gehe ich hinein und frage:

„Ist das nicht Ihr Hündchen?“

Sie sah hin und sagt:

„Nein.“

Ich aber gehe nicht weg. Wenn ich Geld hätte, so würde ich ihm Milch kaufen. Die Frau aber sagt:

„Zeig ihn mal.“

Ich, erfreut, hole ihn eiligst heraus, und er schläft schon.

Und ich sage:

„Hier.“

Die Frau aber denkt nach und sagt wieder:

„Nein, nicht meiner.“

Und ich darauf:

„Vielleicht wissen Sie, wem er gehört? Denn er kann nicht von weit her sein.“

Darauf sie:

„Weiß ich nicht.“

Also sage ich:

„Er friert, ich bitte Sie.“

Und ich halte ihn, er aber rührte sich nicht einmal, so fest schläft er. Wenn ich es nicht fühlte, würde ich denken, daß er gestorben, daß er schon tot ist.

Aber ich schäme mich zu sagen, sie möchte ihn einstweilen nehmen, ich würde ihn später abholen. Und es kam mir in den Sinn, daß, wenn nicht sie, dann vielleicht der Hausmeister ihn während des Unterrichts bei sich behält. Der vom ersten Stock ist zwar böse, der vom zweiten aber gut: er spricht mit uns, scherzt und spitzt unsere Bleistifte an.

Und die Frau sagt:

„Wohnst du hier in dieser Straße?“

Damit will sie in etwa sagen, daß sie mich nicht kennt, und daß ich nichts bei ihr kaufe, warum ich also noch da herumstehe.

„Nun geh schon, geh“ — sagt sie — „die Mutter hat dich in die Schule geschickt, und du spielst mit dem Hund. Und mach die Tür gut zu.“

Sie dachte, ich würde aus lauter Besorgnis die Tür nicht zumachen und die Kälte hereinlassen. Denn jeder denkt nur daran, daß es ihm warm ist. Dabei ist ein Hund auch ein Geschöpf Gottes.

Ich gehe, weiß nun nicht mehr, was ich machen soll, doch versuche ich es noch einmal:

„Sehen Sie nur, so ein weißer, ohne Räude.“

Doch mit der Hand verdecke ich das Pfötchen, mit dem er hinkt. Vielleicht nur durch die Kälte?

Und sie:

„Halte mich nicht unnötig mit deinem Hund auf.“

Da hast du es — schon halte ich unnötig auf. Als wäre es meine Schuld, daß der Hund in der Kälte friert.

Na ja, nichts zu machen. Wenn der Hausmeister nicht einverstanden ist, dann soll er ihn selbst verjagen.

Und die Jungen werden gleich in der ganzen Schule Lärm schlagen:

„Oh, ein Hund — einen Hund hat er mitgebracht!“

Und das könnte noch ein Lehrer hören. Das muß aber ein Geheimnis bleiben. Ich habe viel Zeit unnötig verloren, packe ihn also schnell nicht unter den Mantel, sondern unter die Jacke, achte nicht mehr darauf, ob er vielleicht zu wenig Luft haben könnte. Und — schnell in die Schule. Denn der Hausmeister wird sicherlich bereit sein. Ich werde mir von jemandem Geld leihen und Milch für meinen Lumpi kaufen.

Lumpi habe ich ihn genannt.

Ich renne so dahin, und er ist schon ganz warm geworden. So habe ich ihn erwärmt — durch das Hemd. Erst jetzt ist er wach geworden, beginnt zu krabbeln, sich zu drehen, steckte sein Näschen heraus und bellte; nein, bellte eigentlich nicht, sondern knurrte, gab einen Ton von sich als Zeichen, daß ihm wohl ist und daß er sich bedankt. Anfangs ging eine Kälte von ihm aus bis auf meine Brust, jetzt aber wärmt er mich schon. So als drückte ich ein Kind. Ich beugte mich und küßte ihn, er aber machte die Augen halb zu.

Ich wende mich gleich an den Hausmeister:

„Verstecken Sie ihn bitte! Er war so verfroren.“

„Wer war verfroren?“

„Er.“

Er sah, daß ich den Hund hielt und wurde mürrisch.
 „Wo hast du ihn denn her?“
 „Von der Straße.“
 „Warum hast du ihn mitgenommen — einen fremden Hund?“
 „Er ist obdachlos, hat ein gebrochenes Pfötchen.“
 „Und wo soll ich mit ihm hin? Warum hast du ihn nicht in Ruhe gelassen? Vielleicht hatte er dort jemand.“
 „Niemand“ — sage ich. „Alle habe ich gefragt. Wenn er jemand hätte, dann hätten sie ihn nicht bei der Kälte fortgejagt.“
 Darauf er:
 „Womöglich hat er Räude.“
 „Ach, was sagen Sie da! So schön weiß ist er.“
 Ich bin ein bißchen gekränkt, freue mich aber; wenn er ihn nimmt und betrachtet, dann behält er ihn auch.
 Da hat aber schon einer der Jungen ihn erblickt, also — schnell mit ihm unter die Jacke.
 Und der Hausmeister sagt zu ihm:
 „Geh weg. Sieh mal, deine Schuhe sind voller Schnee.“
 Und er verjagte ihn.
 Immer noch will er nicht. Er sagt:
 „Wenn hier jeder, wo ihr so viele seid, mir einen Hund von der Straße brächte . . .“
 „Ach bitte, nur für ein paar Stunden. Ich nehme ihn dann gleich mit nach Hause.“
 „Ja ja . . . Das werden sie dir grade erlauben.“
 Ich sage:
 „Ich will nochmal diese Straße aufsuchen, vielleicht wird sich jemand zu ihm bekennen.“
 Er kratzte sich die Stirn und ich denke: „Gut.“
 Noch murrte er:
 „Habe ich hier nicht genug mit euch zu tun?“ — sagt er.
 „Nun auch noch Hunde.“
 Na, und er nahm ihn. Ein Prachtmensch. Der vom ersten Stock hätte ihn nicht genommen; er hätte noch geschimpft.
 Na, und er nahm ihn. Und die Jungen begannen sich schon anzusammeln. Mein Lumpi aber, so als hätte er es verstanden, zuckt nicht einmal, sondern schaut mich an. Und da klingelte es. Den Lumpi hätte ich vorläufig untergebracht, ohne zu spät in die Klasse zu kommen. Und der Unterricht begann.

Ich sitze da, aber mir ist traurig zumute. Wenn es Lumpi jetzt auch warm hat, so hat er doch gewiß Hunger.

Ich sitze und denke, woher ich Geld für Lumpis Milch nehmen soll.

Ich sitze und denke, daß ich die ganze Nacht im warmen Bett geschlafen habe und nicht einmal wußte, daß der arme Hund draußen in der Kälte übernachtete. Doch selbst wenn ich es gewußt hätte, hätte ich nicht helfen können. Wie denn? Ich werde mich doch nicht anziehen und in der Nacht den Lumpi auf der Straße suchen.

Ich sitze da, aber mir ist so traurig zumute, daß ich von meiner Traurigkeit der ganzen Klasse etwas abgeben könnte. Ich werde wohl nie mehr mit den Jungen herumrennen. Denn gestern haben wir mal ‚Pferd‘, mal ‚Jagd‘ gespielt. Solche Kinderspiele. Niemand hat einen Nutzen davon. Wenn man mir erlaubte, meinen kleinen Hund mit nach Hause zu nehmen, dann könnte ich mich wenigstens um ihn kümmern. Ich würde ihn baden, kämmen, er müßte schneeweiß sein. Wenn er wollte, würde ich ihm verschiedene Kunststücke beibringen. Aber geduldig, ohne ihn zu schlagen. Ich würde ihn nicht einmal anschreien. Denn ein Wort tut oft genauso weh wie ein Schlag.

Wenn man einen Lehrer mag, dann tut auch die geringste Bemerkung weh. Er sagt nur:

„Sitz doch still.“

Oder:

„Sprich nicht.“

Oder:

„Du paßt nicht auf.“

Und schon ist es dir peinlich. Gleich schaust du, ob er das nur so nebenbei sagte und wieder vergißt, oder ob er wirklich böse ist.

Und Lumpi wird mich gern mögen. Wenn er dann also ein Kunststück nicht gut macht — nun, da sage ich ihm eben, daß das nicht gut ist, werde ihn aber gleich streicheln, und er wird mit seinem Schwänzchen wedeln und sich anstrengen.

Ich werde ihn nicht ärgern, nicht einmal im Scherz, um ihn nicht böse zu machen. Denn ich verstehe nicht, warum es angenehm sein sollte, einen Hund zu ärgern, damit er bellt.

Auch ich habe gestern eine Katze erschreckt. Ich erinnerte mich daran und begann mich zu schämen. Und was wollte ich eigentlich von ihr? Ihr Herz schlug sicherlich auch stark vor Angst. Und daß die Katzen falsch sind — ob man nicht bloß so redet?

Und die Lehrerin sagt:

„Lies weiter.“

Ich war gemeint.

Ich aber weiß nicht einmal was, habe nicht mal das Buch aufgeschlagen.

Ich stehe da wie ein Dummkopf, glotze. Der Lumpi tut mir leid, und ich selbst tue mir leid.

Da sagt Wisniewski:

„Der Triptyschon hat Krähen gejagt.“

Da kamen mir die Tränen in die Augen; ich ließ den Kopf hängen, wollte nicht, daß es jemand sieht.

Die Lehrerin war nicht böse, sie sagt nur:

„Du hast nicht einmal das Buch aufgeschlagen. Ich werde dich wohl vor die Tür stellen.“

Die Lehrerin sagte „stellen“ und nicht „hinauswerfen“.

Doch sie stellte mich nicht hinaus, sagte nur:

„Bleib in der Bank stehen.“

Noch nicht mal in der Ecke.

Die Lehrerin muß wohl erkannt haben, daß etwas Wichtiges geschehen war. Wenn ich Lehrerin wäre und ein Junge über einem nicht geöffneten Buch säße, dann würde ich ihn fragen, was er für Kummer habe, was mit ihm los sei.

Nun, und wenn die Lehrerin fragte, warum ich nicht aufpasse, was würde ich da sagen? Aber nein. Warum sollte das die Lehrerin wissen wollen? Unterricht ist eben Unterricht. Na, und ich kann doch schließlich den Hausmeister nicht verraten.

Und die Lehrerin sagte:

„Bleib in der Bank stehen.“

Und dann sagt sie noch:

„Oder möchtest du etwa lieber vor der Tür stehen?“

Ich werde rot, antworte nichts. Und sie brüllen sofort los. Die einen sagen:

„Er will vor die Tür.“

Und die anderen:

„Er will lieber nicht, Fräulein Lehrerin!“

Irgend etwas, und gleich machen sie sich ein Spiel daraus, froh, daß der Unterricht unterbrochen wurde. Sie denken nicht daran, daß es einem peinlich ist und daß man Angst hat, sie könnten dadurch die Lehrerin verärgern.

Na, und da klingelt es; so ging das zu Ende. Ich aber renne zum Hausmeister.

Doch der Hausmeister von unserem Stock, dieser böse, hielt mich an.

„Wohin?“ — fragte er. „Weißt du nicht, daß das nicht erlaubt ist?“

Also, ich fürchte mich schon, denke aber:

„Irgendwo muß ich zehn Groschen für die Milch leihen.“

Vielleicht von Baczkiewicz? Er hat immer Geld. Da ich ihn aber wenig kenne, wird er nichts hergeben. Als jemand einmal von ihm etwas leihen wollte, da sagte er:

„Ich werde dir schon leihen, du armer Teufel.“

Ich denke so: „Vielleicht der, vielleicht jener“ — und sehe mich um. Doch ich erinnere mich daran, daß Frankowski mir fünf Groschen schuldet. Ich suche ihn, er aber spielt — und läuft weg.

„Du hör mal, gib mir die fünf Groschen zurück.“

„Geh weg“ — sagt er — „stör mich nicht.“

„Ich brauche sie aber.“

„Später, jetzt kann ich nicht.“

„Ich brauche sie aber!“

„Ich sage dir: später! Jetzt habe ich sie nicht.“

Ich sehe, daß er ärgerlich wird, na, und daß er kein Geld hat; was soll ich machen? Mundek hat auch keins. Ich bin ratlos, gehe zu Baczkiewicz. Sein Vater hat ein Geschäft — ist reich. Er aber fragt:

„Wozu brauchst du es?“

Ich sage:

„Ich brauche es ganz dringend.“

Und er darauf:

„Und wann gibst du es mir zurück?“

„Wenn ich es habe.“

Denn was soll ich dazu sagen? Ein anderer könnte antworten:

„Morgen.“

Und macht sich nichts daraus. Schimpfen wird er obendrein, wenn man ihn mahnt. Er sagt dann:

„Hau ab.“

Die Erwachsenen, auch die ärmsten, haben wenigstens zwanzig Groschen, wir aber müssen uns manchmal wegen fünf Groschen quälen. Wir leiden sehr dadurch, daß wir noch nicht mal ständig das Wenigste haben. Man müßte im voraus wissen, daß man es bekommt.

„Nun, was ist, leihst du es?“

„Ich hab's doch nicht.“

„Du hast es“ — sage ich — „willst es nur nicht geben.“

Hätte ich gesagt wofür, dann hätte er es gegeben. Vielleicht soll ich es ihm sagen?

Und er:

„Ich habe ja schon genug geliehen, keiner gibt es mir zurück. Geh zum Franek — er schuldet mir schon seit einem Monat fünfundzwanzig Groschen.“

Doch Franek gibt niemandem Geld zurück, also machte ich ein saures Gesicht, weiß mir aber keinen anderen Rat.

Ich suche ihn, kann ihn aber nicht finden. Wo denn? In diesem Gedränge?

Baczkiewicz ist sogar ein guter Kerl, schlägt einem nicht gern etwas ab. Nur neugierig ist er: alles will er wissen. Und er spricht mich von selbst an:

„Na, hat er's dir gegeben?“

„Ich weiß nicht, wo er steckt.“

Er dachte etwas nach und sagt:

„Sag mir, wozu brauchst du es?“

„Gibst du's mir dann?“

„Ja, ich gebe.“

„Und du hast es?“

„Ja, ich hab's, will aber Sperrholz kaufen; möchte einen kleinen Rahmen machen.“

Da sagte ich es ihm also schnell, und wir schleichen uns zusammen in den zweiten Stock. Plötzlich klingelt es. Man muß in die Klasse gehen.

Ich bin unruhig. Lumpi hat Hunger, vielleicht fängt er an zu piepsen und zu winseln, und der Hausmeister wirft ihn noch hinaus.

Ich habe ihn Lumpi genannt. Doch jetzt denke ich, daß dies nicht gut war. Hört sich an wie ein Spottname. Ein Hund versteht es zwar nicht, aber einem Menschen wäre es peinlich. Vielleicht soll ich ihm den Namen Schneeflöckchen geben, da ich ihn im Schnee gefunden habe? Oder Weiße — Weißchen. Oder etwas vom Winter.

Ich denke schon so, als wüßte ich, daß ich ihn behalten darf.

Die Geschäftsfrau und der Hausmeister sagten doch, daß er einen Besitzer hat, vielleicht könnte ich die Jungen fragen, dort bei dem Tor. Aber dort war nicht einmal ein Tor in der Nähe. Und es könnte dann einer sagen, daß es seiner sei, und das stimmt nicht. Er wird mit ihm ein bißchen spielen und wirft ihn wieder in die Kälte hinaus. Und wenn es auch stimmen sollte, so hat man sich doch nicht um ihn gekümmert, da man ihn fortjagte. Vielleicht ist er aber von selbst weggelaufen? Ich kenne ihn ja nicht, weiß nicht, wie er ist. Und junge Hunde sind schon kleine Schelme. Vielleicht hat er etwas ausgefressen, hatte Angst vor der Strafe und lief von selbst von zu Hause weg.

Ich quäle mich, denn ich weiß nicht, was ich machen soll. Dies und das und jenes — als hätte ich ein Kind, so bekümmert sitze ich da. Und Schneeflöckchen denkt wohl, daß ich ihn vergessen habe. Dabei lebt ein Hund genauso wie ein Kind. Das Kind weint, und der Hund winselt kläglich. Und bellt vor Ärger oder Freude. Und spielt auch so. Und schaut einem in die Augen, und dankt, leckt — und knurrt; als wollte er warnen und sagen: „Hör auf.“

Aber ich erinnere mich daran, daß doch Unterricht ist und daß man aufpassen muß, denn ich stand schon mal in der Bank.

Als ich erwachsen war, dachte ich, daß es leicht ist, ein fleißiger Schüler zu sein, beim Unterricht aufzupassen und gut zu lernen. Und erst jetzt sehe ich, wie schwer es ist. Wenn ich, als ich Lehrer war, einmal Kummer hatte, paßte ich beim Unterricht auch nicht auf, und niemand stellte mich in die Ecke. Im Gegenteil, ich war da strenger, und es mußte ruhiger sein in der Klasse, damit ich mich ungestört grämen konnte.

Oh, Weißchen, Weißchen! Klein bist du und schwach, also behandelt man dich schnöde und achtet dich gering. Du bist kein Wasserrettungshund, der die Ertrinkenden rettet, kein Bernhardiner, der in den Bergen die Erfrorenen aus dem Schnee

ausgräbt. Du bist auch nicht der Hund eines Eskimos. Nicht einmal ein kluger Pudel wie der vom Onkel. Ich werde mit meinem Hündchen zum Onkel gehen, sie sollen sich befreunden. Denn ein Hund liebt auch Gesellschaft.

Ich denke: „Ich werde zum Onkel gehen.“ Ich denke nicht, ich träume. Denn ich darf ihn sicher nicht behalten.

Ein Erwachsener sagt zu einem Kind: „Du darfst nicht, du kannst es nicht“ — und hat es gleich vergessen. Er weiß nicht einmal, was für Schmerz er bereitet.

Als ich Kind werden wollte, dachte ich nur ans Spiel, und daran, daß die Kinder froh sind, daß sie an gar nichts denken, sich um nichts kümmern. Und doch habe ich jetzt eine größere Unruhe in mir wegen eines Hündchens auf drei Beinchen, als ein Erwachsener um seine ganze Familie. Doch, da klingelt's endlich.

Na, und da geben wir dem Hausmeister zehn Groschen für die Milch. Er aber sagt:

„Als wenn ich auf eure zehn Groschen gewartet hätte! Aber seht mal, was der Hund angerichtet hat.“

Und er führt uns, dort aber piepst der Lumpi, eingeschlossen in einer dunklen Kammer.

„Macht nichts“ — sage ich. „Darf ich diesen Lappen nehmen, dann wische ich es weg.“

Und ich wischte es weg und ekelte mich nicht einmal.

Weißchen aber hatte mich erkannt, denn er freute sich. Fast wäre er auf den Flur gelaufen. Er tanzt herum und springt auf. Seine Not und Gefahr hat er ganz vergessen. Vielleicht läge er jetzt schon ausgestreckt und tot auf dem kalten Schnee.

„Macht, daß ihr fortkommt“ — sagte der Hausmeister, verbesserte sich jedoch gleich und sagt:

„Na, geht schon, denn ich habe keine Zeit.“

Einem Erwachsenen sagt doch niemand: „Mach, daß du fortkommst“, einem Kinde aber sagt man das oft. Immer ist es so: der Erwachsene ist geschäftig, das Kind aber tanzt einem dauernd vor den Füßen herum, der Erwachsene scherzt, doch das Kind treibt Possen, der Erwachsene weint, das Kind aber verkiert sich die Augen und heult, der Erwachsene ist beweglich, das Kind jedoch zappelig, der Erwachsene ist traurig, das Kind aber verdrossen, der Erwachsene ist zerstreut, während

das Kind ein Faselhans, ein Tölpel ist. Ein Erwachsener wurde nachdenklich, ein Kind steht da und gafft. Ein Erwachsener macht etwas langsam, das Kind aber trödelt. Eine scheinbar scherzhafte Sprache, in Wirklichkeit aber eine unfeine. Wurm, Knirps, Dreikäsehoch, Bengel — sogar dann, wenn sie sich nicht ärgern, wenn sie gut sein wollen. Da kann man nichts machen, wir haben uns daran gewöhnt, aber manchmal ist es bitter, und es ärgert einen solche Geringschätzung.

Das arme Weißchen (oder vielleicht besser — Schneeflockchen), wieder wird er zwei Stunden eingeschlossen in der Dunkelheit sitzen müssen.

„Oder sollte ich ihn vielleicht unter der Jacke halten, vielleicht wird er ruhig?“

„Du bist albern“ — sagt der Hausmeister und schloß mit einem Schlüssel ab.

Da begegnet mir Mundek und sagt:

„Was hast du für Geheimnisse?“

Eifersüchtig ist er, daß er es nicht weiß. Also sagte ich es ihm.

„Ach, sooo? Dann hast du es ihm zuerst gesagt?“

„Ich mußte es ja, denn er wollte mir das Geld für die Milch nicht leihen.“

„Ich wei . . . ß, ich wei . . . ß.“

Mundek tut mir leid, denn auch mich würde es bedrücken, wenn er es einem anderen zuerst gesagt hätte. Doch während der großen Pause frage ich ihn:

„Na, willst du ihn sehen?“

Hier aber im zweiten Stock haben die Jungen Zigaretten geraucht, und es findet eine Untersuchung statt, wer geraucht hat, wer in den zweiten Stock gegangen ist. (Man sagt dabei nicht „gegangen“, sondern „gelatscht“.)

Und unser Hausmeister sagt:

„Ich jage sie stets fort, sie aber schleichen sich heimlich zurück.“

Und er sieht uns dabei an. Doch ich hatte mich hinter Tomczak versteckt. Sonst hätte man sofort etwas gemerkt, weil ich rot wurde. Es wurde mir gleich heiß. Wenn die Erwachsenen ein Kind nach etwas fragen, das Kind aber zu stottern beginnt und rot wird, so denken sie gleich, daß es lügt oder daß es schuldig ist. Wir aber werden schon vom bloßen Verdacht rot — aus

Scham, aus Angst; oder das Herz schlägt überhaupt stark. Manche verlangen gewöhnlich sogar, daß man ihnen in die Augen sieht. Nun, es gibt solche, die schuldig sind und einem dennoch frech ins Gesicht lügen, bis sich die Balken biegen. Solche haben es gut. Am schlimmsten ist es für ein empfindsames Kind. Unschuldig ist es, leidet aber. Denn die Erwachsenen schreien alle an. Sie sagen gleich: „Ihr“.

„Ihr immer. Ihr niemals. Ihr alle.“

Sie schreien und drohen allen:

„Ich kenne euch schon! Eure Ausflüchte! Euch werde ich schon helfen!“

Und ein empfindsames Kind ängstigt sich, lebt in ständiger Furcht. Wie der Hase. Denn der Hase ängstigt sich sogar im Schlaf. Und auch wir haben unruhige Träume. Und wir erwachen angsterfüllt.

Wenn nachts etwas quietscht, scheint es, daß ein Gespenst oder ein Mörder umhergeht. Oder es zeigt sich etwas im Fenster, oder es bewegt sich etwas Weißes. Du ziehst die Bettdecke über den Kopf, bist naßgeschwitzt, hast Angst zu atmen und denkst nur:

„Was wird geschehen, wenn mich eine kalte Hand berührt?“

Die furchtbarsten Märchen fallen einem dann ein, allerlei schreckliche Zeitungsnachrichten.

Denn nicht nur in den Märchen geschehen schreckliche Dinge. Es gibt doch Menschen ohne Beine, ohne Nase, ein Mensch kann ja blind oder verrückt werden, da geht jemand so auf der Straße dahin, fällt plötzlich um, beginnt sich hin und her zu wälzen, und aus seinem Mund kommt der Schaum; er ging ganz normal, wie alle, und plötzlich ist es eben passiert. Die Menschen sammeln sich an und beratschlagen, dich aber stoßen sie weg. Du willst zwar nicht, mußt aber dennoch hinschauen: wie versteinert.

Und die Pocken, die galoppierende Schwindsucht, die ägyptische Augenentzündung, die Gangrän, die Blutvergiftung? Man achtet nicht auf diese Schauergeschichten. Denn die Erwachsenen sagen absichtlich viele Dinge, damit die Kinder sie hören und nicht allzusehr herumtollen. Du aber siehst, daß dich ein Wagen nicht überfahren hat, daß du aus dem Fenster nicht hinausgefallen bist, daß man dir kein Bein gebrochen, kein Auge aus-

geschlagen hat. Na, und da hörst du auf, ihnen zu glauben. Übrigens kann man nicht ständig nur vorsichtig sein.

Aber wenn die Nacht kommt, da fällt einem gleich alles ein. Da schlafen alle, da ist es dunkel, oder es scheint der Mond. Also fürchtest du dich wieder, daß du vielleicht im Schlaf die Wände hochklettern oder auf den Dächern wandeln könntest.

Seltsam. Bald ist man so mutig, daß man sich in die größte Schlacht stürzen oder nachts auf den Friedhof gehen könnte, bald wieder erschreckt einen irgendeine Kleinigkeit. Und es ist schwierig zu sagen, ob man mutig oder feige ist.

Und überhaupt ist es schwierig zu wissen, wie man wirklich ist. Denn wenn ich mir die Frage stelle, ob ich anständig bin, so wie ein Junge sein müßte, dann weiß ich es selbst nicht. Denn ich erinnere mich an verschiedene Geheimnisse, denke aber gleich:

„Doch die anderen sind ja schlimmer.“

Sogar dann, wenn jemand anständiger und besser zu sein scheint als ich, weiß ich doch über ihn nicht alles, was er macht und denkt. Denn manchmal kann sich jemand verstellen, und er tut nur deshalb nichts Schlimmes, weil er Angst hat, daß es ans Tageslicht kommen könnte.

Manchmal muß man etwas verheimlichen, auch wenn man gar nichts Schlimmes begangen hat. Die Kinder haben wohl die meisten solcher Geheimnisse. Und sie müssen sie verbergen, denn es ist ihnen einfach nicht erlaubt. Zum Beispiel ich jetzt: was ist denn schon Schlimmes dabei, daß ich mich eines hungrigen, durchgefrorenen Hundes erbarmte? Ein durchgefrorenes Hündchen ist doch ein Lebewesen.

Warum verbieten die Erwachsenen so viel?

Und was nun?

Wir werden der Lehrerin beim Unterricht sagen:

„Erlauben Sie uns, Schneeflöckchen mit in die Klasse zu nehmen. Sie werden sehen, daß wir ruhig sind, daß wir aufpassen.“

I wo! Es würde nichts daraus werden. Wisniewski würde als erster zum Trotz Unfug treiben.

Es ist nicht gut, daß wir zusammen sind — die Zartfühlenden und die Gemeinen, die Ehrgeizigen und die ohne Ehrgeiz. Ihretwegen können wir kein Versprechen, kein Wort halten. Ihretwegen endet immer alles schlecht.

Ihretwegen trauen uns die Erwachsenen nicht, sie glauben uns nicht und schätzen alle gering.

Ohne sie gäbe es vielleicht weniger zu lachen, weniger Fröhlichkeit, aber das Leben wäre dafür ruhiger. Doch die Erwachsenen denken, daß wir nur die Schlingel mögen, nur auf die Schlimmsten hören und sofort das machen, was sie uns sagen. Daß alle durch sie verdorben werden.

Das ist nicht wahr. Wenn wir auf so einen Schlingel zehnmal nicht hören, weiß davon niemand. Wenn wir aber einmal etwas mit ihm zusammen machen — da fällt man gleich über alle her.

Herrlich sähe die Welt aus, wenn wir immer und alle auf sie hörten. Herrlich sähe sie aus, wenn wir sie nicht beschwichtigten!

Wie oft sagt man:

„Sei friedlich — laß es — hör auf — tu es nicht. Heh, sonst wirst du es später bereuen!“

Und der Schlingel gehorcht. Und fürwahr ist es unser Verdienst, wenn die Erwachsenen es mit ihnen aushalten können.

Na, und die Sache endete schließlich so, daß man es nicht herausbekommen konnte, wer im zweiten Stock die Zigaretten geraucht hatte, und wir sahen unser Hündchen nicht.

Erst nach dem Unterricht sagt der Hausmeister:

„Na, nehmt ihn schon und bringt mir hier keine Hunde mehr mit, denn ich habe keine Zeit. Sonst marschier ihr zusammen mit dem Hund ins Rektorzimmer.“

Und wir gingen hinaus: Mundek, Baczkiewicz und ich. Und Lumpi. (Mag er nun schon Lumpi bleiben.)

Wie freute er sich aber, als wir ihn freiließen! Wie alles, was lebt, nach der Freiheit strebt! Mensch, Taube, Hund.

Wir beratschlagen zu dritt, was wir weiter machen sollen. Und Baczkiewicz hat sich einverstanden erklärt, ihn bis morgen mitzunehmen, ich dagegen will mich inzwischen erkundigen.

Und ich empfand irgendwie Groll gegen Baczkiewicz, als er mir meinen Lumpi wegnahm.

Er ist doch meiner. Ich hatte ihn ja unter der Jacke gewärmt. Er leckte mich zuerst. Ich hatte ihn gefunden und in die Schule gebracht und an ihn die ganze Zeit gedacht. Baczkiewicz aber gab ja nur zehn Groschen — und fertig.

Mein Gott, ist das gerecht, daß dem einen die Eltern etwas erlauben, dem anderen nicht? Jeder liebt am meisten seine Eltern und sein Haus. Aber er weiß, daß ein anderer Vater es erlaubt — und er ist verbittert. Er vergleicht sich selbst mit dem anderen, und es tut ihm weh.

Warum nimmt Baczkiewicz den Lumpi, und es passiert ihm nichts, ich dagegen muß erst fragen, und es wird sicherlich nichts daraus?

Daß der eine reicher und der andere ärmer ist, und daß der Reichere kaufen kann, was er will — ist belanglos. Freiheit ist wichtiger als Reichtum.

Denn wenn man weiß, daß die Eltern tatsächlich nichts haben, dann liebt man sie noch mehr um dieses Elends willen. Wer wäre schon deshalb böse, weil der Vater keine Arbeit hat oder wenig verdient? Doch wenn er Geld für unnötige Dinge ausgibt, es dem Kinde aber vorenthält, wenn er nur an sich selbst denkt und dem Kinde nichts gönnt — da ist absolut nichts mehr zu machen. Denn warum gibt Mundeks Vater das Geld für den Alkohol aus und randaliert noch?

Mundek tut mir leid, und der weiße Lumpi tut mir leid; so viel Kummier hatte ich seinerwegen gehabt, und nun nimmt ihn mir ein anderer weg.

„Du brauchst mir die zehn Groschen nicht zurückzugeben“ — sagt Baczkiewicz.

Und ich:

„Nur kein Gnadenerweis! Vielleicht gebe ich sie dir schon morgen zurück.“

Und er:

„Wenn du böse bist, dann brauchst du ihn nicht herzugeben.“

Darauf ich:

„Komm mein Hündchen, wir werden uns verabschieden.“

Lumpi aber versucht sich loszureißen und versteht nicht einmal, daß dies ein Scheiden ist. Erst später stemmte er seine Pfötchen gegen meine Brust und wedelt, als wäre er froh, mit seinem Schwänzchen (mit diesem schwarzen kleinen Püschel) — und schaut — mir — gerade — in — die Augen!

Da füllten sich meine Augen mit Tränen.

Und zu guter Letzt leckte er mir den Mund. Er will sich entschuldigen.

Und ich drücke ihn ein letztes Mal!

Mundek zog mich dabei ganz leicht an der Tasche.

„Komm schon.“

Wir gingen schnell weg, und ich drehte mich nicht einmal um.

Unterwegs sprach Mundek die ganze Zeit von Tauben, Kaninchen, Elstern, Igel. Ich warf nur dann und wann ein Wort ein. Und der Heimweg verging unbemerkt. Denn es ist so: die Stunde auf der Uhr ist zwar immer die gleiche, doch im Menschen ist gewissermaßen eine andere Uhr; sie zeigt völlig anders an. Manchmal verfliegt eine Stunde, ohne daß du es merkst, manchmal schleicht sie so, als würde sie nie zu Ende gehen. Manchmal, kaum, daß du in die Schule gekommen bist, klingelt es schon, und ab geht's nach Hause. Wenn es aber schlecht geht, da wartest du, bis der ganze Kram zu Ende ist, und du gehst wie ein Sträfling und hast nicht einmal Kraft, dich zu freuen.

Nun, ich verabschiede mich von Mundek, doch etwas kitzelte mich zu fragen:

„War dein Alter gestern wieder besoffen?“

Mundek errötete und sagt:

„Denkst du, mein Vater trinkt jeden Tag?“

Er ging so schnell weg, daß ich es nicht mehr fertigbrachte, noch etwas zu sagen. Warum mußte ich das tun? Unüberlegt sagt man manchmal etwas, und später kann man nichts mehr daran ändern.

Einmal sagte mir der Vater das Sprichwort:

„Zunge zügeln sei der Jugend wie den Alten höchste Tugend.“

Ein sehr kluges Sprichwort. Damals war ich sogar böse, und es gefiel mir nicht. Denn ich hatte irgend etwas gesagt, was wahr war, und man schrie mich an, als hätte ich weiß der Himmel was für eine Lüge gesagt. Niemand hatte mich gefragt, also brauchte ich nicht zu reden. Aber die Wahrheit zu verstecken, wäre unaufrichtig.

Es gibt viel Falschheit im Leben. Als ich erwachsen war, hatte ich mich daran gewöhnt, sie interessierte mich nicht mehr. Es gibt sie — dann gibt's sie eben — nicht zu ändern — doch leben muß man. Jetzt fühle ich anders — es tut wieder weh, daß ein

Mensch dem Mitmenschen nicht sagen kann, was er wirklich denkt. Man muß sich stets verstellen.

Eine Lüge braucht nicht gleich etwas Besonderes zu sein — weder schlecht noch gut. Aber ein falscher Mensch, das dürfte wohl der schlimmste von allen sein. Was anderes denkt er, was anderes sagt er, ins Gesicht so, hinter dem Rücken anders. Ich mag schon lieber einen Angeber, einen Lügner, ich mag jeden anderen, nur keinen falschen Menschen, denn ihn kann man am wenigsten durchschauen. Jenem sage ich:

„Du lügst.“

Oder:

„Gib nicht an.“

Und erledigt.

Irgendwie einfacher, anständiger.

Aber einer, der falsch ist, gibt sich so süß, so nett, daß es schwierig ist, ihn auf frischer Tat zu ertappen.

Aber was soll's? Mundek habe ich Verdruß gemacht. Er ist mir böse. Seinen Vater nannte ich „Alter“ und fragte, ob er besoffen war. So gemein habe ich das gesagt wie ein erwachsener Mensch, der ein Kind rot werden läßt, beleidigt und es nicht einmal fühlt.

Ich gehe ins Haustor hinein, und auf der Treppe sitzt die Katze von gestern. Sie tat mir auf einmal leid, und ich wollte sie streicheln, sie aber nahm Reißaus. Sie erinnert sich also. Vielleicht will mich Gott der Katze wegen dadurch bestrafen, daß man mir nicht erlaubt, Lumpi mit nach Hause zu nehmen?

„Na, wie war's in der Schule?“ fragt die Mutter.

Sie fragte sanft. Vielleicht fühlt sie, daß sie mich gestern zu Unrecht gescholten hat?

Ich sage:

„Nichts Besonderes.“

Die Mutter aber fragt:

„Und in der Ecke hast du nicht gestanden?“

Und ich erinnere mich erst jetzt daran.

Ich sage:

„Ich hab' in der Bank gestanden.“

Und die Mutter:

„Und da sagst du nun, es sei nichts Besonderes geschehen.“

Ich sage:

„Ich hab's vergessen.“

Ich nehme ein Messer und beginne, Kartoffeln mit der Mutter zu schälen. Und die Mutter:

„Wofür?“

Ich sage:

„Ich hab' nicht aufgepaßt.“

„Warum hast du nicht aufgepaßt?“

„Ich hab' ein bißchen nachgedacht.“

„Und worüber?“

Schnell schäle ich — als sei ich beschäftigt — und antworte nicht.

„Siehst du, es ist nicht gut, daß du es vergessen hast. Ein anständiges Kind schämt sich, in der Ecke zu stehen, und versucht, es nie wieder zu tun. Wenn das Fräulein Lehrerin euch in die Ecke stellt, dann ist das eine Lehre, ein abschreckendes Beispiel — damit ihr alles besser versteht. Wenn du es aber vergißt, dann geht die ganze Lehre aus der Strafe verloren. Man muß seine Strafen im Gedächtnis behalten.“

Ich sah die Mutter an und denke:

„Arme, gute Mutter, sie weiß nichts und versteht nichts.“

Und ich dachte:

„Eine arme, eine alte.“

Denn als die Mutter gebeugt saß, merkte ich, daß sie graue Haare und Falten hat. Vielleicht ist sie noch nicht alt; doch hat sie ein schweres Leben.

Und ich denke:

„Es ist gut, daß ich wieder eine Mutter habe. Kummer haben die Kinder mit den Eltern, aber ohne Eltern ist es noch schlimmer — schlecht — sehr traurig und schlecht.“

„Vielleicht hast du noch etwas in der Schule ausgefressen?“

Ich sage:

„Nein, nichts.“

„Lügst du auch nicht?“

„Was soll ich lügen? Wenn ich es nicht gewollt hätte, dann hätte ich auch von der Ecke nichts erzählt.“

Die Mutter sagt:

„Na, sicher.“

Und schon ist es still. Aber so, als würden wir uns weiter unterhalten. Denn die Sache mit meinem Lumpi liegt mir am Herzen, die Mutter aber weiß, daß ich irgend etwas nicht sage, daß ich irgend etwas verberge.

Wir Kinder plaudern gern mit Erwachsenen. Sie wissen es besser. Aber sie sollten uns nicht soviel nachtragen. Sie sollten sanft zu uns sein. Nicht nur immer brummen, nörgeln, fauchen, schreien, schimpfen.

Hätte mich die Mutter ein andermal so gefragt: „Du lügst auch nicht?“, dann hätte ich mich aufgeregt und vielleicht genauso geantwortet, mit denselben Worten, doch in diesen Worten wäre schon Wut gewesen.

Die Erwachsenen wollen nicht verstehen, daß das Kind auf Milde mit Milde antwortet, bei Zorn aber wird gleich so etwas wie Vergeltung, wie Rache in ihm wach.

So etwa:

„So bin ich und werde nicht mehr anders.“

Jeder, sogar der Schlimmste von uns, will sich doch bessern.

Und vielleicht unterscheiden sich böse Kinder von den bösen erwachsenen Menschen am meisten dadurch, daß diese es bereits versucht haben, versucht — und es wurde nichts daraus; es ist also nichts zu machen. Wir aber ringen, wir kämpfen mit uns selbst, wir bemühen uns, fassen Entschlüsse, wenn es aber wieder einmal nicht klappt — ihr dann gleich: hui! auf uns los. Das bringt uns furchtbar durcheinander. Je mehr sich der Mensch anstrengt — und es scheint schon, daß es ihm gelingt — da hast du es — fang wieder von vorne an! So 'ne Wut packt einen dann, Schmerz, Unlust! Ihr aber, statt zu helfen, statt einen zu ermutigen, ihr schreit dann gleich: schlag ihn, schlag ihn tot. Deshalb haben wir so unglückliche Tage, so schlechte Wochen. Wenn das eine nicht klappt, kommt gleich ein zweites, ein drittes hinzu — alles fällt einem dann aus den Händen.

Am schlimmsten ist es aber, wenn etwas mißlingt und ihr dabei bösen Willen seht. Manchmal hört man etwas nicht genau oder überhört es, vergißt, versteht nicht oder versteht falsch. Ihr aber denkt, es geschähe aus Bosheit. Manchmal will man grade etwas recht machen, euch eine Überraschung, eine Freude bereiten. Da wir aber keine Erfahrung haben, fällt es schlecht

aus. Was für ein Schaden, was für ein Verlust! Wir fühlen es doch selbst, wozu also gleich das Theater?

Schlecht ist der Mensch dran, der tief und stark empfindet.

Da drehe ich mich also in der Stube umher. Die Blumentöpfe habe ich vom Fenster heruntergeholt und den Staub abgewischt. Später aber beginne ich, im ganzen Zimmer Staub zu wischen. Und die Mutter wundert sich. Und so machten wir, die Mutter und ich, das Gestrige vergessen. Denn wer weiß — vielleicht war das auch ein bißchen meine Schuld? Man sollte ja nicht zu spät zum Mittagessen kommen. Doch gesündigt haben sogar Heilige.

„Geh, lauf mal ein bißchen nach draußen“ — sagt die Mutter. „Was sollst du hier sitzen?“

Und ich:

„Ich will in den Kindergarten gehen, Irene abholen.“

Darauf die Mutter:

„Dann geh ruhig.“

Ich zog mich an, doch weiß ich selbst nicht, warum ich gehe. Sicher Lumpis wegen. Denn um kleine Kinder muß man sich auch kümmern.

Ich bin kein guter Bruder. Mit einem Hund habe ich Mitleid, aber für die eigene Schwester empfinde ich keine echte Liebe. Was heißt hier Liebe — nicht einmal Verständnis habe ich.

So ein kleines Kind muß doch stören, muß einen aus Langeweile behelligen. Wenn ich mal mit ihr spiele — dann wie aus Gnade. Sonst aber fahre ich sie an und schubse sie. Genauso wie es die Erwachsenen mit uns, den älteren Kindern, tun. Offenbar kommt diese Lehre von ihnen.

Die Hauptgründe, warum wir die Knirpse nicht mögen, sind diese drei:

Erstens, weil die Erwachsenen uns auffordern, ihnen nachzugeben, ob sie recht haben oder nicht.

Zweitens, weil sie uns auffordern, ihnen ein gutes Beispiel zu geben.

Drittens, weil sie uns auffordern, mit ihnen zu spielen, wenn sie uns stören.

Mit anderen Worten, um der jüngeren Geschwister willen kriegen wir oft Schelte. Man leidet also doppelt: einmal wegen eigener Schuld und um der Knirpse willen.

Zum Beispiel habe ich etwas, sie aber will es unbedingt haben. Wenn ich will, gebe ich es von selbst, denn ich weiß, was man geben kann und was nicht. Geben die Erwachsenen etwa uns nach, wenn wir etwas dringend verlangen? Sie schelten einen dann noch, und wenn sie es um des lieben Friedens willen geben, dann ist es noch schlimmer, denn so lehren sie uns nur, daß man durch Güte nichts bekommt. So ein kleines Hätschelkind sieht aber, daß man zu ihm hält, und lernt zu schreien, wenn es etwas will. Das ärgert uns schrecklich.

Soll es ruhig weinen. Aber nein: es schreit laut, sehr laut — eben deshalb, damit es alle hören, damit gleich alle zusammenlaufen.

Hier haben mal welche gewohnt, wo die Frau, wenn der Mann ihr etwas nicht geben wollte, so brüllte, daß es das ganze Haus hörte.

Er aber sagte nur:

„Na, sei schon still, denn du machst ja dir und mir Schande.“

Und sie:

„Ich will dir eben Schande machen! Die Leute sollen es wissen, das ganze Haus soll zusammenlaufen! Die Polizei soll kommen, der Krankenwagen, die Zeitungen sollen davon schreiben!“

Sicherlich hat sie sich von klein auf daran gewöhnt. Denn so machen es die Kleinen. Da schreit so ein Dreikäsehoch, und die Erwachsenen haben keine Lust, sich zu erkundigen, wie es in Wirklichkeit war, sie wollen nur, daß er still ist. Und zu guter Letzt:

„Sie ist klein, du müßtest ihr nachgeben.“

Nun, den Erwachsenen sollst du nachgeben und den ganz Kleinen auch noch dazu.

Gibt ein Erwachsener — wenn auch nicht immer gerecht — einem kleinen Kerl einen Klaps — so ist's erledigt, schlägt dich aber mal dein Bruder — da haben sie gleich Mitleid und nehmen dich in Schutz.

Ich habe mir eine kleine Windmühle gemacht. Einen halben Tag quälte ich mich damit ab.

„Gib.“

Sie versucht, sie mir zu entreißen.

„Geh, sonst gibst's Haue!“

Doch sie:

„Gib, gib!“

Und was sagt die Mutter dazu?

„Du wirst dir schon eine andere machen.“

Ob ich sie mache oder nicht — sie soll nur bitten, warten, und es einem nicht entreißen und dann:

„Mammaaaaa!“

Man kann sich kaum beherrschen vor Wut. Sie aber will sogar, daß ich zuschlage, denn dann wird sie sicherlich petzen. Und dann gibt's ein Theater.

„So ein Bruder! Ein so großer Kerl!“

Angeblich ist es meine Schuld.

Ist es bequem, daß ich klein bin — bin ich klein, ist es bequem, daß ich groß bin — bin ich groß.

Oder auch das:

Ich bin nicht nur für das verantwortlich, was ich selbst mache, sondern auch für sie.

„Du hast ihr das beigebracht. Du hast es ihr gezeigt. Von dir hat sie das gehört. Dein Beispiel.“

Habe ich ihr etwa befohlen, mich nachzuäffen? Wenn ich ihr ein schlechtes Beispiel gebe, dann soll sie nicht hinter mir her-latschen, soll sie mich nicht ansprechen, nicht mit mir spielen.

Aber — ich muß eben mit ihr spielen. Und noch dazu auf welche Art!

„Zieh den Mantel an, sonst will sie auch ohne Mantel gehen. Du bekommst kein Bier und keine Wurst, sonst will sie es auch haben. Geh schlafen, denn sie geht nicht allein.“

Sie vereckeln dir das kleine Kind so, daß du nichts mehr mit ihm zu tun haben willst. Aber nein — du mußt mitspielen!

Na gut.

Es gibt Spiele, bei denen ein kleines Kind nützlich sein kann. Es kann sich auch beteiligen. Es soll aber hören, das Spiel nicht verderben, soll verstehen, daß es nicht all das machen kann, was wir tun.

Und man sagt zu ihm:

„Setz dich mal hier hin, du bist dies und jenes.“

Es will aber nicht. Es will laufen. Dabei bin ich doch dafür verantwortlich, wenn es hinfällt und sich eine Beule holt oder

die Kleidung zerreißt. Na, und dann trödelt es so herum und stört.

Für die Erwachsenen ist es ein Kind — egal, ob es fünf oder zehn Jahre alt ist. Wenn es bequem ist — dann gibt's keinen Unterschied.

„Kinder, geht spielen.“

Und wenn es bequem ist, dann bist du älter und sollst der Beschützer sein, und nachgeben, und mit gutem Beispiel vorangehen.

Sie selbst stiften Unfrieden unter den Geschwistern, und deshalb kann es keine Eintracht geben. Deshalb versuchen wir, ein kleines Kind zu meiden, und man nähert sich ihm nur dann, wenn es einem sehr langweilig ist oder man dem jüngeren etwas entlocken will.

Denn auch wir sind nicht ohne Schuld. Es gibt unter uns viel Betrug. Angenommen, ein kleines Kind hat irgend etwas, dann wird sich gleich ein Freund finden, der versucht, es ihm abzulocken. Er tut so, als spiele er, bis er das bekommen hat, was er wollte; und dann sieht er das Kleine nicht einmal mehr an. Der Knirps aber ist stolz, daß man ihn bittet, oder er schämt sich, es zurückzufordern.

Bei den Älteren wie auch bei den Jüngeren sind sich nämlich nicht alle gleich.

Darum, wer etwas auf sich hält, gibt sich mit einem Knirps nicht ab, damit man ihn nicht im Verdacht hat; und es schließen sich ihnen nur die Schlimmsten an.

Und in der Tat geben die Älteren ein schlechtes Beispiel für die Kleinen und verderben sie. Und so wächst dann schon von klein auf ein Sonderling heran. Später aber, wenn er Verstand hat, ist es ihm schwierig, sich etwas abzugewöhnen, sich zu bessern.

Ich gehe durch die Straße und denke nach. Auf einmal schaue ich — und da ist mein Lumpi. Ich blieb sogar stehen. Aber es schien mir nur so. Er war ihm nicht einmal sehr ähnlich. Also, jetzt denke ich wieder an Lumpi.

Soll ich ihn vielleicht nicht abholen? Vielleicht wird er es dort besser haben? Vielleicht erlaubt es die Mutter, wird später aber böse? Allerdings, wenn sie es wollten, dann hätten wir einen Hund auch ohne mein Zutun. Ich werde wohl ein paar

Tage abwarten, was Baczkiewicz sagt, wie er sich da aufführt. Denn in der Kammer hat er etwas Schmutz gemacht. Allerdings war er eingeschlossen.

Und ich weiß nicht, ob ich Lumpi eine bessere Zukunft sichern oder nur selbst mehr Freude durch ihn haben will. Denn immerhin — ich habe ihm das Leben gerettet und eine Unterkunft besorgt. Vielleicht sollte ich mich jetzt mehr mit Irene befassen?

Nun, da komme ich in den Kindergarten, in diese Vorschule, dort aber spielen die Knirpse Ringelreihe. Sie halten sich an den Händen, drehen sich im Kreise und singen.

Die Kindergärtnerin sagt:

„Statt da herumzustehen, spiel mit uns.“

Sie streckte ihre Hand aus, und ich schloß mich an.

Ein andermal hätte ich mich sicher geschämt und nicht gewollt, jetzt aber kann mich ja niemand sehen. Ich begann zu spielen. Anfangs scherzte ich ein bißchen, damit es mehr zu lachen gibt. Mal duckte ich mich, als sei ich ganz klein, mal humpelte ich, als tue mir das Bein weh. Und ich wollte auch die Kindergärtnerin auf die Probe stellen, ob sie böse wird. Denn wenn ihr etwas nicht gefällt, kann ich ja gehen. Aber sie lachte auch, also spielte ich schon ganz richtig.

Die Kleinen waren zufrieden, alle wollten mich an der Hand halten. Na, eigentlich nicht alle, denn einige schämten sich, da sie mich nicht kannten. Am stolzesten aber war Irene, daß sie einen großen Bruder hat. Und schon begann sie herumzukommandieren:

„Du so, du hier.“

Sie denkt, daß ich sie im Notfall verteidigen werde.

Ich aber sagte, sie solle ruhig sein, sonst gehe ich.

Die Kleinen pflegen so zu handeln. Wenn so ein Kind weiß, daß ihm der Ältere zu Hilfe kommt, wird es Streit suchen, dann aber flüchten, damit der Bruder es verteidigt. Und der Bruder, wenn er ein Schlingel ist, wird seinerseits nicht abgeneigt sein, sich ein bißchen zu prügeln; hier riskiert er ja nichts, denn wenn was schiefgeht, ist er noch dazu ein Ehrenmann:

„Und warum hat er den Kleinen geschlagen? Ich mußte meinen Bruder verteidigen.“

Selbst hat er den lieben kleinen Bruder schon viermal soviel verprügelt, jetzt aber — ist er der liebende Bruder und Beschützer.

Ein Anständiger will es wiederum nicht, muß sich aber des kleinen Bruders annehmen, obwohl er weiß, daß dièser nicht im Recht ist; er hat Angst, daß er sich des Kleinen wegen wird vor den Eltern verantworten müssen.

Also — die Kindergärtnerin mußte irgendeinen Brief schreiben und ließ mich mit den Kleinen allein, diese gehorchten auch, denn das Fräulein war im Nebenzimmer.

Nur einer störte die ganze Zeit hindurch. Später, als ich ihnen das Märchen vom gestiefelten Kater erzählte, fuhr der kleine Bengel dauernd dazwischen. Das ärgert einen natürlich gewaltig.

Wir beide also, Irene und ich, gehen nach Hause, und da — klimperte mir plötzlich etwas in der Seitentasche. Ich fand zwei Groschen. Wäre es mehr, so hätte ich es für Baczkiewicz behalten, so aber lohnt es sich nicht — und ich gab sie Irenchen. Wenn sie etwas hat, teilt sie es auch mit mir.

Manchmal nehme ich es, manchmal nicht. Denn nimmt man etwas von einem kleinen Kind, dann heißt es gleich — abknöpfen. Denn es ist schon einmal so, daß für einen Schlechten immer ein Anständiger herhalten muß, den keine Schuld trifft.

Wenn man etwas ändern könnte (ich weiß nur nicht was), dann wäre unser Kinderleben wirklich schön. Wir Kinder brauchen nicht viel, um glücklich zu sein, aber auch das Bißchen haben wir nicht. Angeblich kümmern sich die Erwachsenen um uns, aber es geht uns schlecht auf dieser Erde.

Ich gehe, und es ist mir angenehm, die Kleine an der Hand zu führen. Jetzt passe ich mehr auf, wie wir gehen sollen, wähle einen besseren Weg. Und ich fühle mich älter, stärker. Und ein so kleines und so sehr, sehr glattes Händchen, wie aus Seide. Und die Fingerchen klein. Und es ist so seltsam, daß du dasselbe kleine Kind mal gern magst, mal wieder haßt.

Ein Bonbon hat sie aufgegessen, das andere ließ sie mich essen. Ich wollte nicht, doch ich aß es auf, sie aber guckt und lacht, freut sich, daß sie es mir gegeben hat.

Es ist schön, manchmal etwas vom Eigenen zu geben, und nicht immer nur nehmen und immer wieder nehmen zu müssen

von den Älteren. Es ist unangenehm, wenn man einem Erwachsenen etwas schenken will, er es aber nicht annimmt oder einem etwas anderes gibt, was mehr wert ist. Eine sofortige Bezahlung. Erniedrigt fühlt man sich dann wie ein Bettler.

Wenn man doch die Welt so einrichten könnte, daß alles ein gegenseitiger Austausch von Gefälligkeiten wäre. Als ich traurig war, gab mir Irene das Glas, ich kaufte ihr Bonbons, sie gab mir eins ab. Eine ganze Kette guter Dienste.

Und wir kamen nach Hause, gingen hinein. Die Tante war bei der Mutter und sagt:

„Oh, da kommen schon deine Kälbchen.“

„Warum Kälber und nicht Menschen? Was haben wir Schlimmes getan, daß die Tante uns Kälbchen nennt? Nur Kühe kriegen Kälber. Was für eine gemeine Herausforderung!“

Ich bin böse und begrüße sie gar nicht. Dadurch wurde die Mutter ärgerlich:

„Warum kommst du wie ein Flegel herein? Warum begrüßt du die Tante nicht?“

„Was soll ich sie begrüßen?“ — sage ich. „Gestern bin ich doch dort gewesen.“

„Das war gestern, und heute ist heute.“

„Die Kälber grüßen nicht“ — brummte ich.

„Was denn für Kälber?“ — fragt die Mutter, denn sie hatte es nicht einmal richtig mitbekommen; weil sie es nur hören und behalten, wenn die Erwachsenen beleidigt werden.

Und die Tante lacht.

„Sieh einer an, wie ehrempfindlich! Er ist beleidigt.“

Und schon steht sie auf, um mich zu küssen, ich aber drehte mich um. Einen Gefallen will sie mir tun, wenn sie mich mit Speichel beledet.

„Laß den Lümmel“ — sagt die Mutter.

Gut — mag ich es sein. Ich bin beleidigt. Darf ich es nicht? Wenn ich jetzt nicht auf meine Ehre bedacht bin, dann muß ich es mir, wenn ich erwachsen bin, gefallen lassen, schnöde behandelt zu werden.

Ich setzte mich hin und versuche meine Hausaufgaben zu machen. Dabei zittere ich vor Empörung am ganzen Körper. Doch ich erinnere mich, daß man auch in der Straßenbahn darüber lachte, daß ich ehrempfindlich bin. Die Erwachsenen

denken, daß ein Kind sich nicht beleidigt fühlen kann. Als wenn das ein Kunststück wäre. Jeder weiß, was angenehm ist, und was nicht.

Man sagt, die Kinder seien störrisch.

Er wurde störrisch und will nicht guten Tag sagen.

Will eben nicht.

„Sag es auf der Stelle, tu es sofort.“

Dennoch nicht. Gar nicht aus Trotz, aber es ist dir lieber, eins gelangt zu bekommen, als die eigene Ehre zu mißachten. Und sie sollten einen nicht zwingen, denn dadurch wecken sie nur die Hartnäckigkeit.

Ich sitze abgewandt und schreibe. Aber nicht so schnell wie früher. Werde ich schon in jeder Hinsicht ein Kind? Und vielleicht vergesse ich noch, was ich konnte, als ich erwachsen war? Und es wird mir schwierig sein, in der Schule mitzukommen. Und ich werde beim Unterricht wirklich aufpassen müssen. Das wäre doch schrecklich.

Und gerade da höre ich eine Sirene — die Feuerwehr kommt . . .

„Darf ich?“

Ich sehe die Mutter flehend an und warte wie auf ein Urteil. Ich weiß nicht, was geschähe, wenn die Mutter es nicht erlaubte. Denn wie oft sagen die Erwachsenen ohne Überlegung: „Nein“ — und vergessen es; und wieviel Schmerz sie einem zufügen, wissen sie gar nicht.

Warum „Nein“? Na, warum? Es kann was passieren, sie wollen nicht beunruhigt sein, das ist nicht notwendig, wozu? Es ist ja nur eine Lappalie, nichts Wichtiges. Sie könnten, wollen es aber gar nicht. Also nein — und basta.

Und wir wissen, daß es ein „Ja“ sein könnte, daß dieses Verbot zufällig ist, daß sie zustimmen würden, wenn sie sich nur ein bißchen Mühe gäben nachzudenken, uns in die Augen zu sehen: wie sehr wir es wünschen.

Also frage ich:

„Darf ich?“

Und warte. Die Erwachsenen warten nie so auf etwas. Wohl nur ein Sträfling — ob man ihn freiläßt.

Ich warte, und mir scheint, daß ich es der Mutter nie verzeihen würde, wenn sie es nicht erlaubte. Denn die Erwach-

senen meinen, daß wir immer gleich um alles bitten, daß wir ohne Überlegung etwas wollen und es gleich wieder vergessen. Ja, so ist das manchmal auch, aber manchmal ist es auch ganz anders. Oder wir bitten nicht einmal, denn es würde sowieso nichts daraus, denn wir wollen keine schroffe Antwort (o, wie das schmerzt, noch dazu, wenn sie es ironisch, mit irgendeiner boshaften Stichelei abtun!) — also verbergen wir lieber diesen ganzen Schmerz und bitten erst gar nicht, oder wir warten lange und geduldig, ob sie in guter Stimmung, ob sie mit uns zufrieden sind, so daß es ihnen leid tut, es uns abzuschlagen. Und das gelingt manchmal nicht; dann ärgern wir uns über sie und über uns selbst:

„Warum hatte ich es so eilig? Vielleicht hätten sie es zu einem anderen Zeitpunkt erlaubt?“

Es scheint mir, als ob die Erwachsenen irgendwie andere Augen haben als wir, als ob sie anders sehen als wir. Wenn mich ein Kamerad um etwas bittet, dann sehe ich ihn nur an und weiß sofort, was ich zu tun habe. Ich bin also sogleich einverstanden oder stelle eine Bedingung, erkundige mich genau, verschiebe es auf später. Auch wenn es mir nicht einmal möglich wäre, bringe ich es nicht fertig, es ihm einfach kurz und ohne weiteres abzuschlagen.

Gestern zum Beispiel sagte ein Junge, er wolle hinausgehen — zur Toilette. Aber die Lehrerin:

„Genug jetzt mit diesem Hin- und Hergelaufe. Du hättest in der Pause gehen können.“

„Nun, ich weiß, sie laufen, ohne daß es nötig wäre — das ist wahr. Aber ist er daran schuld? Ich sehe ihn nur an, und schon weiß ich Bescheid. Schließlich ließ die Lehrerin ihn gehen, später aber, am Ende der Stunde, schrie sie ihn an, daß er unruhig sei. Sie erinnerte sich nicht einmal mehr, daß er zur Toilette gegangen war, aber ich weiß, daß er aus Rache anfang Unfug zu treiben; denn er hatte soviel leiden müssen, hatte soviel Angst ausgestanden. Was wäre gewesen, wenn er nicht rechtzeitig hätte gehen dürfen?“

Die Erwachsenen wissen nicht, weshalb und wofür wir ihnen etwas zum Trotz tun. Ihnen scheint es, daß nur sie zur Strafe dies und jenes tun. Aber auch wir strafen sie — durch Ungehorsam, wenn sie es verdient haben.

Weshalb denn sind wir für die einen so und für die anderen anders?

Wenn eine andere Tante mich ein Kalb nennen würde, wäre ich nicht beleidigt, denn das könnte ein Scherz sein. Aber diese tat es nicht zum erstenmal. Sie hat so einen hochmütigen Ton am Leibe, sie befiehlt so gern und ist überhaupt so stolz. Nun, das mag noch hingehen, aber sie spottet gern — und hetzt gegen die Kinder. Sicherlich ist sie so böse, weil sie so viele Kinder hat, aber wer ist daran schuld? Soll sie eben nicht so viel haben!

„Ich muß mich mit ihnen zanken. Sie kosten so viel. Ich spare es mir vom Munde ab. Ich opfere mich auf.“

Sie spart es sich vom Munde ab, ist aber fett wie eine Tonne. Ein Kind muß etwas kosten, darüber gibt es kein Wort zu verlieren.

Es gibt Erwachsene, die so tun, als sähen sie uns überhaupt nicht. So einer sagt dann etwa:

„Guten Tag, du Held.“

Oder:

„Ho, ho, was für ein großer Junge.“

Nur so, damit sie etwas sagen. Und man kann sehen, daß sie nicht mehr zu sagen wissen und sich irgendwie genieren. Wenn sie einen über den Kopf streicheln, dann ganz vorsichtig, als ob sie Angst hätten, etwas abzureißen oder zu zerbrechen. Das sind charakterfeste, gute und zartfühlende Menschen. Wir hören ihnen gern zu, wenn sie sich mit Erwachsenen unterhalten, wenn sie von irgendwelchen Abenteuern erzählen, vom Krieg. Wir mögen sie.

Aber andere, als ob sie nichts weiter zu tun hätten, machen entweder irgendwelche Witze, spötteln und geben einem Spitznamen oder treiben idiotische Spielchen. Er hat einen stoppeligen Bart, stinkt nach Zigaretten — und erst die Liebkosungen! Entweder drückt er einem die Hand und grinst, daß es weh tut, oder er hebt einen in die Höhe und denkt, was für ein herrliches Spiel das für uns ist.

„Ich werfe dich zum Fenster hinaus, ich schneide dir die Nase mit dem Messer ab, schneide dir die Ohren ab, damit du sie nicht mehr zu waschen brauchst.“

Das ist alles so dumm und ohne Sinn. Und du wartest nur darauf, daß er dich endlich in Ruhe läßt.

Und die Frauen wiederum — streicheln, tätscheln und küssen einen gleich. Entweder auf den Mund, oder sie drücken dich so fest, daß dir die Rippen weh tun. Und du mußt dennoch höflich sein, denn sie lieben dich ja.

Aber wenn dann so ein Grünschnabel von sechzehn Jahren auch anfängt, sich wie ein Erwachsener aufzuführen, ist es wirklich schon schwer auszuhalten. Dieser Unfug endet entweder mit Tränen oder mit einem Unglück.

Am besten, ihr bleibt für euch und wir für uns.

Nun, die Mutter erlaubte mir, das Feuer ansehen zu gehen. Und es war schon höchste Zeit; denn wenn die Feuerwehr durchgefahren ist, dann finde ich auch kein Feuer mehr.

„Komm nur gleich zurück.“

Sicher hatte sie irgend etwas mit der Tante zu besprechen, weil sie sofort einverstanden war.

„Mach nur nicht die Schuhe kaputt“ — mischte sich die Tante ein.

Überall muß sie ihre Nase hineinstecken.

Wer kann erraten, was das heißt:

„Komm gleich zurück.“

Ich jage davon, denn ich habe Angst, daß ich nicht mehr rechtzeitig hinkomme, daß die Mutter noch irgend etwas hinzufügt oder Irene sich an mich hängt. Man weiß nie, was noch auf einen zukommt. Also, ein Griff nach der Mütze, und schon bin ich weg. Vier Stufen auf einmal. Man kann so hinunterspringen, muß sich nur am Geländer festhalten; und manchmal dringt ein Splitter in die Hand. Wie dem auch sei — ich riskiere es.

Ein Junge wußte, wo es brennt. Gar nicht weit weg. Ein Petroleumgeschäft. Die Leute sagen, daß im Keller Benzin sei. Wenn es sich entzündet, fliegt das ganze Haus in die Luft. Polizisten treiben die Menschen auseinander, und die Geräte und Helme der Feuerwehr leuchten im Feuer.

Ich will nicht, daß sich diese Benzinfässer entzünden; denn es wird Schaden entstehen, und die Leute werden kein Dach über dem Kopf haben. Aber wenn man sie nicht aus der Nähe sehen kann, tut es einem weniger leid, und es wäre ganz schön,

eine solche Explosion zu sehen, wie das ganze Haus zusammenstürzt.

Weshalb sieht man sich so gern schreckliche Dinge an? Irgendein Unfall, ein Ertrunkener; wenn ein Radfahrer beinahe vor ein Auto gekommen wäre, wenn es eine Schlägerei gibt oder wenn ein Dieb gefangen wird. Vielleicht gibt es eben deshalb Kriege, weil die Menschen Blut und Gefahr lieben.

Aber ein Brand ist wohl am schönsten. Und so ein edler Kampf.

Na, und die Erwachsenen stürmen doch auch herbei, um zu gaffen, nicht nur die Kinder. Sie tun dann so, als könnten sie selbst nützlich sein, aber zu uns sagen sie: „Hau ab, dich kann man hier gerade brauchen!“

Also stehe ich immer wieder an einer anderen Stelle und gucke, denke aber dauernd, ob ich nicht schon nach Hause gehen müßte, daß ich nur noch ein Weilchen bleiben will. Aber man kann doch nicht weggehen, bevor es zu Ende ist, obwohl ich andererseits Angst habe, ausgeschimpft zu werden.

Die Leute sagen, daß ein Krankenwagen kommen werde, weil eine Frau Verbrennungen erlitten habe. Schon sieht man kein Feuer mehr, nur noch Rauch.

Ich werde wohl nicht mehr auf den Krankenwagen warten; ich komme sowieso nicht durch.

Und da schießt erneut eine Flamme in die Höhe. Und da legt die Feuerwehr einen neuen Schlauch auf jenes Stockwerk an.

„Wenn sie das Wasser herauslassen, gehe ich.“

Aber vielleicht wird das Haus jetzt einstürzen?

Ich will jetzt sogar schon, daß es ein Ende nimmt: Soll ich beten oder was? Aber die Polizei hat uns weit zurückgedrängt. Wieder sehe ich nur wenig und will umkehren.

Aber da werden Stimmen laut, daß der Feuerwehr etwas kaputtgegangen ist, und ein neuer Zug kommen wird.

Da kommt wiederum eine Frau herbeigestürzt und schreit; man hält sie fest, sie aber reißt sich los. Ich sehe Felek und Bronek, und Gajewski. Und schon wünschte ich mir wirklich, daß man das Feuer löscht. Aber keiner geht weg, und wenn sie da alle so stehen, fällt es einem schwer, allein fortzugehen.

Ein Brand ist nicht einmal ein Spiel. Aber oft müssen wir etwas Angenehmes an der interessantesten Stelle unterbrechen, damit wir uns nicht verspäten, oder, wenn sie es befehlen.

Die Erwachsenen tun es ja genauso. Wenn sie irgendwo zu Besuch sind und sich gut amüsieren, dann sagen sie sechsmal: „Höchste Zeit, nach Hause zu gehen.“

Und sie sagen ebenso:

„Na, nur noch ein Weilchen.“

Sie behaupten, nur noch auf ein Gläschen, auf einen Tanz oder ein Kartenspiel bleiben und dann aufbrechen zu wollen, denn angeblich sind sie in Sorge um die müden Kinder, sie müssen morgen früh aufstehen. Sie haben wenigstens Uhren und wissen, wieviel sie sich verspäten. Wir aber wissen es nicht, haben keine Lust wegzugehen.

Die Frau sagt: „Es ist schon spät genug“, er aber: „Noch ein bißchen.“ Und sie wissen, daß sie zu Hause niemand schelten wird.

Am meisten aber ärgert es einen, wenn das Spiel schön war und man dann ängstlich nach Hause gehen muß, da aber fängt das Theater erst richtig an. Würden sie doch wenigstens bis morgen warten.

Denn man denkt sogar:

„Ich will nie mehr, ich will gar nicht mehr spielen. Die Spiele sind mir zuwider; und überhaupt alles.

Man verzichtet auf die ganze Freude.

Also renne ich nach Hause, die Mutter aber sagte nur:

„Das nennst du gleich?“

Ich warte: vielleicht wird die Mutter fragen, wo es gebrannt hat. Doch sie ging hinaus.

Wieder setze ich mich an die Schulaufgaben, und da kommt Irene heran:

„Wo warst du?“

Ich sage: „geh weg“, denn ich habe die Aufgabe durchgelesen und weiß nicht so recht, wie ich sie machen soll. Sie aber steht da. Also sage ich:

„Ich war dort, wo es gebrannt hat. Und nun geh weg.“

Und sie:

„Was hat gebrannt?“

Sie wird es ja sowieso nicht verstehen. Doch ich bin geduldig.

Ich sage:

„Ein Laden hat gebrannt.“

Und sie:

„Weshalb?“

Ich sage:

„Deshalb, weil du eine schmutzige Nase hast. Geh und putz sie dir.“

Sie schämte sich und ging weg. Es tut mir leid, daß ich das so gemein gesagt habe. Heute schon zum zweitenmal: am Morgen zu Mundek und jetzt zu ihr.

Also sage ich:

„Na komm, ich will es dir erzählen.“

Sie aber ist schon weggegangen. Sicher ist sie beleidigt. Also lese ich wieder die Aufgabe, denn morgen haben wir zuerst Rechnen.

Und die Irene wieder:

„Ich habe mir schon die Nase geputzt.“

Ich antworte nicht.

Sie steht da und sagt ganz, ganz leise, so als spräche sie zu sich selbst: „Jetzt ist meine Nase sauber. Mein Höschen ist auch nicht mehr zu sehen.“ Demütig — sie hat Angst, daß man sich über sie ärgern könnte.

Was soll ich also machen? Ich werde wohl erzählen. Na, und ich begann. Sie versteht nichts. Dauernd fragt sie:

„Warum?“

Warum Wasser, warum Schläuche, warum die Feuerwehrleute, was für Benzin, lebt es, ist es groß?

Sie ist klein und versteht nicht. Ich wußte es früher auch nicht.

„Warte mal, ich will es dir aufzeichnen.“

Ich hatte einen Feuerwehrmann mit Helm gezeichnet, eine Pumpe — und ich hielt gewissermaßen einen kleinen Vortrag.

Wenn wir nicht wären, dann wüßten diese Kleinen gar nichts. Von uns erfahren sie alles. Wir von den Älteren, und sie von uns. Und so geht das Lernen vor sich.

Ich weiß nicht mehr, was ich weiterreden soll, sage also:

„Wiederhole es.“

Und sie:

„In einem Laden entzündete sich das Wasser. Die Polizei kam und jagte die Menschen auseinander. Und da'n Feuer, und da war ein Brand.“

Sie denkt, Feuer und Brand seien etwas Verschiedenes.

„Vom Feuer entstand der Brand.“

Und schon wieder hat sie eine Kerze unter der Nase, aber ich sage nichts mehr. Soll sie haben. Die Aufgabe kann ich sowieso nicht mehr machen. Ich lerne laut ein Gedicht, Irene hört zu.

Die Mutter kam zurück, und ich ging auf die Schlitterbahn. Die anderen Kinder hatten ein ganz schönes Stückchen glattgeschlittert. Ich will es lernen, in der Hocke auf einem Bein zu schlittern. Ich kann mich drehen und rückwärtsgleiten. Nur viermal bin ich hingefallen. Ein bißchen habe ich mich gestoßen.

Und es war mir traurig zumute, als ich schlafen ging.

Die Sehnsucht war noch größer als damals, als ich erwachsen war.

Die Sehnsucht und die Einsamkeit.

Sehnsucht, Einsamkeit und der Drang nach irgendwelchen Erlebnissen.

Es ist besser, in Afrika geboren zu werden, wo es Löwen, Menschenfresser und Datteln gibt.

Warum hocken die Menschen so dicht beieinander? So weite Flächen der Erde sind unbewohnt, in der Stadt aber ist es so eng.

Man könnte ein bißchen unter den Eskimos, unter den Negern oder Indianern wohnen.

Schön muß ein Steppenbrand sein.

Na, wenn wenigstens jeder einen Garten vor seinem Haus hätte. Die Blumen auf den Beeten pflanzen, sie begießen — und nun mögen sie wachsen.

Wieder denke ich an Lumpi.

Was sage ich Baczkiewicz?

Ich habe nicht einmal mehr Lust. Man wird nur Kummer mit ihm haben. Vielleicht werde ich mich ärgern und ihn schlagen. Und er wird mir dann leid tun. Und der Hausmeister wird ihn jagen, und die Kinder auf dem Hof auch. Eine zu große Verantwortung, ein Lebewesen unter seine Obhut zu nehmen.

Wenn er will, kann er ihn behalten.

Endlich kam der Ball. Die Mutter zog das Kleid an, das die Motten angefressen hatten. Aber man konnte es nicht sehen — die Tante hatte es gut ausgebessert. Es war Namenstag, und Gäste waren da. Ein Fest — Tänze. Es begann abends und endete, ich weiß nicht wann, denn ich schlief in Karls Wohnung.

Mariechen aus Wilna war da. Und ich tanzte mit ihr. Denn Onkel Peter sagte mir, ich sollte mit ihr tanzen. Ich wollte gar nicht. Onkel Peter sagte:

„So ein Kavalier bist du? Da ist ein Mädchen sogar aus Wilna zu dir gekommen, und du willst nicht mit ihr tanzen?“

Ich schämte mich und lief auf die Treppe. Denn wie kann man so etwas sagen? Sie sei zu mir gekommen. Es kann ihr peinlich gewesen sein. Doch der Onkel schnappte mich und hob mich in die Höhe, ich versuche mich loszureißen und zappele in der Luft mit den Beinen. Er schnauft zwar, läßt mich aber nicht los. Ich war furchtbar böse, denn ich schämte mich nur noch mehr. Er stellte mich auf die Beine und sagt: „Tanz mit ihr.“ Und der Vater sagt:

„Na sei kein Gimpel, tanz mal ein bißchen, denn sie ist hier Gast. Aus Wilna.“

Ich stehe da und weiß nicht, was ich machen soll. Ich will weglaufen, fürchte aber, daß er mich wieder schnappt und herumzerzt. Also mache ich unauffällig etwas an meinem Anzug zurecht, sehe nach, ob nicht etwas aufgegangen oder zerrissen ist.

Und Mariechen sah mich an und sagt:

„Schäm dich nicht, ich kann es auch nicht besonders gut.“

Und sie tritt von sich aus vor mich hin. Und sie nahm mich an die Hand. Und sie hatte ein blaues Band, so eine große Schleife, damit waren die Haare seitwärts zusammengebunden.

„Na komm, wir versuchen es.“

Ich sah den Onkel wütend an, er aber lacht. Und alle machten Platz, nur wir beide stehen da. Und der Vater. Ich weiß, daß der Vater böse sein wird, wenn ich nicht gehorche, vielleicht wird er mich vom Fest ausschließen. Ich weiß mir keinen Rat.

Ich begann mich mit ihr zu drehen. Es dröhnte mir im Kopf, denn es war schon spät, und ich hatte Bier getrunken. Also sage ich: „Schon gut“, sie aber rufen: „Weitermachen.“ Heiß ist es mir, sie aber haben sich ein Schauspiel daraus gemacht. Und sie hört nicht auf, also weiter geht's, bis ich dann schon wirklich zur Musik und nach dem Takte tanze.

Ich weiß nicht, ob es kurz oder lange war. Bis Mariechen sagt:

„Genug, denn ich sehe, daß du nicht willst.“

Ich sage:

„Warum sollte ich nicht wollen, es drehte sich mir nur im Kopf.“

Und sie:

„Ich kann die ganze Nacht tanzen.“

Später begannen die Älteren zu tanzen, wir aber stehen an der Tür — Mariechen und ich.

„Warschau ist sehr schön.“

Darauf ich:

„Wilna auch.“

Mariechen fragt:

„Warst du schon in Wilna?“

„Nein, nur die Lehrerin hat uns davon in der Schule erzählt.“

Sie sagt „du“ zu mir, ich aber weiß nicht, wie ich sie anreden soll. Bei den Erwachsenen herrscht Ordnung: Unbekannte sagen „Herr“, „Frau“, und Schluß. Wir Kinder dagegen wissen es nie. Zu dem einem sagt man „du“; den anderen redet man in der dritten Person an; manchmal mit „junger Mann“ oder „Fräulein“. Ich weiß selbst nicht mehr. Das verursacht uns viel Beschämung, Kummer und Unruhe. Man muß irgendwie ausweichen und weder so noch so sprechen.

Sie — Mariechen — kam nur so nach Warschau und wird wieder nach Wilna zurückkehren. Sie wird vielleicht eine Woche hier bleiben.

„Wird sie sich hier länger aufhalten?“

„Wer?“

„Na ja, diese Dame, die Tante — die Mutter mit Mariechen.“

„Etwa eine Woche.“

Man fährt mit der Eisenbahn dorthin. Noch nie bin ich in der Nacht mit der Eisenbahn gefahren.

„Ich möchte“ — sagt sie — „immer in Warschau wohnen.“

„Ich dafür lieber in Wilna.“

Ich habe das nur so dahingesagt, so etwa als sei Wilna auch eine schöne Stadt.

Und sie begann aufzuzählen, was es für Straßen dort gibt, ich aber zählte die Straßen in Warschau auf. Später die Denkmäler und verschiedene Sehenswürdigkeiten.

„Komm irgendwann, dann zeige ich dir alles.“

Ich sagte so albern:

„Gut.“

So als läge es nur an mir.

Karl kam heran, und wir sprachen über die Schule. Wie die Lehrerinnen dort, und wie sie hier sind, was für Bücher es dort, und hier gibt.

Es war sehr schön. Aber der Onkel Peter sieht schon, daß wir da stehen, also gehe ich schnell weg, damit er nicht wieder anfängt.

Später bat man Mariechen, etwas vorzusingen. Sie schämte sich nicht einmal. Wenn sie singt, dann richtet sie ihre Augen in die Höhe, so, als sähe sie zum Himmel. Und sie lächelt.

Wir unterhielten uns wieder. Stefan sagt, daß es bei ihnen auf dem Hof drei Schlitten gibt. Einer so groß, daß zwei damit fahren können.

Er sagt zu Mariechen:

„Komm mal vorbei, ich werde dich herumfahren.“

Und eine gute Schlitterbahn haben sie. Alles auf ihrem Hof. Ich mag es nicht, wenn jemand zuviel erzählt.

Und so endete mein Ball.

Und diese Dame, diese Tante nahm Mariechen mit, und sie gingen weg.

Die Mutter aber sagt:

„Vielleicht könntest du schon schlafen gehen?“

Ich sträubte mich gar nicht, frage nur:

„Wohin?“

Und die Mutter darauf:

„Zur Familie Gorski.“

Karls Eltern.

„Morgen geht's wieder in die Schule.“

Ich sehe, daß es mir die Mutter erlauben würde, wenn ich sagte, ich wolle noch ein bißchen dableiben, aber was soll ich da? Müde ist man, und es ist langweilig.

Irene ist gleich nach dem Abendessen weggegangen. Ich aber schlief bei Karl.

Also da fragt Karl:

„Weshalb ziehen sie in Wilna beim Sprechen alles so in die Länge?“

„Weiß ich nicht.“

„Ich wollte nämlich Mariechen schon fragen; aber vielleicht wäre es ihr unangenehm gewesen.“

„Bestimmt.“

„Aber sie hat Haare wie eine Zigeunerin.“

„Ist ja gar nicht wahr: die Zigeunerinnen haben dickes Haar; aber sie hat ganz weiches.“

„Woher weißt du das?“

„Na, das sieht man doch.“

„Aber Onkel Peter hat gesagt, daß sie so sind wie die der Zigeuner.“

„Onkel Peter weiß nur soviel, wie er gegessen hat“ — sage ich ärgerlich. Er gähnte und hörte auf, dann aber wieder:

„Bei uns gibt es so ein Mädchen nicht.“

Ich antworte nicht.

Dann:

„Feines Mädchen.“

Ich antworte nicht.

„Sie singt schön.“

Ich warte, daß er sich auf die andere Seite dreht; denn da ich hier zu Gast bin, gehört es sich nicht, daß ich mich mit ihm nicht unterhalten will.

Also frage ich:

„Hast du die Aufgaben für morgen schon gemacht?“

„Oooch, diese Aufgaben —“

Und er gähnte, und schließlich sagt er:

„Na, jetzt müssen wir schlafen. Aber wieso warst du damit einverstanden, gleich zu gehen? Vielleicht geht es dort noch lustig zu?“

„Was kann da schon lustig sein? Sie werden sich nur noch mehr betrinken.“

„Hast du Wodka getrunken? Ich nämlich zwei Glas.“

Morgen in der Schule wird er erzählen, was für ein Held er ist: daß er zwei Wodka getrunken und dennoch keinen Schwips bekommen hat.

Er drehte sich auf die andere Seite, deckte sich zu, fragt aber:

„Ist dir nicht kalt? Habe ich dir nicht zuviel von der Decke weggezogen?“

„Nein, es ist gut so.“

Wenn man müde ist, regt man sich wegen jeder Kleinigkeit auf. Es tut mir leid, daß ich Karl nicht mag; er aber fragt, ob es mir nicht kalt ist. Und warum habe ich gesagt, daß sie sich betrinken? Es ist nicht richtig, Erwachsene zu verurteilen. Es ist schon einmal so: sie sind anders und haben andere Vergnügungen. Nun, wenn Onkel Peter nicht wäre, hätte ich mit Mariechen wahrscheinlich kein Wort gewechselt. Wie wir uns immer über alles schämen. Immer ist da die Angst, irgend etwas Dummes zu tun oder zu sagen. Immer die Ungewißheit, ob es richtig ist. Daß man nur nicht ausgelacht wird.

Ich weiß es selbst nicht mehr, ob es schlimmer für uns ist, wenn wir ausgelacht werden, oder wenn sie anfangen zu schreien.

In der Schule, zu Hause — überall ist es dasselbe. Stellst du irgendeine Frage, erkundigst du dich nach irgend etwas, irrst du dich oder was — gleich lachen oder spotten sie. Jeder will der klügste sein und wartet nur, daß er den anderen auslachen oder erniedrigen kann.

Diese Angst, daß man zum Gespött werden könnte, macht einen so schüchtern, befangen und gehemmt, daß man stets unsicher ist, und je mehr man sich in acht zu nehmen versucht, desto leichter macht man etwas falsch. Genauso wie auf dem Eis: derjenige, der die größte Angst hat, fällt am meisten hin.

„Na, morgen müssen wir Schlitten bauen“, dachte ich und schlief ein.

Und kaum bin ich eingeschlafen, da weckt man mich schon; es sei Zeit aufzustehen. Es kam mir nur so vor; doch ich hatte einige Stunden geschlafen.

Beim Frühstück reibe ich mir die Augen; ich habe keinen Appetit, und der Vater stellt mich auf die Probe:

„Wie wär's, wenn du nicht in die Schule gingest?“

Er dachte, ich würde mich freuen, daß das möglich wäre. Dann sagt er:

„Ein Fest ist ein Fest, und die Schule ist eben die Schule.“

Sorgfältig sehe ich die Tasche durch, um nur nicht etwas zu vergessen, den Füllhalter oder irgend etwas anderes. Denn wenn man unausgeschlafen ist, muß man aufpassen. Aber nein, nichts fehlt. Ich gehe.

Na, ich gehe also. Ich denke mir, daß ich nach Wilna fahre. Ich fahre die ganze Nacht. Und die Funken sprühen hinter der Scheibe — zickzackförmig.

Und auf dem Wege zur Schule und während des Unterrichts dachte ich an diese Reise. Während der zweiten Stunde wurde ich schrecklich müde, vergaß völlig, daß ich in der Klasse bin und fing an zu summen; leise — doch ich summe vor mich hin.

Und die Lehrerin:

„Wer singt da?“

Ich kam immer noch nicht zu mir, sehe mich nur um, wer da singt. Und Borowski sagt, daß ich es bin. Die Lehrerin fragt:

„Hast du gesungen?“

„Nein.“

Denn ich hatte es wirklich nicht gemerkt. Und hatte es auch wieder völlig vergessen, fange ein zweites Mal an. Wohl noch lauter, so daß die Lehrerin ärgerlich wurde. Und Borowski meldet sich abermals:

„Vielleicht sagst du jetzt immer noch, daß du es nicht warst?“

Ich sage:

„Ich war's.“

Erst jetzt merke ich, daß ich es tatsächlich sowohl beim ersten wie auch beim zweiten Mal gewesen bin.

Die Lehrerin sah mich verwundert an:

„Ich wußte gar nicht, daß du trotzig sein und lügen kannst.“

Hatte die Lehrerin nicht gemerkt, daß ich ja selbst ein verwundertes Gesicht mache, daß ich Kummer habe? Ich habe sie doch gern, und zu mir ist sie gut. Weshalb hätte ich ihr Verdruß bereiten sollen? Ich senkte den Kopf, errötete, und das war alles. Was soll ich es ihr erklären, sie wird mir sowieso nicht glauben. Jetzt weiß ich schon, daß man plötzlich aufschreien oder pfeifen kann wie im Traum. Also heißt es gleich:

„Aus Böswilligkeit. Er ist aufsässig.“

Ein scheußliches Wort: „aufsässig“. Schlimmer noch als Lümmel, als alles andere. Irgendwie so beleidigend. Wie bei einer Meute von Hunden⁷. Auch das Wort „Zucht“ mag ich nicht. Zum Beispiel beim Turnen.

Zucht — Disziplin.

Sofort denke ich dabei an eine Bestrafung, mit einem Gürtel oder Riemen.

„Ein ungehorsamer Knirps.“

„Knirps“ — auch so ein häßlicher Ausdruck; ebenso abscheulich ist „eine Horde von Kindern“. Man denkt sogleich an eine Hundemeute.

Es gibt unfeine Worte, die man in der Schule nicht aussprechen sollte. Oft kann man einen Menschen nicht leiden wegen so eines häßlichen Wortes, das er oft wiederholt.

Und die Lehrerin forderte mich zuerst auf, in die Ecke zu gehen, und gleich darauf an die Tafel. Ich sollte eine Aufgabe lösen. Eine ganz leichte. Ich wußte die Antwort sofort. Leise rechne ich es aus und sage:

„Fünfzehn.“

Die Lehrerin tut so, als ob sie es nicht hörte.

„Wiederhol mal die Aufgabe.“

Ich bin böse. Sage:

„Fünfzehn kommt 'raus. Oder nicht?“

Sie aber:

„Wenn du es gemacht hast, wirst du es wissen. Führe es der ganzen Klasse vor.“

Widerwillig fange ich an, es zu wiederholen. Verhaspelte mich dabei. Die Jungen fingen an zu lachen.

„Geh auf deinen Platz. Du bekommst eine Fünf.“

Und Wisniewski fragt:

„Soll er auf seinen Platz in der Bank oder in der Ecke gehen?“

Ich gehe und konnte mich nicht beherrschen; denn Wisniewski ließ absichtlich seinen Ellenbogen in den Gang hineinragen, also stieß ich dagegen. Da schreit der aus vollem Halse:

„Weshalb stößt du mich?“

⁷ Im Poln. Wortspielerei: aufsässig = niesforny, Meute = sfora (Anmerkung des Übersetzers).

So ein Schwein. Er hatte Angst, daß die Lehrerin es nicht merken könnte. Aber die war sich unschlüssig darüber, ob sie weiterhin mir zusetzen oder ihn bestrafen sollte.

Und sofort begann es in der ganzen Klasse unruhig zu werden. Wenn sie still sitzen, dann ist es still, aber wenn erst einmal einer anfängt, dann geht es gleich los mit den Bemerkungen, mit Spötteln, Scherzen, Lachen und Schwatzen. Dann wird es schon schwierig, sie zur Ruhe zu bringen. Und der erste, der begonnen hat, ist für alles verantwortlich.

„Sollen sie doch machen, was sie wollen.“

Ich lege den Kopf auf die Arme und tue so, als weinte ich. Das macht man oft so. Es ist das Beste. Dann geben sie Ruhe. Aber ich weine nicht, denn ich leide sehr, bin sehr unglücklich.

Plötzlich dachte ich:

„Wenn Mariechen Lehrerin wäre, würde sie anders sein.“

Denn wenn ich mich schlecht betrage, kann man mich anders bestrafen als mit einer Fünf, die sich auf den Unterrichtsgegenstand bezieht. Der andere nämlich, der sich nach mir an der Tafel mit derselben Aufgabe abquälte, bekam am Ende auch fünfzehn heraus.

„Mariechen hätte es nicht so gemacht. Aber sie ist noch klein und fährt ja wieder weg. Die ganze Nacht wird sie so weit mit der Bahn fahren! Nach Wilna. Und ich sehe sie nicht mehr. Vielleicht sehe ich sie überhaupt nie mehr. Niemals mehr wird sie singen. Und Mariechen lächelt so lieb und hat eine himmelblaue Schleife. Und ganz weiche Haare hat sie, gar nicht wie eine Zigeunerin.“

Die Lehrerin mußte sehr ärgerlich gewesen sein, denn in der Pause kommt sie heran und sagt:

„Wenn du noch einmal solche Grillen im Kopf hast, sage ich es dem Rektor. Ich werde dich nicht mehr länger in Schutz nehmen.“

Und damit ging sie fort, ließ nicht einmal zu, daß ich mich rechtfertigte. Und wenn sie es getan hätte, was würde ich sagen?

Daß ich Mariechen liebe?

Lieber sterben als so ein Geständnis ablegen.

„Grillen.“ Ich habe keine Grillen im Kopf; aber die Lehrerin hält mir vor, was früher war. Man sollte einem Gefälligkeiten

nicht aufs Butterbrot schmieren. Die Erwachsenen sollten daran denken, daß einen das reizt und sehr verärgert. Denn das bedeutet, daß sie denken, wir würden leicht vergessen, könnten nicht dankbar sein.

Gerade sie aber vergessen, wir dagegen erinnern uns gut. Über ein Jahr hin und noch länger. An jede Taktlosigkeit, jede Ungerechtigkeit, jede Bemerkung, jede gute Tat. Wir wägen stets alles ehrlich ab, und dementsprechend haben sie in uns einen Verbündeten oder einen Feind. Und wir können viel verzeihen, wenn wir ihnen Güte und Aufrichtigkeit anmerken. Ich werde der Lehrerin auch verzeihen, wenn ich mich beruhigt habe.

Mundek kommt herbei und fängt an zu scherzen. Er sieht, daß ich traurig bin, daher will er mich trösten.

„Was, hast du etwa Angst vor'm Rechnen? Du bekommst fünf Einsen, und die eine Fünf läuft vor Angst selbst davon. Sie wird ausreißen, daß es nur so saust! Du bist doch in Mathe eine Kanone!“

Ich sagte leise:

„Hör auf.“

Ich gehe auf den Hof hinaus, spiele aber nicht. Das Herumtoben kommt mir so albern vor.

„Wie schön wäre es, wenn alle Mädchen ihr ähnlich wären! Aber vielleicht fahren wir wirklich nach Wilna? Vielleicht bekommt der Papa dort Arbeit? Es kann alles noch werden.“

Ich holte mir ein Buch aus der Bibliothek. Historische Erzählungen. Ich werde es lesen.

Ich gehe allein nach Hause. Mundek konnte nicht warten. Ich gehe und schiebe ein Stück Eis mit dem Fuß vor mir her. Man muß versuchen, gleichmäßig dagegenezutreten, genau vor sich her, denn es rutscht sowieso nach rechts oder links. Und ich im Zickzack hinterher. Bloß nicht anhalten, immer nur vorwärts. Am schlimmsten ist es, wenn es gegen einen Passanten prallt; denn dann fliegt es ganz zur Seite, oder man muß umkehren. Ich sagte mir, daß ich zehnmal umkehren dürfte.

Aber da traf ich den Vater, und er ärgerte sich, daß ich die Schuhe kaputt machte, weil sich die Spitzen dabei abstoßen.

Ich gehe ins Tor hinein; hier ziehen schon die Jungen mit Schlitten umher. Also auch ich. Aber es war nicht sehr unter-

haltsam. Denn wenn man Kummer hat, kann man zwar spielen, denkt aber jeden Augenblick daran. Als ob immerzu jemand da wäre und sagte:

„Hast du vergessen? Erinnerst du dich nicht?“

Das sind keine Gewissensbisse, sondern nur solche lästigen Gedanken. Gewissensbisse sind ganz anders: drohend — du hast Angst vor Gott.

Ein Junge sagt, daß es Gott gar nicht gibt, daß die Menschen sich das nur ausgedacht haben. Er sagt, er wisse es ganz bestimmt. Er wollte darum wetten — so ein Idiot.

Ich fuhr die Jungen zweimal mit dem Schlitten herum und sie mich einmal. Und schon hatte ich genug.

Ich saß ein bißchen am Fenster, und später betrachte ich die Bilder in dem Buch. Sie gefallen mir nicht. Das erste nämlich stellt einen Helden dar. Ein Ritter auf dem Pferd. Eine Schlacht. Rundherum explodieren die Geschosse. Er aber hob seinen Säbel hoch und sieht aus wie eine Puppe. So unnatürlich steif aufgerichtet.

Ist es etwa nicht so, daß für die Kinder alles schlechter gemacht wird? Für die Erwachsenen — ein guter Maler, für die Kinder — ein miserabler. Und Erzählungen für uns sind wie Almosen; Gedichte und Lieder werden vom ersten besten geschrieben. Wem die Erwachsenen nicht zuhören wollen, der geht zu den Kindern.

Und wir lieben doch gerade am meisten Märchen, Bilder und Lieder.

Und da riefen mich die Jungen; sie wollten einen neuen Schlitten bauen, und ich sollte ihnen meine zwei Bretter, die Schnur und das Blech geben.

Sie verzogen das Gesicht, weil ich nur wenig Blech hatte, und die Schnur kurz war.

Dafür aber kräftig.

Ein Brett wurde für den Sitz, und das zweite für die Verstärkung des Bodens verwendet. Wenn mehr Blech vorhanden wäre, könnte man den Schlitten ganz beschlagen und dann leichter ziehen. Aber es ist schon gut, daß er wenigstens vorn Blech hat. Auch Nägel gab ich ihnen; einen, einen langen und geraden, hatte ich auf der Straße gefunden.

Jeder merkt sich, was er gibt; denn er hat so viel Recht, wie er gibt.

Schöner ist es, allein einen Schlitten zu bauen und ihn nur für sich selbst zu haben. Man ist dann von niemandem abhängig. Aber Kinder besitzen selten etwas wirklich.

Die Kleidung gehört angeblich mir, aber die Eltern haben sie gekauft. Für Bücher und Hefte hat man sowohl zu Hause wie auch in der Schule einzustehen. Jeder kann hineinsehen und hat das Recht, sich einzumischen.

Die Lehrerin darf das Buch zusammenrollen wie eine Trompete, aber wehe, wenn einer von uns das probiert! Sofort sagen sie, daß wir es nicht achten. Denn bei Kindern muß alles musterhaft in Ordnung sein.

Teilhabschaften sind nicht gut. Wir müssen uns doch streiten. Einer zieht den, der andere den umher. Einer zerrt und fällt hin; man sagt ihm, er könne den Schlitten kaputt-machen, er reagiert aber nicht. Er hatte ein paar Bretter gegeben, hat also auch ein Recht.

Oder er will gar nicht selbst ziehen, nur wie ein Graf dazusitzen. Wir zanken uns oft — das stimmt, aber bedenkt nur, wie wir in allem uns selbst überlassen sind.

Wieviele verschiedene Gerichte haben die Erwachsenen. Und wir kommen nur mit Klagen. Die Erwachsenen haben unsere Klagen nicht gern. Sie entscheiden so leichthin: im Recht ist der, den sie mögen, oder der Jüngere, oder der Ältere hat recht, oder das Mädchen, oder beide sind schuld, weil Streiten häßlich ist.

Vielleicht werden die Menschen irgendwann einmal in Eintracht und Kameradschaft leben, aber jetzt jedenfalls noch nicht.

Wegen jeder Kleinigkeit fühlt man sich beleidigt, und gleich heißt es:

„Wenn es euch nicht paßt, dann gebt meine Bretter und Nägel wieder her.“

Er weiß, daß wir das nicht tun.

Denn wie? Wir sollen wohl den Schlitten zerschlagen, so daß die ganze Arbeit umsonst war? Such dir einen anderen Teilhaber und plag dich noch einmal von vorne ab.

„Kinder basteln gern.“

Freilich tun sie es gern; aber wenn man etwas gemacht hat, will man auch was davon haben.

Ich zeichne etwas auf, er aber zerreißt oder verschmiert es mir durch einen dummen Streich — das ist schade. Ich suchte einen kleinen Stock, eine Schnur hervor, fertigte eine Peitsche an — ich will nicht, daß man sie zerbricht. Wenn schon ein Schlitten, dann auch ein richtiger.

Manchmal ist es besser, etwas wieder zu zerstören, weil es beim zweitenmal besser gelingt. Aber man muß vorher wissen, daß man es will und weshalb man wieder von vorn anfängt. Entweder weil wir bessere Werkzeuge oder mehr Material haben.

Denn wie soll man ohne einen Hammer Schlitten bauen? Wir mußten mit einem Stein hauen. Wenn der wenigstens handlich wäre! Es ist einer da, aber im Pflaster. Wir wollten ihn sogar ausgraben und später dann wieder einsetzen. Aber wenn der Hausmeister etwas gemerkt hätte, würde er uns eins auswischen, daß uns Hören und Sehen vergeht. Dann laß dich eine Woche lang ja nicht auf dem Hof blicken!

Also schlage ich mit einem runden, unhandlichen Stein und haute mir auf den Finger — bis dort ein schwarzer Punkt entstand. Und mit einem Draht riß ich mir noch die Haut zwischen den Fingern auf: jetzt tut es weh beim Bewegen; es schmerzt. Denn an einer Stelle mußte man mit einem Draht etwas zusammenziehen. Eigentlich hätte man einen langen Nagel dafür gebraucht; wir aber hatten drei kleine hineingeschlagen, und das Brett hatte sich gespalten. Man mußte es zusammenziehen.

Und so geht ständig etwas kaputt, und man muß immerfort reparieren.

Joziek kommt.

„Oho, sie haben Schlitten gebaut, aber sie können nicht fahren.“

„Dann mach du einen besseren.“

„Sicher! Wenn ich wollte, dann würde ich es machen.“

„Nun, dann wolle doch.“

„Wenn ich Lust dazu habe.“

„Hau schon ab, stichele nicht. Gefällt es dir nicht, dann guck nicht hin.“

Er aber:

„Läßt du mich nicht zusehen?“

„Nein, lasse ich nicht.“

Einer repariert, und zwei andere stoßen ihn zurück.

Schließlich sagt Franek:

„Laßt ihn los, haltet lieber mit fest; denn ich schaffe es nicht allein.“

„Aber warum steht er dann hier herum und stichelt?“

„Soll er doch. Er hat keinen Schlitten, er tut es also nur aus Neid.“

„Oho, da kann ich aber wirklich was beneiden: so ein elendes Gerippe!“

Manchmal entsteht aus einem Streit eine Schlägerei; aber manchmal hilft er auch.

So gerade hier:

„Ohne einen Hammer schafft ihr das nie.“

Also ich:

„Nun, dann gib einen Hammer her, wenn du so klug daherredest.“

„Ich werde ihn euch geben, damit ihr ihn zerbrecht, was?“

„Ja, hast du denn einen?“

„Na, klar.“

Tut er nur so, oder ist es wahr?

Aber er lief davon und holte ihn.

„Gehört er dir?“

„Wem denn sonst?“

„Vielleicht hast du ihn deinem Vater weggenommen?“

„Nun, dann habe ich ihn genommen, und nicht du.“

Aber wenn er ihn ohne Erlaubnis weggenommen hat und es eine Szene gibt, dann kriegen wir alle etwas ab.

Aber er hat auch noch Nägel.

„Wenn ihr mich auch fahren laßt, leihe ich sie euch.“

Man dürfte nichts von ihm nehmen; denn er ist ein Halunke. Aber es ist schade um die Zeit. Jeder will doch wenigstens ein bißchen fahren. Und da einigten wir uns eben. Aber es ist schade. Auch ein Hammer hilft nicht, wenn das Brett morsch geworden ist. Er aber ist schwer und fährt so, als wolle er den Schlitten absichtlich kaputt machen.

Die ganze Arbeit war umsonst.

Wieder fängt die Streiterei an, also gehe ich schon nach Hause.

Traurig, traurig, traurig.

Irenchen sieht mich an und merkt, daß ich Kummer habe; also sagt sie nicht, daß sie spielen will. Sie rückte ein Stühlchen heran, setzte sich neben mich und stützte ihren Arm auf mein Knie . . .

Ich sage nichts, denke nur:

„Wenn Mariechen meine Schwester wäre!“

Ich weiß, daß das ein sündiger Gedanke ist, so, als wollte ich, daß Irenchen stirbt, damit ich eine andere Schwester haben könnte.

Ich schloß die Augen und legte meine Hand auf ihren Kopf. Sie aber legte gleich ihren Kopf auf mein Knie und schlief rasch ein. Und ich betete mein Gebet: daß Irenchen leben und gesund sein sollte, und Mariechen glücklich.

Denn es ist so: ich liebe sie, das Mariechen.

Was alles im Menschen vor sich geht, was für verschiedene Dinge es dort gibt! Wenn man hinschaut, sieht man Häuser und Menschen, Pferde und Autos. Tausend oder eine Million verschiedene Hauptwörter: lebende und nichtlebende. Und in den Gedanken tauchen eben diesselben Hauptwörter auf. Im Menschen. Ich schließe die Augen und sehe dasselbe: Häuser, Menschen, Pferde. Nun ja. Und jedes Hauptwort hat viele Eigenschaftswörter: ein großes Haus, ein schönes Pferd, ein netter Mensch. Und von den Hauptwörtern mit den Eigenschaftswörtern hängt es erst ab, ob ich etwas gern habe, ob es mir gefällt.

Und hier gilt wieder eben diese Verschiedenheit. Lumpi, die Eltern, Mundek, das Mariechen aus Wilna — alle liebe ich auf eine andere Art.

Denn, was könnte ich da sagen:

Ich habe sie gern, sehr gern, ich liebe sie?

Und Schluß.

Aber ich fühle eben, daß es anders ist.

Und dann gleichsam auf der Spitze — Gott.

Sehr seltsam.

Wenn ich nicht schon einmal erwachsen gewesen wäre, wüßte ich es vielleicht gar nicht. Jetzt aber weiß ich bereits, daß

auch Kinder lieben; sie wissen nur nicht, wie man das nennt. Und vielleicht schämen sie sich, es zuzugeben. Nicht — daß sie es nicht sagen wollen; aber im Innern schämen sie sich für sich selbst, es zu gestehen und sagen nur, daß sie jemanden gern haben.

Sie wagen nicht einmal zu sagen:

„Dieses Mädchen ist lieb. Ich mag es gern. Es ist nett.“

Denn am liebsten verspotten die Erwachsenen die Liebe. Und erst hier kann man sehen, wie taktlos sie sind.

Sie sagen:

„Das Fräulein und ihr Verehrer.“

Oder:

„Na, küßt euch schon.“

Oder:

„Verlobte.“

Oder noch schlimmer:

„Mann und Frau.“

Als ob man nicht einfach jemanden gern haben könnte. Um sich zu unterhalten, sich anzusehen, zusammen irgend etwas zu spielen und sich beim Abschied die Hand zu geben. Aber daß nur niemand sich danach erkundigt! Und daß nicht einmal jemand etwas merkt.

Was soll's, man darf es eben nicht.

Ich frage scheinbar unwillkürlich:

„Ist Mariechen ein schöner Name?“

Oder ich sage, daß sie ein schönes, blaues Band im Haar trägt.

Oder: Weshalb entstehen, wenn sie lacht, Grübchen?

Mag ich nur irgend etwas sagen oder fragen, fangen sie gleich an zu spionieren:

„Sie gefällt dir wohl? Vielleicht möchtest du sie heiraten?“

Alberne Scherze und häßliches Lachen.

Na, ich weiß es doch.

Es gibt auch solche, die nur andere nachäffen. Sie wollen sich bei den Erwachsenen einschmeicheln, sich lieb Kind machen; so einer hakt dann also ein Mädchen unter und sagt:

„Meine Frau. Meine Verlobte.“

Die Erwachsenen wollen angeblich, daß wir klug sind; sie mögen scheinbar unser närrisches Treiben nicht, aber sie selbst zwingen einen dazu.

Sie wissen nicht, wie schwer es einem fühlenden Wesen ist, sich selbst zum Narren zu haben. Ein Kind wird wirklich verdorben, und das andere hegt nur noch Groll und Unwillen gegen euch. Wegen dieser Neugier und deshalb, weil ihr es wißt.

Ich sitze still da und denke nach. Und genauso wie ich denken in der Dämmerstunde Tausende von Kindern in verschiedenen Zimmern über die Wunder und Traurigkeiten des Lebens nach. Darüber, was in ihnen und um sie herum geschieht. Und diese unsere Gedanken kennen die Erwachsenen nicht. Höchstens heißt es:

„Was machst du da? Weshalb spielst du nicht? Weshalb bist du so still?“

Nun, denn ein Kind lärmt, tollt herum, sieht sich an allen möglichen Dingen satt, und will sich dann an einem stillen Fleckchen mit sich selbst unterhalten. Aber nur eines, ein einziges von tausend findet bei den Erwachsenen Hilfe. Oder bei einem Freund.

Wie seltsam doch Träume sind. Da schläft Irenchen und weiß von nichts. Oder es träumt ihr etwas, da sie geseufzt hat. Sicher gibt es auch für sie im Kindergarten Kinder, die sie gern mag, und sie will es vielleicht auch nicht sagen.

Ich vergleiche Irenchen mit mir, erinnere mich an die Vergangenheit, als ich groß war, und sehe, daß wir uns alle ähnlich sind, daß wir aus demselben Holz geschnitzt sind. Der Erwachsene ist kindlich und das Kind erwachsen. Wir haben uns nur noch nicht miteinander verständigen können.

Also gut.

Ich sah Mariechen ein zweites Mal.

Noch ein einziges Mal war sie bei uns. Sie hatte nicht einmal abgelegt. Sie sagen, daß sie gleich wieder gehen müssen, sie seien nur vorbeigekommen, um sich zu verabschieden.

Einmal — das erstemal guten Tag sagen und sich gleich verabschieden.

Ich stehe bei meinem Blumentopf; ich habe Erbsen gesät, und sie sind in dem Topf gewachsen. Sie haben sogar schon vier

kleine Blätter. Hier zwei und da zwei. Es ist so schön, etwas zu pflanzen, wenn es dann wächst. Man begießt es. Und aus dem Wasser, der Erde und dem Korn wächst es hervor. Und es ist grün, und winzig klein. Zuerst war da gar nichts, und nun ist etwas da.

Ich stehe da und habe eine Postkarte in der Hand: ein Engel mit Flügeln ist darauf, und zwei Kinder dicht an einem Abgrund, einem bodenlosen Abgrund. Sie beugten sich darüber und pflücken Blumen. Der Engel aber paßt auf, daß sie nicht in diesen bodenlosen Abgrund stürzen.

Da war diese fremde Tante mit Mariechen gekommen. Ich sehe sie auch zum erstenmal im Leben. Und sie ist irgendeine entfernte Verwandte.

Und ich denke:

„Wenn Mariechen ein Gespräch mit mir beginnt, dann gebe ich ihr die Postkarte zum Andenken. Wenn aber nicht, dann nicht.“

Ich hatte sie für Mariechen gekauft; denn ich wußte, daß sie kommt, hatte nur Angst, daß ich vielleicht gerade in der Schule bin.

Sofort stürme ich aus der Schule nach Hause — so jeden Tag. Mundeck fragt:

„Warum hast du es denn so eilig?“

Die Mutter wundert sich:

„Ist die Schule jetzt immer früher aus?“

Ich antworte nicht. Denn was soll ich ihnen sagen?

Und Mariechen hat ein weißes flauschiges Käppchen und ebenso einen Kragen. Und lockiges Haar.

Ihre Mutter unterhält sich mit meiner Mutter — über irgendwelche Bekannten in Wilna.

Sie selbst sagt nichts.

Dieser Tante aus Wilna hatte ich schnell die Hand geküßt; und ich gehe zu meinem Blumentopf.

Sie aber stand angelehnt an ihre Mutter.

Und ich nahm die Postkarte aus dem Buch. Diese Postkarte mit dem Engel.

Und sie, Mariechen, kam, so wie sie da stand, sofort zu mir. Eilig, fast laufend. Ich aber steckte schnell die Karte wieder ins

Buch zurück, und anscheinend bin ich errötet, weil ich noch verlegener wurde.

Sie stand da, hüllte sich in diesen Muff aus Flaum, und ich lächelte. Und sie auch. Und ich wandte mich ab, tue, als ob ich nach dem Blumentopf sehe.

Und da kommt Irenchen herbeigelaufen, zeigt ihr die Puppe. Sie sagt:

„Guck mal, sie hat Schuhchen an.“

Also wandte ich mich schon wieder ab. Aber Mariechen nahm die Puppe und fragt:

„Kann sie die Augen zumachen?“

Und ich:

„Nein, kleine Puppen schließen die Augen nicht.“

Also kam Mariechen schon ganz nahe heran, und sie sagt, daß auch die kleinen es können. Nur wenn sie ganz klein sind, dann nicht.

Und darauf sagt sie:

„Ich muß schon gehen.“

Ich erschrak, daß es schon soweit war und holte rasch die Karte mit dem Engel heraus; denn ich hatte Angst, es nicht mehr rechtzeitig zu schaffen, sie ihr nicht mehr geben zu können.

Ich zeige sie ihr und frage:

„Ist sie schön?“

Sie sagte leise:

„Ja, schön.“

Also sage ich schon ganz leise:

„Vielleicht möchtest du sie haben?“

Ich wollte nicht, daß Irenchen es sieht. Denn kleine Kinder mischen sich gern ein. Und womöglich sagt sie noch etwas laut.

Aber Mutter und die Tante unterhielten sich und merken nichts.

Mariechen sagt:

„Schreib drauf, daß es zur Erinnerung ist.“

Sie sagte es so bittend und sieht mich an, ob ich einverstanden bin. Das traf sich gut. Denn schnell schrieb ich darauf:

„Ein Andenken aus Warschau.“

Ich legte ein Löschblatt darüber.

Und Mariechen:

„Oh, du verwischst es doch.“

Und ich:

„Sieh doch, es ist überhaupt nicht verwischt.“

Ich sagte: „Sieh.“ Das heißt, daß ich sie duzte.

Aber das ‚A‘ war etwas verschmiert.

Sie sagt:

„Das macht nichts.“

Und später:

„Du schreibst sehr schön.“

Und dann noch:

„Schreib darauf, für wen und von wem.“

„Wozu?“

Mariechen dachte nach, legte den Kopf zur Seite und sagt:

„Das ist wahr.“

Aber ich schrieb:

„Für Mariechen aus Wilna.“

Und ich wickelte die Karte in silbernes Schokoladenpapier.

Denn ich hatte alles schon vorbereitet.

Aber ich sehe, daß sie noch zuviel glänzt, riß also ein Blatt aus dem Heft und wickelte sie noch einmal ein.

Sie aber:

„Oh, du reißt ein Blatt heraus.“

Ich sage:

„Das macht nichts.“

Und Mutter sagt:

„Zieht eure Mäntel aus.“

Darauf ihre Mutter:

„Nein, wir müssen gleich gehen.“

Mariechen nahm die Postkarte, dieses Bündelchen, in ihren Muff und fragt:

„Welchen Buchstaben schreibst du am liebsten?“

Ich sage:

„Das große ‚R‘.“

„Und ich das große ‚W‘. Gib mir Papier, dann schreibe ich es dir. Aber mit dem Bleistift. Laß uns sehen, wer schöner schreibt.“

Sie schrieb. Und ich auch. Aber ich gebe mir keine Mühe. Damit ihr Buchstabe schöner wird.

Und sie sagt:

„Nun, wer hat es schöner gemacht?“

Sie lächelt, und ihre Zähnnchen sind ganz gleichmäßig, weiß.
 Und sie sagt:
 „Auf der Karte hast du aber schöner geschrieben.“
 Ich errötete und sage:
 „Manchmal gelingt es und manchmal nicht.“
 Wir schrieben: „Warschau, Wilna“ — verschiedene Worte
 und dann Zahlen.
 „Die Acht schreibe ich schrecklich ungern“, sagt sie.
 „Immer kommt so etwas Krummes dabei heraus.“
 Und ich:
 „Na ja; die Acht gelingt selten. Nun, und auch für Mariechen
 ist es schwierig, im Mantel zu schreiben.“
 Also sah sie zu ihrer Mutter hinüber und sagt:
 „Ziehen wir nun unsere Mäntel aus oder was?“
 Aber sie wollen schon gehen.
 Sie — Mariechen — will das Blatt zerreißen, aber ich ließ es
 nicht zu.
 „Nun, was willst du damit?“
 „Soll einfach so bleiben.“
 „Wozu?“
 Ich sage leise:
 „Als Andenken.“
 „Oh, was ist das für ein Andenken! Ich werde dir aus Wilna
 eine schöne Karte schicken.“
 Aber sie ließ es liegen.
 Und ich zeigte ihr den Blumentopf. Ich wollte ihn ihr geben.
 Aber wie soll man mit einem Blumentopf in der Bahn fahren?
 Mariechen glättete mit dem Finger jedes Blättchen.
 Und ihre Mutter sagt:
 „Na, wir wollen jetzt gehen.“
 Und sie steht auf, und schnell stellte sich Mariechen neben
 ihre Mutter.
 Wir sprachen nicht mehr miteinander. Ich blieb bei meinem
 Blumentopf stehen. Und noch lange unterhielten sie sich so im
 Stehen. Aber vielleicht auch nicht lange, vielleicht wollte ich
 nur, daß sie endlich gingen.
 Ich habe Angst vor dem Abschiednehmen.
 Und tatsächlich:
 „Na, Kinder, verabschiedet euch.“

Ich wandte mich noch mehr ab.

„Na, was denn, wollt ihr euch nicht ‚Auf Wiedersehen‘ sagen? Ihr habt euch wohl schon gezankt? Gebt ihr euch keinen Kuß zum Abschied?“

Mariechen sagt:

„Ich küsse keine Jungen.“

„Na, du, du“, sagt meine Mutter.

„Aber willst du uns nicht etwas singen zum Abschied?“

„Das kann ich machen.“

„Das machst du schon, wenn wir das nächste Mal kommen.

Denn jetzt wirst du nur heiser.“

Mariechen küßte Mutter und Irenchen, mir aber gab sie nur die Hand. Und so stolz. Sie lächelte nicht einmal. Und die Handschuhe behielt sie dabei an.

Und sie gingen hinaus. Mutter aber sagt:

„Was bist du doch für ein Griesgram! Mariechen — das ist wenigstens ein fixes Mädel; aber du kannst nicht bis drei zählen.“

Ich bin Irenchen dankbar.

Ich küßte sie. Ich zog sie einfach so an mich und küßte sie auf den Kopf.

„Du warst sehr artig, Irenchen“, sagte ich.

Und ich fange mit meinen Hausaufgaben an.

Und es ist mir so wohl, so still zumute. Und es hat so gut geklappt mit der Karte. Schön ist sie. Denn zunächst wollte ich eine mit Blumen kaufen — später eine Ansichtskarte: ein Wald, und neben dem Wald ein Häuschen und ein Pferd. Es waren noch zwei schöne da, doch auf der einen war die Aufschrift: „Die besten Glückwünsche zum Namenstag.“ Aber diese mit dem Engel war wohl die schönste. Denn Berge und ein Abgrund und Blumen sind darauf, und der Schutzengel wacht darüber.

Häßlich ist die Bezeichnung: der Schutzengel. Es müßte anders heißen: „der Verteidiger“, oder was weiß ich.

Wenn ich Geld habe, kaufe ich für mich dieselbe Karte. Denn Mariechen wird mir wohl keine schicken, wird es vergessen — wenn sie erst wieder in diesem Wilna ist.

Ich schreibe ein Gedicht für morgen ab. Daneben liegt Irenchens Puppe. Mit dieser Puppe hat ja alles angefangen. Und der Blumentopf mit den vier kleinen Blättern steht da. Wenn die

Pflanze wächst, werden weiter oben neue Blätter entstehen, diese vier aber bleiben unten. Und sie werden wohl zuerst abfallen. Soll ich abwarten, bis sie gelb geworden sind und von selbst abfallen, oder soll ich sie, solange sie noch grün sind, abpflücken und zum Andenken pressen? Im Augenblick weiß ich es noch nicht.

Ich schreibe ein Gedicht für morgen ab. Ich tue es sehr sorgfältig. Ein großes ‚W‘ kam in diesem Abschnitt vor. Ich strengte mich an, es besonders schön zu schreiben. Und ich weiß selbst nicht mehr, ob ein großes ‚R‘ oder ein großes ‚W‘ schöner ist und sich am besten schreiben läßt.

Und ich sehe mir das Blatt an, auf dem wir die Buchstaben geschrieben haben.

Ja, es ist nun mal so: ich liebe sie, und ich werde sie nie mehr wiedersehen. Nur das Blatt Papier mit den Buchstaben und die vier kleinen Erbsenblätter . . . Aber vielleicht wird sie wirklich schreiben? Vielleicht werde ich von ihr träumen oder ein ähnliches Mädchen auf der Straße sehen? So war das doch mit Lumpi.

Die Mädchen sind nicht lieb. Stolz und streitsüchtig sind sie und haben so ein Getue an sich. Sie geben gern an, spielen sich als erwachsen auf und halten die Jungen für Halunken.

Sie meiden uns, kommen aber doch zu gern in unsere Nähe — tun allerdings so, als sei dies nur ein Gnadenerweis.

Und wenn ein Mädchen so richtig mit uns spielt, dann ist es schlimmer als wir: ein Halunke ist das und hat dazu die typischen Fehler der Mädchen.

Na ja, so ist es.

Sie sind irgendwie feiner. Denn — immerhin, das Kleidchen, die Schleife, die Kettchen; allerlei Zierkram hängen sie sich an. Das sieht gut aus. Würde es ein Junge tun — dann wäre es lächerlich. Doch es gibt auch Jungen mit langen Haaren. Wie die Puppen. Ob sie sich überhaupt nicht schämen?

Na ja.

Aber warum sollen wir ihnen nachgeben? Ein Mädchen dürfe man weder schlagen noch schubsen. Gleich heißt es:

„Das ist doch ein Mädchen.“

Und das weckt in uns Groll und Widerwillen. Ja, sogar Feindschaft.

Denn ist es nicht so?

Wenn in der Schule Jungen und Mädchen zusammen lernen und ein Junge sich über ein Mädchen beklagt, heißt es sofort: „Was, du als Junge kannst mit einem Mädchen nicht zurandekommen?“

Wenn es so ist, helfe ich mir beim zweiten Mal selbst. Und wieder gibt es eine Szene. Und man weiß überhaupt nicht, wie man sich nun wirklich verhalten soll.

Wenn die Erwachsenen uns nicht ständig daran erinnern würden, daß das ein Junge und das ein Mädchen ist, würden wir es bestimmt vergessen. Aber woher denn! Lassen sie es uns etwa vergessen? Sie sagen zwar, daß es keinen Unterschied gibt, aber dabei läßt sich immer wieder nur das Gegenteil feststellen.

Es tut mir leid, daß ich so denken muß; aber es ist nun einmal so. Ich kann nicht lügen. Mariechen ist doch nicht schuld daran. Aber vielleicht ist es wirklich nur in Warschau so?

Doch sie hat geschrieben! Sie hat tatsächlich geschrieben. Sie hat ihr Wort gehalten. Eine Ansichtskarte von Ostra Brama⁸ hat sie geschickt. Und die Adresse, die Briefmarke und alles ist drauf. Sie hat sich nicht geschämt, einem Jungen zu schreiben.

Sie hat Mut.

Und sie scheut sich nicht zu singen, und sagte als erste, daß sie tanzen wolle.

Und sie hat wirklich geschrieben. Und ich bewahre die Karte zusammen mit dem Zettel und den kleinen Blättern auf. Ein Blättchen ist verknickt.

Und wir machten einen Ausflug. Nicht mit der Bahn, sondern über die Brücke in den Park. Schön war es.

Wir wollten zu viert mitten auf der Straße gehen, nicht uns paarweise drängeln, damit wir angerempelt werden. Aber die Lehrerin ließ es nicht zu. Und das war richtig. Denn dann geraten gleich die Reihen in Unordnung, und es entsteht ein herrliches Durcheinander. Der eine tritt von hinten, die anderen wiederum latschen so träge vor sich hin, der eine nach rechts, der andre nach links. Nicht einmal zu zweit gehen sie so, daß sie gleichmäßigen Abstand und Gleichschritt halten.

⁸ Ostra Brama: Sehenswürdigkeit in Wilna (Anmerkung des Übersetzers).

Es war schön. Zwei Fuhrwerke und ein Auto hielten an, als wir die Fahrbahn überquerten. Es ist irgendwie erfreulich, daß auch wir jemand sind, daß sie anhalten müssen.

Ich gehe mit Mundek zusammen. Es ist sehr wichtig, sich einen guten Partner auszusuchen und zu wissen, wer vor und wer hinter einem geht.

Am schönsten war es auf der Brücke; denn das Wasser war zugefroren.

„Und es gibt Leute, die in einem Eisloch baden.“

„Hättest du da keine Angst?“

„Weshalb denn?“

„Na, das ist doch sooo kalt.“

„Was tut das schon, daß es kalt ist?“

Es ist doch ein gutes Gefühl, sich einer Probe zu stellen und zu zeigen, daß man keine Angst hat.

„Aus Wasser kann Eis und Dampf entstehen.“

„Ist das nicht seltsam?“

„Aber ist das nicht seltsam, daß die Fliege an der Wand gehen und der Fisch im Wasser atmen kann?“

„Oder der Frosch — der aus einer Kaulquappe entsteht und fertig.“

Und so wurden wir nachdenklich. Denn wer könnte all das so gemacht haben? Wenn es Gott nicht gäbe, wer dann?

Und ich unterhielt mich mit Mundek. So, als hätten wir einen Kahn — wir nahmen Brot, Käse und Äpfel mit und begannen unsere Reise nach Danzig. Durch welche Zuflüsse der Weichsel, durch welche Tiefebenen und Anhöhen wir dahinschwimmen, an welchen historisch berühmten Städten vorbei.

Wir unterhalten uns zum Scherz; aber es ist wie eine Unterrichtsstunde, wie eine Prüfung.

Schön ist die Schule. Sie erlaubt es dem Menschen, lange über verschiedene Dinge nachzudenken. Das eine erfährst du in der Erdkundestunde, das andere im Naturkunde- oder Geschichtsunterricht — und du ahnst noch nicht einmal, wie nützlich das alles beim Denken ist . . .

„Nach Danzig oder nach Krakau?“

„Eh, gegen die Strömung ist es schwierig.“

„Nun, dann mit einem Motorboot.“

Jede Schule könnte eine Schaluppe haben. Sie könnte im Hafen liegen, und wir stehen Wache. Jeden Tag vier andere, immer abwechselnd: Tag und Nacht. Und wenn das Eis in der Weichsel aufbricht, heißt man gleich die Segel — und weiter geht's.

Die eine Klasse eine Woche lang, die andere ebenso. Und im Wechsel: in der Kajüte, bei den Segeln, am Ruder.

Denn wir wissen schon selbst nicht mehr, ob es ein Segelboot, ein Dampfer, ein Motorboot oder einfach ein Kahn oder sogar ein Floß sein soll.

Und die Sonne funkelt so schön im Schnee.

Und im Park ist es ganz herrlich weiß.

Und da wird gerannt! Dann wollen einige ihren Mantel ausziehen. Die Lehrerin ließ es nicht zu. Beim Laufen wird es einem doch warm. Auf dem Hof spielen wir ja auch ohne Mantel.

Wir belästigen sie nicht sehr; denn wir wollen nicht, daß sie schimpft. Wenn alles schön sein soll, ist Zorn am allerschlimmsten.

Wenn die Lehrerin einen Jungen schilt, tut es uns allen leid. Bei den Erwachsenen gibt es, wenn sie sich vergnügen, selten einen unangenehmen Vorfall. Bei uns aber sehr oft. Immer findet sich so einer.

Und heute ist es Malicki. Die Lehrerin hatte ihn mit Rudzki zusammen gehen lassen. Er wollte von Anfang an nicht; denn die beiden können sich nicht leiden. Und jener hat ihn unterwegs immerzu geschubst. Die Lehrerin wurde ärgerlich und schimpfte, daß wir wie eine Räuberbande gehen und sie keinen Ausflug mehr mit uns machen wolle; denn die Leute sähen sich um und sie müsse sich schämen. Malicki aber kriecht aus Trotz unter die Droschken, und da bekommt die Lehrerin Angst, daß er überfahren wird. Na, er kommt doch schließlich täglich allein zur Schule und geht auch allein wieder nach Hause, ohne daß ihn jemand bewacht. Also soll er doch allein gehen. Nun, ich weiß ja, daß das nicht geht; denn wenn man es einem erlaubt, dann laufen die anderen auch sofort auseinander.

Im Park sammelten sie sich nicht gleich; man mußte sie regelrecht auf den Heimweg treiben. Wenn wir nun schon einmal so viele Kilometer hinter uns gebracht hatten — wollten wir noch länger bleiben. Es war so schön, und wir haben keine Lust zu-

rückzukehren. Na, ja — einige gehorchten und bleiben stehen. Aber sie sehen, daß ihre Partner sich nicht einfinden; es ist ihnen also langweilig, so allein herumzustehen, und sie gehen sie suchen. Oder sie sehen, daß die anderen spielen, während ihnen die Füße frieren. Also werden sie ungeduldig:

„Gehn wir schon los.“

Sie ärgern sich, daß sie gehorcht und sich sofort aufgestellt haben. Die anderen da tollen herum, sie aber müssen mit ansehen, wie die Lehrerin sich aufregt.

Sie bleiben noch stehen, warten und machen sich wieder davon. Und die anderen wiederum sehen, daß sich nur wenige versammelt haben, beeilen sich also nicht. Jeder will der letzte sein, um nur nicht warten zu müssen.

Ich hätte mich da nicht geärgert. Wenn die Lehrerin sofort losgegangen wäre, wenn auch nur mit drei Paaren, hätten die anderen doch nachkommen und sich allmählich sammeln müssen. Vielleicht sagt da irgendeiner: „Sollen sie doch gehen. Ich finde schon allein nach Hause.“

Sicherlich hätte er Angst gehabt, allein zurückzubleiben; denn er würde bestraft werden und deshalb auch lieber nachkommen. Und wenn nicht, dann ist es eben nur einer. Man darf deswegen nicht gleich allen böse sein.

Wenn die Erwachsenen uns fragen würden, könnten wir ihnen manchen guten Rat geben. Wir wissen doch besser, wo der Schuh drückt, wir haben doch mehr Zeit, uns mit uns selbst zu beschäftigen und über uns nachzudenken, wir kennen uns selbst doch besser, sind öfter zusammen. Ein Kind allein kann vieles nicht wissen, aber in einer Gruppe findet sich immer einer, der besser Bescheid weiß.

Wir selbst sind die Sachverständigen für unser Leben und unsere Angelegenheiten. Wir schweigen nur deshalb, weil wir nicht wissen, was wir sagen dürfen und was nicht. Wir fürchten nicht nur die Erwachsenen, sondern mehr noch diejenigen Kameraden, die kein Einverständnis und keine Ordnung wollen, sondern lieber im trüben Wasser des Streits und der Unzufriedenheit ihre eigenen Fische fangen wollen. Wenn ich erwachsen wäre, würde ich sagen:

„Anarchie und Demagogie.“

Denn was ist das für eine Solidarität! Jeder hat einen, den er besonders gern hat, einige, die er mag, und einige, die er nicht mag oder die ihm gleichgültig sind, und ein paar Feinde.

Es gibt schon einmal einen, der eine Ausnahme ist, den nämlich alle gern mögen oder der selbst alle mag. Aber meistens haben sie nur Angst. Wer stark ist, kann befehlen und machen, was er will. Oder so einer, den die Lehrerin oder der Lehrer gern haben.

Auf dem Rückweg von dem Spaziergang erzählte ich Mundek von Mariechen aus Wilna.

„Weißt du, Mundek, ich habe eine Postkarte aus Wilna bekommen. Mit Blumen drauf. Vergißmeinnicht. Eine sehr schöne Karte.“

Und dann:

„Von einem Mädchen.“

Ich sagte ihm, wie sie heißt und in welche Klasse sie geht.

„Nur vergiß nicht, daß das ein Geheimnis ist.“

Ich erzählte, daß ich am Namenstag mit ihr getanzt hatte und daß sie schön singt.

Und daß sie dunkle Haare hat.

„Siehst du, Mundek, und du hast dich damals geärgert, daß ich Baczkiewicz zuerst von Lumpi erzählt habe. Das mußte ich doch, weil er mir sonst kein Geld leihen wollte. Und damals kannte ich dich auch noch nicht so gut.“

Nun, wir faßten uns also an und gehen so Hand in Hand weiter. Und er sagt, daß auch ihm ein Mädchen gefällt.

„Denn sie ist immer so traurig.“

„Aber mein Mariechen muß fröhlich sein.“

Auf der Brücke sprachen wir nicht mehr. Erst später:

„Bist du nicht böse, daß ich damals das über deinen Vater gesagt habe?“

Ich dachte, er würde es nicht hören; denn gerade in diesem Augenblick fuhr ein Lastwagen vorbei. Ein Militärwagen — schwer. Die Ketten rasselten. Drei Soldaten saßen auf dem Wagen, der Fahrer war in Zivil. Ich weiß nicht warum. Und ein Soldat hatte einen Hund. Und der Hund stützte sich mit seinen Pfoten auf die Lehne, und sein Kopf schwankte hin und her. Er blickte so ängstlich drein.

Aber Mundek hatte es doch gehört.

„Ich bin nicht böse“, sagte er, „nur sprich nicht so. Denn das ist nicht schön. Ich glaube, daß ein Vater ich weiß nicht wie sein kann. Na, und man weiß doch, wie er ist. Aber es ist unangenehm, wenn jemand es sagt.“

„Ich wollte dir nicht weh tun“, sagte ich. „Es ist mir nur so herausgerutscht.“

„Das weiß ich ja“ — sagt Mundek.

Nun, und jetzt sind wir beide schon dicke Freunde. Die Postkarte werde ich auch bringen und sie ihm zeigen.

Wir versöhnten uns wieder wegen jener Sache; ich hatte ihm ein Geheimnis anvertraut, damit er nicht denken sollte, daß ich nur über ihn alles wissen will. Und ich werde ihn wohl bitten, mit zu mir nach Hause zu kommen.

Wie lächerlich fordern die Erwachsenen einen auf, sich zu entschuldigen! Kaum hast du etwas angestellt, heißt es gleich:

„Geh und entschuldige dich.“

Habt keine Angst. Wenn ich weiß, daß ich nicht im Recht bin, werde ich mich ja auch entschuldigen, aber später einmal. Ich suche mir schon einen geeigneten Augenblick aus. Denn sonst kommen doch nur Lüge und Falschheit dabei heraus.

Und Mariechen hat so komisch geschrieben:

„Lieber Cousin.

Ich bin wieder in Wilna und gehe nicht zur Schule. Ich bin die ganze Nacht hindurch gefahren und habe mich erkältet. Ich hatte Fieber. Ich küsse dich 1 000 000 000 mal. Deine dich liebende Maria.“

Ich schäme mich, Mundek diese Postkarte zu zeigen.

Na, und die Lehrerin ließ uns über den Ausflug in den Park schreiben. Die Erzählung soll vier Teile haben: der Weg zum Park, der Aufenthalt dort, die Rückkehr — und der Schluß.

Die Lehrerin lobte meinen Aufsatz; er sei gut.

Ich hatte geschrieben:

„Damals war schönes Wetter, und die Lehrerin versammelte unsere Klasse zu einem Spaziergang. Wir gingen durch verschiedene Straßen. Auf beiden Seiten der Straße erheben sich hohe Häuser, und in der Mitte wogte der Verkehr. Die Straßenbahnen fahren auf Schienen, während Taxen, Droschken, Fuhrwerke und ähnliches nicht auf Schienen fahren. Fußgänger gehen vorbei, und an den Ecken stehen Polizisten.

Im Park spielten wir verschiedene Spiele. Der Park ist mit Schnee bedeckt. Die Bäume sind kahl; denn sie haben keine Blätter. Ihre Kronen ragen hoch empor. Der Park hat keine historischen Denkmäler. Nur im Sommer wächst Gras; die Sträucher sind mit saftigen Blättern bedeckt.

Und auf dem Rückweg gingen wir wieder über die eiserne Brücke. Wir betrachteten das Eis. Und den ganzen Weg gingen wir zu zweit.

Der Ausflug in den Park war sehr schön, denn die Sonne schien die ganze Zeit über, und im Park spielten wir verschiedene Spiele.“

Solche Aufsätze sind nicht gerade angenehm, denn man schreibt nie die Wahrheit, sondern nur, weil die in der Schule es befohlen haben.

Mariechen hatte sich erkältet und war krank. Und sie konnte sehr krank werden, und ich würde es nicht wissen. Und sie konnte sterben; denn auch Kinder sterben. Ich freue mich, daß ich die Karte habe, und doch bin ich irgendwie beunruhigt.

Und weshalb war sie hierhergekommen?

Früher wußte ich nur, daß ich in Wilna eine Tante habe; vielleicht hatte ich gehört, daß sie irgendwelche Kinder hat, vielleicht sagte man mir sogar, daß da ein Mädchen ist — Mariechen. Bis ich sie plötzlich sah.

Und wofür?

Was geht sie mich überhaupt an?

Nur eine entfernte Verwandte, irgendeine Cousine?

Wenn der Onkel nicht gewesen wäre, hätte ich nicht einmal mit ihr gesprochen; wenn sie gekommen wäre, sich zu verabschieden, während ich in der Schule war, hätte ich sie gar nicht mehr gesehen.

Vielleicht lieber die Karte zerreißen und die Sache beenden?

Wozu sich quälen? Wozu nachdenken? Wozu darüber nachdenken, ob sie gesund ist und ihr nicht etwas zugestoßen ist?

Ich werde ihr sowieso nicht antworten; denn ich habe kein Geld.

Und ich habe doch etwas bekommen.

„Da hast du was, Schlingel“, sagte der Vater, und gab mir einen Zloty. „Kauf dir, was du brauchst oder geh ins Kino.“

Die Mutter aber sagt:

„Oh, gib doch dem Jungen kein Geld; denn er wird sonst liederlich.“

Und irgendwie dumm und ungeschickt nahm ich es. Es geschah so unverhofft.

Denn der Vater zählte gerade Geld, kam so etwa auf einunddreißig oder einundvierzig; jedenfalls war es für eine gerade Summe ein Zloty zuviel. Ich stehe gerade dabei, also gab er ihn mir. Unerwartet.

Als ich ihn genommen hatte, tat es mir um des Vaters willen leid. Er hat doch nicht allzuviel Geld, und Kinder kosten eine Menge. Anstatt für sich selbst etwas zu kaufen — muß er es für uns tun: Mantel und Schuhe — das Essen, die Schule und alles. Und er hat nur noch mehr Kummer und Sorgen, wenn ich mich schlecht betrage.

Als ich wieder ein Kind sein wollte, hatte ich völlig vergessen, daß ich nicht selbst verdienen, daß ich eine Belastung sein werde.

Doch nein, Kinder sind keine unnützen Esser. Ihre Arbeit ist die Schule. Es stimmt zwar, daß sie mehr Ferien haben, aber der Lehrer erholt sich ja dann auch. Wir arbeiten schwerer als der Lehrer. Denn für uns ist das alles schwierig und neu.

Aber man sagt, daß Kinder nichts tun, daß sie nutzlos ihr Brot essen.

Als ich wieder ein Kind sein wollte, hatte ich völlig vergessen, wie schwer es ist, kein eigenes Geld zu haben, wie abhängig man dann ist.

Zum Beispiel, wenn ich ein schlechtes Lineal habe. Irgendwer hat es mir schartig gemacht. Ich hatte es unbeschädigt zurückgelassen, komme nach der Pause wieder in die Klasse — kein Lineal mehr da. Ich suche, bis ich es auf einer ganz anderen Bank finde. Leider sind die Ränder abgestoßen. Man kann mit so einem Lineal keinen geraden Strich mehr ziehen: Der Bleistift bleibt hängen. Es gibt ja auch solche, die mit Eisen beschlagen sind; die sind aber teuer. Die unseren dagegen — als wenn der Teufel das so wollte — sind aus weichem Holz. Du denkst nicht daran, schlägst mit dem Lineal gegen die Bank, und schon entsteht eine Kerbe, eine Vertiefung.

Wie viele Schäden und Verluste wir davontragen und verlieren kein Wort darüber! Denn wenn du dich beklagst, sagt die Lehrerin doch nur:

„Paß besser auf.“

Man darf doch während der Pause nicht in der Klasse sein; und überhaupt, wer kann denn dauernd nur aufpassen?

Jetzt habe ich einen Zloty.

Offenbar hat es der liebe Herrgott so gewollt.

Ich werde für Mariechen eine Postkarte kaufen, Baczkiewicz die zehn Groschen zurückgeben, und so die Sache mit Lumpi zum Ende bringen. Ich kaufe mir ein Lineal, damit ich eins in Reserve habe. Vielleicht noch ein Paar Schnürsenkel? Denn dann brauche ich, wenn mir einer zerreißt, von der Mutter kein ärgerliches Wort zu hören. Vielleicht braucht Mundek etwas, also werde ich ihm was leihen.

Es wäre schön, wenn man auch noch ins Kino gehen könnte. Aber wie? Soll ich allein gehen und es Mundek verheimlichen? Aber wenn ich ihm sage, daß ich dort war, wird es ihm leid tun.

Man denkt, ein Zloty — das ist viel Geld. Aber wenn du anfängst, dir alles auszurechnen, merkst du, daß auch das nicht reicht.

Und die Erwachsenen denken, daß ein Kind leichtsinnig ist. Nun, solche gibt es sowohl bei uns wie auch bei den Erwachsenen. Weshalb gibt Mundeks Vater so viel für Schnaps aus? Es gibt solche, und es gibt solche. Der eine stiehlt dem Vater etwas und spendiert dann anderen davon, oder er sagt, daß er es für ein Heft braucht, kauft dann aber Schokolade dafür, oder er borgt es sich, gibt es jedoch nicht wieder zurück. Vielleicht verliert er es auch, weil er ein Loch in der Tasche hat, oder weil er es versehentlich mit dem Taschentuch wegwirft. Ein anderer aber gibt nur dann etwas aus, wenn es unbedingt nötig ist. Er wird es sich mühsam zusammensparen, Groschen für Groschen; er legt es auf die hohe Kante, um ein Geschenk für den Vater zu kaufen oder etwas anderes, das ziemlich teuer ist.

Ich ging mit Mundek eine schöne Postkarte aussuchen. Einen Engel hat Mariechen schon, und Vergißmeinnicht hat sie mir selbst geschickt. Es war da eine, die einen Jungen und ein Mädchen darstellte, aber ich schämte mich, sie zu nehmen; denn das würde bedeuten, daß ich uns beide meine.

Wenn man ins Geschäft hineingehen könnte, wäre es leichter. Aber das ist unangenehm. Sie achten nur darauf, daß man nicht etwas wegnimmt, zerknittert oder beschmutzt. Sie haben es eilig, mögen es nicht, daß man sich etwas ansieht. Sie sagen:

„Nun, schneller.“

Und man kann ihnen ansehen: sie wollen, daß man endlich geht.

Denn Kinder haben sowieso nur Groschen; man verdient also wenig an ihnen.

Ein Erwachsener kauft auch nicht gleich allzuviel. Dem Erwachsenen gestatten sie aber, alle Alben durchzusehen. Denn wenn er auch heute nur eine Postkarte nimmt, dann kommt er vielleicht morgen, um mehr zu kaufen. Aber was ist schon mit uns? Groschen und nichts als Groschen.

Ich gab sofort Baczkiewicz zurück, was ich ihm schuldete. Solange ich kein Geld hatte, hatte ich nicht einmal den Mut zu fragen.

„Da hast du die zehn Groschen, die du mir für die Milch geliehen hast.“

„Ich habe doch gesagt, daß ich sie dir schenke.“

„Das will ich nicht. Was macht Lumpi?“

„Na, was soll er schon machen?“

Er will nicht so recht antworten. Vielleicht haben seine Eltern es nicht erlaubt, vielleicht hat er ihn vor die Tür gesetzt?

„Ist er bei dir?“

„Wo soll er sonst sein, wo du ihn doch im Stich gelassen hast?“

„Ich hab ihn gar nicht im Stich gelassen, hab ihn dir nur anvertraut.“

„Und wenn ich ihn nicht genommen hätte?“

„Dann vielleicht ein anderer.“

„Ach, du denkst wohl, daß sie alle es gleich zulassen, daß man einen Hund mit nach Hause bringt?“

Ich bin böse, weil er so überheblich tut.

Ich sage:

„Weshalb sollen sie es nicht erlauben?“

„Aber deine Eltern haben es nicht erlaubt.“

„Weil ich nicht gefragt habe.“

Ich bin böse, da er es so leicht hat und ich weiterhin ein einsames Leben führe. Denn ein Hund ist dem Menschen ein Freund.

Ich weiß: Neid — das ist ein häßliches Gefühl. Aber wie soll man nicht neidisch sein, wenn es jemandem gut geht und er das nicht einmal einzuschätzen weiß?

Ich bin neugierig, ob Lumpi mich wiedererkennen würde. Also verberge ich meinen Groll und frage:

„Werde ich ihn irgendwann einmal sehen können?“

„Na ja, wenn du vorbeikommst, zeige ich ihn dir.“

„Und kann ich ihn wenigstens für einen Tag mit nach Hause nehmen?“

„Ooch, du willst gleich alles. Wenn er mir gehört, dann gehört er auch mir. Und überhaupt, glaubst du, daß er mit dir gehen will?“

„Woher kannst du das wissen? Vielleicht will er?“

„Er hat sich schon an mich gewöhnt.“

„Na, dann behalte ihn!“

„Sicher werde ich das.“

Ich gehe weg. Was soll ich lange mit ihm quatschen? Er begreift es sowieso nicht.

Denn die Menschen reden zwar miteinander, aber jeder fühlt anders. Deshalb können sie sich gegenseitig nicht verstehen.

Schon ist mir nur Mundek allein geblieben.

Schon bin ich ständig mit ihm zusammen.

Morgens treffen wir uns und gehen zusammen zur Schule.

Während der Pause sind wir zusammen.

Und zusammen gehen wir wieder nach Hause.

Nur er allein ist mir geblieben.

Aber vielleicht ist es Sünde, so zu denken?

Ich habe doch den Vater, die Mutter, Irenchen.

Ich habe noch vergessen, daß wir bei diesem Abschiedsbesuch ein Rädchen vom Tisch wegzublasen versuchten. Denn da lag so ein kleines Rad, von einer Uhr oder etwas ähnlichem. Und Mariechen sagte:

„Wer kann stärker blasen?“

Na, und sie blies in die eine Richtung, und ich in die andere. Irenchen ließen wir auch ein paarmal mitmachen.

Schon die zweite Mütze war dem Jungen abhanden gekommen.

Es gab Theater.

Am meisten in der zweiten Klasse. Dort verschwinden laufend Bücher und Hefte.

Es soll eine Durchsuchung stattfinden.

Die Lehrer sagen, es sei eine Schande für die ganze Schule.

Jeder gab an, was ihm abhanden gekommen war, und die Lehrerinnen notierten es.

Mir hatte man allerdings noch nichts weggenommen. Ich hatte ein Stück Radiergummi gehabt, vielleicht ein Viertel. Es hätte noch für eine Woche gereicht. Aber ich weiß es nicht: vielleicht habe ich es in der Schule, vielleicht auf der Straße, vielleicht auch zu Hause verloren. Aber als einige aufzuzählen begannen, da hätte man glauben können, daß es in der ganzen Schule nur Diebe gab. Was immer irgendwer irgendwo verloren, weggegeben oder vergessen hatte — alles gaben sie an; bis die Lehrerin nicht mehr so schnell mitschreiben konnte. Sicher hat auch dieser oder jener gelogen. Denn Pancewicz sagt:

„Warum hast du nicht gesagt, daß es dir weggekommen ist? Vielleicht wird es uns die Schule ersetzen?“

Eine noch größere Dieberei ist es, sich etwas zurückgeben zu lassen, das einem gar nicht abhanden gekommen ist. So ein schamloser Kerl.

Nun, es gibt welche, denen viel verloren geht. Aber die vergessen noch einmal ihren Kopf. So einer wirft irgendwo etwas hin, und weiß es dann nicht mehr. Er leiht etwas aus und erinnert sich dann nicht. Und ihretwegen sagt man dann, daß Kinder schludrig sind. Und das schlimmste ist, daß sie alle über einen Kamm scheren wollen. Wenn jemand irgendwem etwas nicht borgen will, heißt es gleich:

„Egoist — Habsüchtiger — Geizhals.“

Oft wird so einer noch wütend; denn wenn er etwas sieht — gleich:

„Gib her!“

Er droht sogar noch:

„Denk daran, du wirst es bereuen! Warte nur, ich werde dich schon daran erinnern! Du wirst mich ja noch mal brauchen! Wirst mich ja schon irgendwann um etwas bitten!“

Wir müssen uns öfter etwas leihen als die Erwachsenen. Denn sie verlangen in der Schule, daß man dies oder jenes hat. Aber wenn sie es einem zu Hause nicht geben, was soll man da machen?

Oft sind die Eltern schuld, und das Kind leidet. Aber am schlimmsten ist es, wenn sie uns nicht glauben. Wenn bei den Erwachsenen jemand ehrlich ist, vertrauen ihm alle, aber bei uns mißtraut man selbst dem Anständigsten.

„Ich brauche etwas Geld für Pappe.“

„Schon wieder Pappe? Du hast doch gerade erst welche gekauft!“

So eine Frage tut weh. Denn schließlich esse ich die Pappe ja nicht auf.

Ein Erwachsener hat sein eigenes Geld und kauft sich, was er braucht. Ein Kind bekommt etwas nur wie ein Almosen. Es muß warten, bis die Eltern in guter Stimmung sind; denn sonst sagen sie irgend etwas nicht gerade Freundliches.

Ein Kind sollte ein festes monatliches Gehalt bekommen, damit es weiß, was es hat, und lernt, so damit umzugehen, daß es auskommt. Aber du hast entweder gar nichts oder auf einmal viel. Das führt zum Hasardspiel oder zur Bettelei. Denn man wird sich mit Bedacht einzuschmeicheln versuchen, um etwas zu bekommen.

Wir verlieren oder vergessen etwas — das ist wahr. Aber sie haben große Taschen, Schubladen, an die niemand heran kann. Sie gehen gemächlich, bewegen sich langsam. Aber trotzdem verlieren und vergessen doch auch sie mal etwas.

Wenn du dich anstrengst, etwas weißt, allerhand im Gedächtnis behältst — spricht darüber niemand; sie bemerken unsere Anstrengung nicht, verstehen unsere Bemühungen nicht. Aber wenn irgend etwas mißlingt, hast du gleich Scherereien.

Im Theater gibt es Ordner, und die Kleidung wird auf Garderobenummern herausgegeben. Wie soll da also etwas verlorengehen? In der Schule hängt jeder seine Sachen selbst auf, holt sie sich auch selbst. Und dazu noch in Eile. Na, und dreihundert Schüler hängen ihre Sachen ordentlich auf, aber einige

werfen sie nur so achtlos dahin. Also spricht man gar nicht von diesen dreihundert Ordentlichen, sondern verurteilt die Kinder allgemein. Und man könnte glauben, daß, wo immer Kinder sind, dort alles immer und überall schlecht ist. Daß es anders aussähe, wenn es Erwachsene wären.

Auf ein Lob kommen tausend Verweise, auf ein Wort des Dankes hundert Spötteleien und Drohungen. Da kann man sich noch so viel Mühe geben, sich noch so sehr in acht nehmen!

Und wenn du erst einmal siehst, daß sie dich verletzen, erniedrigen, verdächtigen, verleumden und tadeln, vergeht dir entweder die Lust, dich zu bemühen, weil du sie ja sowieso nicht zufriedenstellst, oder du denkst sogar zum Trotz:

„Ach, sollen sie doch schimpfen — was können sie mir schon anhaben?“

Du versuchst nur, ihnen aus dem Weg zu gehen, ihnen möglichst fern zu bleiben und möglichst wenig mit ihnen zu tun zu haben. Nur wenn es unbedingt nötig ist.

Denn sie sind nötig, wenn irgend etwas sehr weh tut. Tut es nämlich nur ein bißchen weh — zum Beispiel, wenn dir etwas ins Auge gekommen ist — ist es besser, ein Kamerad hilft dir. Denn sie triumphieren gleich:

„Wozu das, wozu jenes?“

So, als ob ich es selbst nicht wüßte.

Oder wir müssen uns über jemanden beklagen. Selten gibt es Petzer; wir beklagen uns nur im äußersten Notfall. Und immer mit der Angst, daß sie einen mit einem bösen Wort zurückstoßen.

Denn überlegt doch nur: eure Verbrecher sitzen im Gefängnis, die unseren aber laufen frei unter uns herum.

Ja, wir leben nahe beieinander, aber nicht miteinander.

Aber wenn sich ein Kind einfach aus dem Gefühl der Liebe heraus nähert, entsteht gleich der Verdacht, daß es sich einschmeicheln will, daß es eine Absicht verfolgt.

Und wir wissen nicht, was uns erlaubt ist und was sich für uns gehört; wir kennen weder unsere Rechte noch unsere Verpflichtungen. Hier wie da herrscht Willkür.

Ich wollte wieder ein Kind sein, wollte die elenden Sorgen und Traurigkeiten der Erwachsenen loswerden; dafür aber habe ich kindliche, die noch mehr weh tun.

Laßt euch nur nicht durch unser Lächeln täuschen! Seht einmal in unsere Gedanken, wenn wir ruhig zur Schule gehen und von dort zurückkehren, wenn wir im Unterricht ruhig dasitzen, wenn wir uns halblaut oder flüsternd unterhalten, wenn wir abends im Bett liegen.

Es sind andere Sorgen, aber keine geringeren; stärker empfundene Sorgen — und eine größere, große Sehnsucht!

Ihr seid schon abgehärtet in eurem Leiden und eurer Resignation, wir aber lehnen uns noch auf.

Als ich erwachsen war, nahm ich mich nur in acht vor einem Dieb. Doch jetzt schmerzt es, daß gestohlen wird.

„Weshalb nimmt einer einem anderen etwas weg? Wie kann man so etwas nur machen?“

Traurigkeit befällt mich, wenn ich bedenke, daß nicht alles gut sein kann.

„Na ja, es ist nun einmal so“, sagte ich, als ich groß war.

Aber jetzt will ich es nicht. Ich will nicht, daß es so ist.

Und ich glaube nicht, daß die Schule damit fertig werden kann. Denn die Erwachsenen verbessern uns, und verbessern — und es kommt nichts dabei heraus: sie reizen uns nur noch mehr.

Die Mütze fand sich nicht wieder ein. Alle sollen dafür bezahlen. Man wird es also schon zu Hause sagen müssen. Dort aber werden sie über die Schule herfallen:

„Eine Schule, in der gestohlen wird.“

Oder:

„Was machen die Lehrer nur; warum passen sie denn nicht auf?“

Das ist wieder ungerecht; denn was kann schon die Schule dafür? Die Lehrer können doch nicht auf alles achten.

Doch das Traurigste dabei ist, daß ein einziger allen anderen so viel Unannehmlichkeiten und Unruhe bereiten kann.

Mundek wartet auf mich; denn ich kann meinen Mantel nicht finden. Wir suchen beide.

Der Hausmeister aber gleich:

„Was schnüffelt ihr hier herum?“

Ich sage:

„Wir schnüffeln ja gar nicht; man hat mir nur meinen Mantel irgendwo anders hingehängt.“

„Was du nicht aufgehängt hast, das kannst du auch nicht haben“, sagt der Hausmeister.

„Ich bin doch nicht ohne Mantel gekommen.“

Er aber:

„Wer kennt sich da schon bei euch aus.“

Und dann:

„Nun, hast du ihn gefunden? Na, siehst du, wo du ihn hingehängt hast, da hängt er auch.“

Ich sage:

„Sie haben es doch nicht gesehen; dann können Sie es auch nicht wissen.“

Darauf er:

„Tu nur nicht so klug, sonst kriegst du eins hinter die Ohren.“

Wieviel Zeit mag vergehen, bis sie endlich aufhören, die Kinder nicht nur zu schlagen, sondern ihnen auch mit Schlägen zu drohen. Denn jetzt sieht es so aus, als ob nur manche aus Gnade uns nicht schlagen.

Unterwegs sprach Mundek wieder von seinem Vater.

„Du denkst vielleicht, daß mein Vater so ein Trinker ist, der randaliert. Auf unserem Flur wohnt so einer. Der macht Spektakel! Einmal war sogar die Polizei da. Wenn er nach Hause kommt, schlägt er seine Frau und die Kinder. Man hört, wie es knallt, und dann ein Gequieke. Danach wirft er alles Mögliche auf die Erde — egal ob Glas oder nicht. Und dann fängt er erst richtig an: ‚Das gehört alles mir, ich hab’s mir im Schweiß meines Angesichts verdient, und wenn ich will, schlage ich alles kurz und klein, zerstöre und verbrenne es.‘ Die Kinder aber schreien: ‚Vati, Vati!‘ Wäre es mein Vater, ich weiß nicht, was ich täte. Denn der Papa verträgt nicht viel: ein paar Glas — und fertig ist er.“

„Und warum trinkt er?“

„Weiß ich nicht. Er hat sich wohl dran gewöhnt. Ich werde weder trinken noch rauchen. Warum sollte man ein Gift saufen? Das brennt sogar im Mund; eines Tages verbrennt es das Blut und den Magen. Ich hatte auch schon mit Zigaretten angefangen. Aber ein Junge sagte, ich solle den Rauch einatmen und ihn durch das Taschentuch blasen. Und ein gelber, stinkender Fleck entstand darauf. Wäre ich ein König oder hätte ich irgend-

wie Macht, so würde ich alle Lokale — diese komischen Kneipen — schließen lassen. Gäbe es sie nicht, dann müßten die schon aufhören zu trinken.“

Eine Weile gingen wir schweigend.

„Im Blut sind irgendwelche Kügelchen, in die die Luft eindringt. Sonderbar ist der Mensch gebaut! Es gibt nicht eine einzige Maschine, die ihm ähnlich ist. Denn so ist es doch. Ziehst du eine Uhr nicht auf, bleibt sie stehen. Der Mensch dagegen lebt zehn, ja hundert Jahre, ohne aufgezogen zu werden. In der Zeitung hat sogar mal gestanden, daß einer hundertundvierzig Jahre alt ist.“

Und wir fingen an, davon zu sprechen, was für alte Leute wir kennen. — Später — von den Veteranen — davon, daß sie sich an den Aufstand erinnern.

„Möchtest du ein Veteran sein?“

„Nein“, sagte er schnell, „ich möchte fünfzehn oder zwanzig Jahre alt sein.“

„Dann werden vielleicht deine Eltern nicht mehr leben“, sage ich.

Er überlegte, überlegte — und sagt traurig:

„Dann soll es schon so sein, wie es ist.“

Wir verabschiedeten uns, reichten uns die Hand und sahen uns an. Mädchen aber küssen sich dabei immer, sogar dann, wenn sie sich nicht besonders mögen. Wir Jungen sind aufrichtiger. Aber vielleicht ist das bei ihnen nur so eine Sitte.

Was sonst?

Nun, nichts Besonderes. Allerlei Unterrichtsstunden.

In der Turnstunde brachte uns der Lehrer ein neues Spiel bei. Es werden zwei Parteien gebildet. Man zieht einen Strich — das ist die Grenze. Die einen sind auf dieser, die anderen auf jener Seite. Und man versucht, den Gegner zu sich herüberzuziehen — in die Gefangenschaft. Bis eine Seite gewinnt. Zunächst störten einige das Spiel; denn wenn einer lieber in der anderen Gruppe sein wollte, ergab er sich absichtlich. Oder man hat jemanden hinübergezogen, der aber reißt sich los und zankt, daß dies erlaubt sei. Später aber klappte es schon. Und es ging sehr lustig her.

Wir baten den Lehrer darum, dieses Spiel bis zum Ende der Stunde weiterspielen zu dürfen, bis zum Klingelzeichen; aber er erlaubte es nicht. Was weiß ich warum.

Meiner Meinung nach sollte man ein paar Spiele auswählen, die den Schülern Spaß machen und diese Spiele dann auch länger betreiben. Wenn man Kriegen, Volleyball und Schlagball schon so viele Jahre spielt, und jetzt noch Fußball — warum sollte man ihrer überdrüssig werden? Da läßt man dich aber in jeder Stunde etwas anderes spielen! Das ärgert einen natürlich, da man auf diese Weise kein Spiel richtig kennenlernen kann. Na ja, man weiß schon, worum es geht; aber man muß viele Wochen lang spielen, um es gründlich zu beherrschen: alle Schwierigkeiten, alle Tricks — erlaubte und unerlaubte.

Die Erwachsenen glauben, daß Kinder stets etwas Neues gern mögen. Ebenso bei Märchen.

Na ja, es gibt schon welche, die gleich ein langes Gesicht machen:

„Ooch, das kennen wir doch schon, das wissen wir längst.“

Und wenn man fragt, findet sich immer jemand, der das Gesicht verzieht und meint, es sei uninteressant, und er will lieber etwas anderes hören.

Aber ein schönes Märchen, eine interessante Erzählung können wir immer wieder hören. Wie die Erwachsenen, die ins Theater gehen, um ein weiteres Mal dasselbe zu sehen; ja, bei uns ist das noch in stärkerem Maße der Fall. Die Kinder tun das seltener, um sich nur damit zu brüsten, sondern wollen etwas richtig kennenlernen.

Die Schule nimmt vielleicht alles zu schnell durch, so als würde da jemand antreiben.

Das Spiel war schön.

In der Rechenstunde kam der Schulrat.

Es wird uns gesagt, daß wir uns immer Mühe geben müßten, sogar dann, wenn es niemand sieht; daß wir uns auch ohne Aufsicht gut aufführen sollten. Sie selbst aber verhalten sich nicht immer so.

Als der Schulrat kam, gaben sich alle mehr Mühe. Sogar der Rektor; die ganze Schule verhielt sich so feierlich. Und man weiß eigentlich nicht, wovor sie alle Angst haben; denn

der Schulrat ist gut und sehr nett, ganz wie ein normaler Mensch.

Er sagte, wir sollten den Umfang unseres Federkastens ausrechnen. Drozdowski aber hat in seiner Aufregung nicht richtig gehört und sagt:

„Des Lebkuchens.“⁹

Wir dachten, der Schulrat würde böse werden und später auch die Lehrerin; er aber lacht nur.

„Du denkst an Lebkuchen, dann naschst du wohl gern“, sagt er.

Alle begannen zu lachen. Doch es hat alles gut geklappt.

Auch die Lehrerin war dieser Meinung.

Es war eine schöne Stunde.

Der Namenstag der Lehrerin war gekommen. Es war furchtbar kalt. Wir hatten vereinbart, die Klasse mit Tannenzweigen zu schmücken. Doch wir konnten keine auftreiben. Und wir wollten ihr eine Glückwunschkarte in Großformat überreichen. Doch die Jungen begannen sich zu zanken — und so wurde auch daraus nichts. Denn es sollte ein Gemeinschaftsgeschenk sein: einer schreibt den Text und unten unterschreiben alle. Man beschloß, daß jeder fünf Groschen geben sollte. Wer kauft es aber, und was soll man daraufschieben? Und alles war futsch. Nur einige wenige hatten ein paar Bildchen gezeichnet, die wir auf das Pult legten. Und an der Tafel stand:

„Wir gratulieren Ihnen.“

Einige wollten noch hinzufügen:

„Und wünschen Glück und Gesundheit.“

Ja, sogar:

„Und einen schönen Mann.“

Lauter dummes Zeug dachten sie sich aus, also ließen wir es nicht zu. Und wir mußten uns beeilen, um in der Pause fertig zu werden.

Die Lehrerin sah hin und lächelte nur. Doch sie hatte es wohl geahnt; denn der Unterricht fiel aus, und statt dessen las sie uns etwas vor. Sie hatte ein Büchlein mitgebracht: „Unser Kleiner“ und las die ganze Stunde daraus.

Eine schöne und traurige Geschichte.

⁹ Im Poln. Wortspielerei: piórník (Federkasten), piernik (Lebkuchen) (Anmerkung des Übersetzers).

Weniger schön ist es allerdings, wenn man laufend das Lesen unterbricht und von sich aus etwas hinzufügt oder erklärt. Denn jeder versteht es wohl, wenn er zuhört; und sollte er es nicht verstehen, dann wird er später schon selbst dahinterkommen. Es findet sich jedoch immer einer, der gern Fragen stellt, aber die anderen ärgern sich dann, weil er nur stört. Selten wohl deshalb, um wirklich etwas erfahren zu wollen, sondern vielmehr, um sich damit zu rühmen, daß er es zwar nicht weiß, dafür aber sehr gewissenhaft ist.

Wenn etwas nicht besonders interessant ist, da sollen sie ruhig unterbrechen und erklären — die Zeit vergeht dann schneller —, wenn es aber spannend ist, fürchten wir, daß die Lehrerin es nicht schafft. Und wenn man etwas weniger versteht, ist es sogar noch geheimnisvoller.

Die Lehrerin wurde rechtzeitig mit der Erzählung fertig, und kurz vor dem Klingelzeichen bedankte sie sich für die Glückwünsche.

Ich weiß warum. Am Anfang der Stunde fürchtete sie, die Schüler würden lärmern und sie könnte nicht mehr vorlesen. Die Lehrer haben Angst vor jedem Fest in der Klasse, jeder Freude, jedem Ausbruch von Fröhlichkeit. Das ist traurig, aber es muß wohl so sein.

Nun, wir hatten dies und jenes gespielt — und das waren die ganzen Freuden der Woche. Traurige Vorfälle — kleinere und größere — gab's viele. Die einen waren persönlicher Art, die anderen entstanden durch Mitgefühl für andere.

Denn wir Kinder haben viele Leiden dadurch, daß wir jemanden bemitleiden, daß es jemandem schlecht geht.

Der Lehrer hat Hess ein fast neues Heft zerrissen. Er hatte liederlich geschrieben; eigentlich nicht einmal liederlich, sondern er hatte sich beeilt, weil seine Mutter krank ist und es zu Hause viel Arbeit gab. Er wollte die Hausaufgabe nicht ganz unerledigt lassen, weil er fürchtete, der Lehrer könnte sich ärgern. Doch es kam noch schlimmer. Der Lehrer war gerade böse, sagt also: „Ein Schüler, der sich nicht schämt, dem Lehrer eine derartige Schmiererei vorzulegen . . .“

Und er zerriß das fast neue Heft.

Hess mag ich nicht besonders. Er sitzt weit weg von mir, und ich sehe ihn selten, spreche kaum mit ihm. Wild ist er beim Spiel und bei Späßen und muß wohl arm sein.

Aber es verwunderte mich, daß er zum ersten Male weinte. Die Tränen flossen ihm wirklich. Später saß er wiederum mißmutig da.

Ich blickte einmal, zweimal hin, und in der Pause gehe ich zu ihm.

Als ich Lehrer war, wunderte ich mich, daß jedesmal, wenn ich jemanden zu Recht oder nur so in der Eile bestrafte, sich gleich um ihn eine klare Schar bildete; sie redeten und trösteten ihn. Sogar der Schlimmste findet unter den Besten gleichsam Verbündete. Gegen mich.

Ich sage:

„Spielt nicht mit ihm, gebt ihm nicht die Hand!“

Sie aber tun es gerade.

Jetzt erst verstehe ich es.

Der Lehrer klagt nur an, also muß doch jemand verteidigen. Denn man weiß ja, daß der Schüler, obwohl er es nicht tut, zu seiner Verteidigung auch etwas sagen könnte. Bei den Erwachsenen hat sogar der größte Verbrecher einen Verteidiger.

Unordentlich hat er in seinem neuen Heft geschrieben. Das ist merkwürdig. Sogar der größte Faulpelz und Schlendrian strengt sich anfangs immer an.

Nun?

Seine Mutter ist krank. Wenn er schon immer schlecht geschrieben hat, dann jetzt um so mehr. Und es gibt ja welche, die einfach nicht schön schreiben können, auch wenn sie sich noch so viel Mühe geben. Hinzu kommt noch das schlechte Papier in einem billigen Heft, oder eine alte Feder, blasse Tinte, ein schmierendes Löschblatt.

Da ich gerade ein neues Heft hatte, gab ich es ihm. Er freute sich riesig; denn er sagt, daß er es jetzt vom Vater nicht bekommen könnte, weil sie durch diese Krankheit in Not wären.

Er hatte sogar einige Male Streit mit mir gesucht, aber ich weiß, daß er es nicht mehr tun wird. Man kann mit jemandem auf Distanz leben, aber wenn er Kummer hat, muß man doch helfen.

Der andere Kummer, den ich durch mein Mitgefühl habe, ist folgender:

Die neue Hygienikerin¹⁰ fand bei Kruk eine Laus auf dem Hemd. Und da begann sie so richtig zu sticheln. Ihn und alle anderen. Daß die Jungen sich nicht waschen, lange Krallen haben und ihre Schuhe nicht putzen.

(Die Kinder haben also Krallen und die Erwachsenen — Nägel.)

Warum sagt sie nicht, daß nur einer eine Laus hat? Warum meint sie gleich die ganze Klasse mit? Und weshalb soll man ihn so beschämen, daß er weinen muß? Es kann ja schon mal vorkommen. Und man weiß nicht, von wem er sie hat. Wir kommen ja nicht nur mit lauter sauberen Leuten in Berührung. Man sitzt zusammen, und ein Mantel hängt über dem anderen. Und zu Hause wohnt ein Untermieter; der kann auch unsauber sein. Und kleine Kinder sind stets auf dem Hof.

Und gleich Sticheleien und Spott. Sogar unsere Mütter hat sie mitgemeint; dazu aber hatte sie nicht das geringste Recht.

Die Speichellecker aber, um sich lieb Kind zu machen, stimmen nur noch bei: sie scherzen und sticheln. Und das Lachen! Dieses abscheuliche Lachen darüber, daß jemandem etwas Unangenehmes widerfahren ist.

Schuhe putzen? Na gut — dazu braucht man Schuhcreme, eine Bürste dafür und eine andere zum Nachpolieren. Was soll man aber machen, wenn die Borsten bereits ausgefallen sind und nur noch das nackte Holz übrig ist? Und für eine kleine Dose Schuhcreme muß man zwanzig Groschen bezahlen. Einige Male gelingt es, die Schuhe mit Spucke blankzupolieren, dann allerdings ist es nur noch schlimmer; da hilft auch die Creme nicht mehr viel.

Von wegen — wir sind von uns selbst abhängig! . . .

Das Schlimmste aber ist, daß Mundek zu kleine Schuhe hat. Er hat sich den Fuß wundgerieben, und jetzt hinkt er nur noch mehr. Ich habe Sorgen mit dem Mantel, der auf mein Weiterwachsen berechnet ist, doch er hat noch größere.

¹⁰ Hygienikerin: Vertreterin der Gesundheitsbehörde an poln. Schulen (Anmerkung des Übersetzters).

Er hat Angst, zu Hause etwas zu sagen; denn dann werden sie schimpfen, weil sie sie eigentlich eine Nummer größer nehmen wollten. Aber auch die, die sie kauften, waren zu groß.

„Ich weiß nicht, was los ist. Der Mensch wächst wohl nicht immer gleichmäßig. Die letzten Schuhe hatte ich abgetragen, und da waren sie noch immer zu groß. Damals wuchsen meine Füße gar nicht, aber seit einem halben Jahr habe ich solche Quanten bekommen, daß ich selbst nicht weiß, wie und woher. Alles ist mir zu eng geworden. Ich kann gar nicht mehr richtig turnen, weil ich Angst habe, daß alles aus den Nähten platzt; denn es kracht schon bedrohlich. Der Lehrer ärgert sich, daß ich mich nicht bücke, nicht richtig die Arme ausstrecke, schlecht gehe; er sieht sich aber nicht an, wie ich angezogen bin.“

„Und was willst du machen?“ fragte ich.

„Was weiß ich . . . Wenn ich gar nicht mehr gehen kann, werden sie es zu Hause schon merken. Dann aber — komme was wolle. Sie werden schimpfen oder mich sogar schlagen. Es ist ja nicht meine Schuld, daß ich wachse. Irgendwie wird es schließlich mal ein Ende nehmen mit dem Wachsen.“

Später sprachen wir darüber, daß ein junger Hund, dem man öfter Wodka gibt, angeblich nicht wächst. Vielleicht sind die Ponys deshalb so klein, weil man ihnen eine Zeitlang Wodka gegeben hat. Ein so schönes Pony fuhr vergangenes Jahr die Zirkusreklame herum!

„Hast du es gesehen?“

„Warum soll ich es nicht gesehen haben?“

„In der Nowy-Swiat-Straße?“

„Nein, in der Marszalkowska-Straße.“

Die Erwachsenen wundern sich, daß wir uns untereinander zanken und doch irgendwie solidarisch sind. Nun ja, es gibt zwei Lager: die Erwachsenen und die Kinder. Dann aber — eine Bande gegen die andere und jeder gegen jeden. Allein Mundek ist ein wahrer Freund — und ich weiß auch nicht, wie lange . . .

Meine größte Sorge ist, daß es mir in der Schule schwerfällt. Ich vergesse, was ich wußte, als ich erwachsen war. Jetzt kann ich es mir schon nicht mehr leisten, beim Unterricht nicht zuzuhören; ich muß aufpassen und die Hausaufgaben machen.

Ich habe Mühe, richtig zu antworten. Ich bin nicht mehr sicher, ob ich es weiß. Ich habe Angst, daß es falsch ist.

Wenn der Lehrer oder die Lehrerin die Klasse prüfend mustern, um jemanden aufzurufen, beginnt mein Herz irgendwie anders zu schlagen. Vielleicht ist es keine Angst, dennoch ist es unangenehm. Wie bei einer Untersuchung — man ist zwar unschuldig, doch wer weiß schon, wie es ausgeht.

Ich bin nicht nur von mir selbst abhängig, sondern von der ganzen Klasse. Man antwortet anders, wenn die Klasse etwas weiß und versteht, anders, wenn sie es nicht weiß und die Lehrerin ungeduldig wird.

Es braucht nur einer eine dumme Antwort zu geben, und schon hat man es nach ihm schwerer, gut zu antworten.

Deswegen gibt es Tage, an denen alle, sogar die Schlechtesten so richtig mitmachen, und so fatale Tage, an denen die ganze Klasse teilnahmslos dasitzt. Es sei denn, einer, dem alles egal ist, unternimmt auf eigene Faust etwas. Da fühlt er nun, daß er die Jungen gegen sich hat, daß sie ihm nichts Gutes wünschen und nur darauf warten, bis auch er etwas falsch macht.

Es liegt so in der Luft, als wenn sie sagten:

„Hex, hex, hex, hoffentlich mißlingt es.“

Na ja, nichts zu machen: ich weiß nicht, verstehe nicht, kann nicht. Weshalb muß ich es denn verstehen? Und wenn ich nicht verstehe, dann nur, weil ich nicht aufpasse? Steht etwa den weniger begabten Kindern kein bißchen Platz auf der Welt zu?

Die Lehrerin rief mich auf, an die Tafel zu kommen. Es sollte eine Nachprüfung sein. Mir wurde wirr im Kopf. Ich hatte nur einen Gedanken:

„Kriegst wieder eine Sechs.“

Ein anderer räuspert sich gekonnt, oder macht eine gute Miene zum bösen Spiel, oder er wird fügsam und bemitleidenswert, oder versteht es auszunutzen, was man ihm zuflüstert. Er tut so, als würde er es selbst machen und wartet ab, was die Lehrerin sagt. Vielleicht aber geschieht im letzten Augenblick noch irgend etwas und bringt ihm die Rettung?

Jeder weiß sich anders zu helfen, um aus der Klemme zu kommen. So auch ich. Aber die Lehrerin hat mich schon auf dem Kieker. Ich will nicht behaupten, daß sie mir absichtlich zusetzt, doch sie hat schon ein Auge auf mich.

Man zeigt mir mit den Fingern an, daß es gleich klingelt. Das tröstet mich aber gar nicht. Denn entweder wird sie mich nach dem Klingelzeichen weiterhin festnageln — und dann ist es noch schlimmer — oder sie gibt zwar keine Note, prägt es sich aber ein.

„Falsch.“

Ich weiß selbst, daß es falsch ist, und warte nur ab, ob die Lehrerin anfängt, böse zu sein oder über mich zu scherzen.

Aber es kam das Schlimmste.

„Was ist eigentlich los mit dir?“ sagt sie vorwurfsvoll. „Du hast furchtbar nachgelassen. Du paßt im Unterricht nicht auf, schreibst nicht sorgfältig; du gibst dir überhaupt keine Mühe mehr. Und das sind die Folgen. Gestern haben wir eine ähnliche Aufgabe gemacht. Ja, wenn du aufgepaßt hättest . . . !“

Alles ist futsch.

Na ja — ich bin schlechter geworden. Ja, wir werden schlechter und besser. Niemals ohne Grund. Wer nicht weiß, was im Kopf eines anderen vorgeht und was sein Herz fühlt, der kann leicht urteilen.

Alles ist futsch!

Die Lehrerin mag mich nicht mehr. Und sie ist böse, da sie sich in mir getäuscht hat. Es ist schon besser, von Anfang an ein mittelmäßiger Schüler zu sein; unauffällig und unbekannt. Sicherer, leichter, zwangloser ist es dann für dich. Denn sie fordern weniger von dir, du brauchst dich nicht anzustrengen.

Ich senkte den Kopf und blicke nur verstohlen; denn ich weiß nicht, ob es der Lehrerin leid tut oder ob sie mich von jetzt an nicht mehr mag.

Der Lehrer sagt nie, ob er einen mag, doch das fühlt man. Eine ganz andere Stimme hat er dann, einen anderen Blick. Manchmal stößt einen das regelrecht ab, so daß es dir kalt den Rücken hinunterläuft.

Und du leidest sehr, kannst nichts dagegen machen. Oder irgend etwas lehnt sich in dir auf.

Denn bin etwa ich daran schuld?

Nur weil Baranski so einen dummen Einfall hatte und mir mit einer Apfelsinenschale in die Augen sprühte. Es brannte ganz fürchterlich. Ich sagte nicht einmal etwas, reibe mir nur die Augen.

Und die Lehrerin:

„Was machst du da? Statt aufzupassen . . .“

Ich werde es doch nicht erzählen! Denn kommt das etwa so selten vor?

Da kneift dich einer, du schreist auf, springst hoch. Und schon bist du der Schuldige.

Die Lehrer wissen nicht, wie sehr wir uns vor denen fürchten, die man ‚stille Wasser‘ nennt.

So einer macht, was er will, und es geschieht ihm gar nichts. Es ist schon ein Unglück, wenn so einer neben oder hinter dir sitzt. Keinen Augenblick bist du vor ihm sicher.

Ein anderes Mal hatte ich selbst auch ein bißchen Schuld.

Ich sitze in der Stunde so da und sehe plötzlich, daß man Szczawinski hinten auf seiner Jacke alle fünf Finger mit Kreide abgedrückt hatte. In der Pause beschmierte sich wohl einer die Hand mit Kreide und schlug ihn damit auf den Rücken. Der Betroffene selbst weiß es nicht, die Hand aber hat sich auf seinem Rücken abgedrückt.

Na, und da wollte ich eben probieren, ob es die Rechte oder die Linke war. Ich wollte es sogar nur von weitem tun, berührte ihn dabei jedoch unabsichtlich. Und er drehte sich um. Der Lehrer aber fährt ihn an, daß er nicht still sitzt. Und Wisniewski gleich:

„Oh, was für 'ne Pfote er drauf hat!“

Der Lehrer aber fällt über mich her.

Ich zeige ihm meine Hand als Beweis, daß sie doch sauber ist. Er aber:

„Stellt euch beide in der Bank hin.“

Wir brauchten nicht lange zu stehen. Doch nicht darum geht es hier. Es ist bitter, daß alle unsere Angelegenheiten so schnell und oberflächlich abgetan werden, daß unser Leben, unsere Sorgen und Mißerfolge für die Erwachsenen gewissermaßen nur eine Zugabe zu ihren eigenen, echten Sorgen sind.

Es gibt anscheinend zwei verschiedene Arten von Leben: das ernste und achtungswürdige Leben der Erwachsenen, und das unsere — vermeintlich nur zum Scherz. Da wir kleiner und schwächer sind, stellen wir also nur so etwas wie ein Spielzeug dar. Daher die Geringschätzung.

Die Kinder — das sind die zukünftigen Menschen. Also werden sie erst welche, also ist es so, als gäbe es sie noch nicht. Aber doch sind wir da: wir leben, fühlen, leiden.

Die Jahre unserer Kindheit — das sind die Jahre eines wirklichen Lebens.

Warum und worauf lassen sie uns noch warten?

Bereiten sich etwa die Erwachsenen auf das Alter vor? Vergeuden etwa nicht auch sie leichtsinnig ihre Kräfte? Hören sie etwa gern die Warnungen der nörgeligen Greise?

Im Grau-in-Grau des Erwachsenen-Alltags dachte ich an die bunten Jahre der Kindheit. Ich kehrte zu ihnen zurück, ließ mich durch die Erinnerungen täuschen. Und nun betrat ich das Grau-in-Grau der Tage und Wochen eines Kindes. Gewonnen habe ich nichts, nur etwas verloren — die Härte, resignieren zu können.

Traurig ist mir zumute. Elend.

Ich beende die sonderbare Erzählung.

Die Ereignisse folgen rasch aufeinander.

Ich bringe Mariechens Postkarte mit in die Schule, um sie Mundek zu zeigen.

Und Wisniewski riß sie mir aus der Hand.

„Gib sie zurück!“

Er läuft weg.

„Gib sie zurück, hörst du?“

Er lacht und springt über die Bänke. Läuft fort.

„Gib sie zurück! Auf der Stelle!“

Er schlenkert den Arm in der Luft und schreit laut:

„Triptyschon! Ein Brief von der Braut!“

Ich versuche, ihm die Karte zu entreißen. Zerklütere sie, reiße sie in Stücke.

Ich merkte nicht, daß ein Stück auf die Erde gefallen war.

Ich bin wie von Sinnen vor Schmerz und Wut.

Wisniewski aber:

„Seht mal her, Jungs! Hundert Millionen Male küßt sie ihn.“

Ich hole ihn ein — und klebe ihm eine.

Der Rektor faßt mich an die Hand.

Ja, er hat nachgelassen. Dabei konnte er so schön zeichnen. Und gut schreiben. Jetzt paßt er nicht auf. Ist unruhig. Macht die Hausaufgaben unordentlich.

Man muß die Mutter kommen lassen.

„Warte nur! Laß nur den Vater von der Arbeit zurückkommen! Jetzt wird er dir kein Geld mehr fürs Kino geben!“

Von allen Seiten bin ich umzingelt.

Überall feindliche Worte, feindliche Blicke, Ankündigungen noch schrecklicherer Dinge.

Mundek will mich trösten. Ich weiß, aber ich kann nicht anders. Ich stoße ihn brutal zurück. Erhebe eine sinnlose Anklage:

„Das ist alles deinetwegen.“

Mundek blickt mich erschrocken an.

Wofür? Warum?

Alles durch diese Postkarte.

Ich hasse Mariechen.

„Dumm ist sie. Eine Kokette. Am liebsten möchte sie die ganze Nacht tanzen. Verdreht ihre Augen nach oben.“

Schade, daß sie so weit weg ist. Ich würde ihr aus Bosheit etwas antun. Schlagen würde ich sie, ihre Schleife in den Rinnstein werfen.

Ich reiße die Pflanze aus dem Blumentopf ... Und zum Fenster hinaus. Weg damit! Irene hat Tränen in den Augen. Sie fühlt, daß etwas Furchtbares geschehen ist.

Nichts und niemanden haben!

Lumpi, wo bist du?

Nein!

Wozu brauche ich diesen garstigen Hund? Soll ihn Baczkiewicz ruhig als Zinsgewinn behalten. Hat ihn ja für zehn Groschen gekauft. Soll er doch ihm die Hände lecken.

Ich vernichtete sämtliche Andenken, machte Schluß mit der ganzen Welt.

Ich blieb ganz allein.

Die Mutter?

Sie sagte doch, daß sie sich von mir lossagt. Nur noch Irene. Ich — Nein!

Unwürdig, frevelhaft, ausgestoßen, eine verkrachte Existenz!

Alles hat mich verlassen. Überall Verrat.

„Unruhig. Die Hausaufgaben macht er unordentlich.“
Und die Lehrerin, und Lumpi, und die Mutter.

Ich lief hoch, bis zum Dachboden, und setzte mich auf die Treppe.

Eine gähnende Leere in mir und um mich herum.

Jetzt denke ich an gar nichts mehr.

Und ich seufzte tief.

Aus einer Türritze auf dem Boden arbeitet sich ein Männchen mit einer Laterne hervor und schaukelt so dahin.

„Aha!“

Es streicht seinen Bart. Sagt nichts.

Wartet nur.

Mit einem hoffnungslosen Flüstern — unter Tränen stammle ich:

„Ich will groß sein. Ich wünsche mir, jetzt schon erwachsen zu sein.“

Vor meinen Augen funkelte die Laterne des Zwerges auf.

Ich sitze am Schreibtisch.

Ein Stapel Hefte ist zu korrigieren.

Vor dem Bett ein verschossener Vorleger.

Verstaubte Fensterscheiben.

Ich greife nach dem ersten Heft.

Ein Fehler.

Das Wort ‚Tisch‘ ist mit ‚ü‘ geschrieben. Das ‚ü‘ ist durchgestrichen, darüber steht ‚i‘. Und wieder ist das ‚i‘ durchgestrichen, und ganz oben steht erneut ‚ü‘.

Ich nehme einen blauen Bleistift und schreibe auf das Lösblatt:

„Tüsch — Tüsch“ . . .

Schade. Aber ich will nicht zurückkehren.

DIE MOJSCHES, JOSCHEKS UND ANDERE LAUSBUBEN

Eine sehr kurze Einleitung

In der Heiligkreuzstraße¹ in Warschau steht ein altes niedriges Haus mit einem großen Hof. Hier versammeln sich alle Kinder, die aufs Land verschickt werden sollen, denn in dem alten Haus ist das Büro der Sommerkolonie-Gesellschaft.

Die Kinder fahren in den Sommerferien unter der Obhut von Erwachsenen in verschiedene Dörfer, und über jedes dieser Feriendörfer könnte man ein ganzes Buch schreiben. Ich will euch erzählen, was die jüdischen Jungen in der Sommerkolonie von Michalowka alles angestellt haben. Ich war nämlich als ihr Betreuer dabei, und ich werde nur erzählen, was ich wirklich gesehen und gehört habe und nichts dazu erfinden. Die Geschichte wird interessant sein.

Erstes Kapitel

Vor dem Bahnhof stellen sich die Jungen paarweise auf und werden von den Betreuern in die Waggonen geführt

Der Zug geht erst in einer Stunde, aber schon wimmeln Dutzende von „Ferien-Kolonisten“ auf dem Bahnhof herum. Die Jungen schwenken ihre Reisebündel und warten ungeduldig darauf, daß sie sich paarweise aufstellen dürfen, um auf den Bahnsteig geführt zu werden.

Wer zu spät kommt, der muß zu Hause bleiben. Deshalb drängen alle zur Eile, die Eltern ebenso wie die Kinder.

¹ ul. Świętokrzyska

Gestern haben wir auf dem Hof in der Heiligkreuzstraße das Aufstellen geübt, immer zwei und zwei, damit heute alles gut klappt, und jeder weiß, wo er hingehört und wer der Leiter seiner Gruppe ist. Ihn schauen sich die Jungen sehr gründlich an: wie ist er, gut oder böse, wird man auf die Bäume klettern, mit Steinchen auf Eichhörnchen zielen und abends im Schlafsaal lärmern dürfen? An so etwas denken natürlich nur die Jungen, die schon einmal in einem Ferienheim waren.

Noch weiß man nicht, warum einige Jungen sauber gewaschen und ordentlich angezogen, andere dagegen schmutzig und vernachlässigt sind, warum die einen laut drauflosschwatzen, fröhlich umherblicken und mutig in die Welt schauen, während sich andere ängstlich an ihre Mütter klammern oder schüchtern abseits stehen. Man weiß nicht, warum einige von Vater, Mutter und Geschwistern begleitet werden und Lebkuchen als Wegzehrung zugesteckt bekommen, während andere ohne Begleitung sind und nichts mit auf den Weg bekommen.

In zwei, drei Tagen, wenn wir einander näher kennen, werden wir alles wissen.

Aber jetzt wollen wir uns erst einmal in einer Reihe aufstellen.

„Das erste Paar: Gurkiewicz und Krause!“

Niemand meldet sich.

„Sind noch nicht da“ — rufen einige aus der Menge.

Und schon ist jemand da und bittet, ob man an Stelle des fehlenden Jungen nicht dieses, das eigene Kind mitnehmen könne, es sei so arm und schwach. Leider können nicht alle Kinder aufs Land fahren, denn es gibt mehr schwache und arme Kinder als es Ferienplätze gibt. An Sonne und Wald ist kein Mangel, aber die Sommerkolonie-Gesellschaft hat nicht genug Geld, um für alle Kinder Milch und Brot zu kaufen.

„Die nächsten: Sobol und Rechtleben!“

„Hier“ — ruft Sobol, und er bahnt sich energisch einen Weg durch die Menge, rot vor Aufregung steht er vor uns, lacht und blickt uns fragend an.

„Sobol, du Halunke! Sag die Wahrheit, bist du ein Lausejunge oder nicht?“

„Ich bin einer“, sagt er und grinst, und seiner großen Schwester, die ihn herbegleitete, befiehlt er:

„Du kannst nach Hause gehen!“

Ein achttjähriger Junge, der zum ersten Male allein aufs Land fährt, sich durch die Menge der Erwachsenen hindurchzudrängen versteht, und der nun dasteht, sauber gewaschen, lachend, reisefertig, der muß einfach ein Blitzkerl sein und ein Lausjunge obendrein.

So war es auch. Sobol war der erste, der begriff, wie man morgens das Bett ordentlich richtet und wie man Domino spielt. Nie war ihm kalt, nie beklagte er sich, lachend wachte er auf und fröhlich schlief er ein.

„Als drittes Paar: Fiszbin und Miller, der ältere!“

„Hier“ — rief Vater Fiszbin hastig und geradezu verschreckt.

Es war ihm offensichtlich sehr daran gelegen, daß sein Sohn aufs Land kam, denn beide waren ängstlich bemüht, nichts falsch zu machen.

„Der kleine Miller und Ejno. Dann Elwein und Plocki!“

Inzwischen treffen die Nachzügler ein.

Gurkiewicz wollte die ganze Nacht kein Auge zumachen, um nicht zu spät zu kommen. Aber am Morgen konnte die Mutter ihn kaum aus den Federn kriegen. Als sie ihn am Bahnhof ablieferte, war er noch immer nicht ganz wach. Im Zuge schlief er als Einziger gleich ein.

Das achte, neunte, zehnte Paar wird aufgerufen.

Nun beginnt ein Gedränge mit Abschiednehmen und Ermahnungen.

„Schön zusammenbleiben, nicht aus der Reihe laufen, es geht gleich los!“

Es bimmelt.

Paar um Paar, Gruppe um Gruppe, so gehen wir auf den Bahnsteig und klettern in die Abteile. Wer flink und energisch ist, ergattert einen Fensterplatz und kann den Eltern zum Abschied zuwinken.

Es bimmelt zum zweiten und dritten Male.

Die älteren Jungen stimmen ein Lied der Ferien-Kolonisten an, vom Wald und den frohen Stunden auf dem Lande.

Der Zug setzt sich in Bewegung.

„Achtung! Haltet eure Mützen fest!“

Immer verliert einer unterwegs die Mütze. Das gehört wohl einfach dazu, wenn Kinder aufs Land fahren.

Zweites Kapitel

Im Zug geben die Jungen ihr Geld und ihre mitgebrachten Postkarten zur Aufbewahrung ab / Auf dem Lande ziehen sie die weißen Heimanzüge an

„Nicht aus dem Fenster lehnen! Nicht drängeln!“

„Nichts auf den Boden werfen!“

Im Laufe der ersten Tage hören die Jungen dieses verfluchte „nicht“ sehr oft, bis sie erfahren, was und warum etwas nicht erlaubt ist. Später gibt es immer weniger Verbote und mehr Freiheit. Selbst wenn der Betreuer wollte, könnte er das schöne Spiel durch Verbote nicht so stören wie die Mütter, Väter, Omas, Tanten oder gar Gouvernanten und Hauslehrer es in den Häusern reicher Kinder tun, denn es fehlt ihm an Zeit für Bemerkungen, Ratschläge, Ermahnungen. Und deshalb sind die Kinder in der einfachen Ferien-Kolonie viel fröhlicher als ihre Altersgenossen in den schönen Badeorten, wo jedem Kind so viele Erwachsene das schönste Spiel verderben . . .

Währenddessen ist auf dem Nachbargleis ein Zug vorbeigedonnert. Sie erschrecken und springen von den Fenstern weg, dann lachen sie vor Vergnügen.

Einem fällt die Buttersemmel auf den Boden — erneute Heiterkeit.

„Oh, was für ein kleines Pferd!“ — rufen einige und alle drängen sich an die Fenster, um diese ungewöhnliche Erscheinung zu betrachten.

Es ist ein Pferd von ganz normaler Größe, nur steht es weit entfernt auf einer Wiese und deshalb erscheint es so klein. Sie erkennen ihren Irrtum, als sie, ganz in der Ferne, auf einem Felde kleine Menschen und kleine Häuser entdecken.

Der Zug hält. Und wieder singen sie und schwenken ihre Taschentücher.

Und das Sommerkolonie-Lachen breitet sich aus, dieses wundersame Lachen, das heilsamer ist als die teuerste Medizin und besser erzieht als der klügste Lehrer.

„Jungens, gebt mir jetzt euer Geld und eure Postkarten ab. Als erster steht in meinem Heft Gurkiewicz. Wie viele Postkarten hast du?“

Er gibt zehn Groschen und vier Karten ab: auf ihnen wird er jede Woche den Eltern mitteilen, daß er gesund und vergnügt ist.

Die Brüder Kruk haben zusammen zwanzig Groschen. Jeder von ihnen bekam vier Groschen von den Eltern und sechs von den Großeltern mit auf den Weg.

„Herr Lehrer, Kartoffeln wachsen doch in der Erde, nicht wahr?“

„Ja, so ist es. Warum fragst du?“

„Weil er gerade auf irgendwelche Blätter gezeigt hat und gesagt hat, daß es Kartoffeln sind. Aber Kartoffeln wachsen doch in der Erde, also kann man sie nicht sehen.“

„Ihr werdet später selbst sehen, wie Kartoffeln wachsen, jetzt haben wir dafür keine Zeit . . . Frydman, wie viele Postkarten hast du?“

„Nur zwei: die Eltern haben gesagt, zwei sind genug.“ Geld hat er gar keines.

Frydman lügt: den Fünfer, den ihm sein älterer Bruder zum Abschied gab, hat er versteckt.

Frydmans Vater ist viel gereist: er war in Paris und London — sogar nach Amerika sollte er fahren. Aber nirgends fand er für seine Familie das ersehnte Glück und so kehrte er in die Heimat zurück und muß hier für andere viele Brote backen, um so das Brot für die eigenen Kinder zu verdienen. Wer weiß, in welcher der großen Städte der kleine Sohn des Bäckers gelernt hat, den Menschen zu mißtrauen und seinen kupfernen Fünfer vor ihnen zu verbergen. Erst einige Tage später gab er sein bescheidenes Vermögen zur Aufbewahrung ab und um sich zu vergewissern, fragte er oft:

„Sie haben meinen Fünfer noch, nicht wahr?“

„Ist es noch weit?“ fragen die Kinder, denn sie können es kaum erwarten, in den Wald, an den Fluß, auf die Wiesen zu kommen, von denen die, welche im vorigen Jahr da waren, so viele Wunderdinge erzählt hatten.

Im Ferienheim ist eine große Veranda; was mag das sein — eine Veranda? Für die hundertfünfzig Kinder gibt es nur vier Zimmer — was müssen das für große Säle sein!

Wir fahren über eine Brücke. Sie ist ganz anders als die Brücke, die Praga mit Warschau verbindet. Aber schöner, oh, bedeutend schöner ist sie.

„Jungens, aussteigen! Habt ihr eure Bündel und eure Mützen?“

„Ja!“ antworten sie im Chor.

Vor dem Bahnhof erwarten uns zwölf Leiterwagen, die mit Heu und Stroh ausgelegt sind.

„Vorsicht auf den Wagen, daß keiner mit seinem Fuß zwischen die Speichen gerät.“

„Ich werde aufpassen, Herr Lehrer.“

„Gut, du paßt auf. Abfahrt!“

Die Sonne begrüßt das blasse Häuflein. Wir danken dir, gute Sonne, euch grünen Wäldern und dir, fröhliche Wiese! Wir danken euch, ihr Dorfkinde, daß ihr aus euren Hütten gelaufen kommt, um lachend unsere mit Stroh gepolsterten Wagen zu begrüßen.

„Ist es noch weit, Herr Lehrer?“

„Oh, dort, dieser schwarze Streifen, das ist unser Wald, oh, und die Lichtung kann man auch schon erkennen, und die Mühle, und die Gesindehäuser und da ist sie endlich — unsere Sommerkolonie.“

Vivat, es lebe unsere Sommerkolonie Michalowka! Und so sieht also eine Veranda aus?

Sie trinken einen Becher Milch und dann geht's an die Arbeit.

Sie waschen sich nach der Reise, ziehen die weißen Heimanzüge an, aber den meisten Spaß machen ihnen ihre Leinenmützen — komische Mützen, ähnlich denen, die unsere Köche tragen. Jetzt sehen sie alle gleich aus. Die Kleineren sind stolz, daß auch sie Hosenträger bekommen haben.

„Bitte, Herr Lehrer, wann bekommen wir Taschentücher?“

„Taschentücher gibt es morgen, jetzt packt eure eigenen Anzüge in eure Bündel und dann ab damit in die Abstellkammer!“

Eins, zwei — eins, zwei! Dort werden eure Sachen vier Wochen lang aufbewahrt.

Drittes Kapitel

Lewek Rechteleben hat Heimweh / Lewek Rechteleben weint

Alles ist so ungewohnt und neu und ganz anders als zu Hause in der Gänsegasse, der Siedergasse oder der Drachengasse².

Das flache Haus im Walde, ohne Hinterhof, ohne Rinnstein. Und so merkwürdige Bäume mit Dornen. Die Betten stehen nicht an der Wand, sondern in Reihen und nicht in einem kleinen Zimmer, sondern in einem Saal, groß wie der, in dem Hochzeiten stattfinden. Zum Mittagessen gab es eine merkwürdige grüne Suppe und später Milch. Leinenmützen und Hosenträger. Abends wäscht man sich die Füße in einem Blechtrog.

Jeder hat ein Bett für sich allein, die Matratze ist mit Stroh gefüllt. Und die Fenster müssen offenbleiben, obwohl doch ein Einbrecher einsteigen könnte. Und Papa und Mama sind weit.

Gleich am ersten Abend fing Lewek Rechteleben an zu weinen.

Die Tränen flossen nicht lange, denn wie sollte man nach einem Tage so angefüllt mit ungewöhnlichen Erlebnissen nicht müde sein?

Aber auch am anderen Morgen, als nach dem Frühstück ein wenig freie Zeit blieb, fing Lewek wieder an zu weinen.

„Nach Hause!“

Warum will er nach Hause? Ist er vielleicht hungrig? — Nein, er ist nicht hungrig. — Vielleicht ist ihm kalt? — Nein, ihm ist nicht kalt. — Vielleicht hat er Angst davor, allein im Bett zu schlafen? — Auch nicht. — Vielleicht hat er zu Hause mehr Spielsachen? — Nein, er hat überhaupt keine Spielsachen.

Lewek weiß, daß es hier gut ist, denn sein Vetter und die Jungen vom Hinterhof haben es ihm erzählt, aber zu Hause ist die Mama.

Also gut: Lewek wird nach Hause fahren, aber erst morgen, denn heute ist Sonnabend und am Sonnabend darf man nicht fahren.

² Im Original: ul. Gęsia, ul. Krochmalna, ul. Smocza.

Doch auch am Sonntag konnte er nicht abreisen, denn es war kein Wagen da. Aber morgen — morgen wird er ganz gewiß abfahren.

Am Montag weinte Lewek nicht mehr, aber er wollte immer noch nach Hause. — „Also gut, nach dem Mittagessen fährst du ab, aber deine Mama wird traurig sein, wenn du zurückkommst.“

„Warum wird meine Mama traurig sein?“

„Weil sie die Fahrt wird bezahlen müssen.“

Und der Vater hat gerade keine Arbeit, weil der Meister weggefahren ist — und die Mama ist krank, weil ein Schwesterchen angekommen ist und der Doktor viel Geld gekostet hat.

Lewek seufzte tief und einigte sich darauf, Domino zu spielen.

Aber abends mußte er wieder ein bißchen weinen, denn er dachte an den neuen Hut, den er auf dem Bahnhof aufhatte und den der Vater nach Hause zurückbringen wollte. Aber der Vater hat den neuen Hut bestimmt verloren und der Hut hat einen halben Rubel gekostet. Und er diktierte einen Brief an den Vater, in dem stand, daß er nicht weint, daß er nicht nach Hause zurück will, daß er überhaupt kein Heimweh hat, denn er will gesund bleiben, damit der Papa keinen Kummer hat. Und was mit dem Hut ist?

Der Vater schrieb zurück, daß er den Hut nicht verloren habe und daß er ihn zum Bahnhof mitbringen wird.

Lewek hat sich diesen Brief viele Male zeigen lassen und ihn dann wieder in Verwahrung gegeben, und er hörte mit dem Nach-Haus-fahren auf, und das Dorf gefiel ihm immer besser.

Einmal noch hatte Lewek Kummer: er verlor sein Taschentuch. Wie sollte er es auch nicht verlieren, wo doch seine Taschen voll von Tannenzapfen und Steinchen sind? Das Taschentuch hat sich schnell wiedergefunden.

Und noch einmal war er sehr betrübt, aber diesmal hatte er selbst Schuld: abends hatte er im Schlafsaal gepfiffen und mit den Fingern geschnalzt. Als am nächsten Morgen beim Frühstück gefragt wurde, wer gestern im Schlafsaal gepfiffen habe, war Lewek der erste, der sich meldete.

„Und mit den Fingern geschnalzt habe ich auch“, bekannte er und zeigte, wie er es gemacht hat.

Lewek wurde von der Sonne braun gebrannt, ganze drei Pfund hat er zugenommen und als er schließlich nach Hause zurückkehrte, versprach er, im nächsten Jahre wieder hinzufahren, aber dann würde er kein einziges Mal mehr weinen.

Viertes Kapitel

Die Festung / Rühreier / Ein Gewitter / Die Feuerwehr

Wo hundertfünfzig Jungen sind, muß ein Krieg stattfinden. Wo Krieg ist, muß eine Festung sein.

Von der früheren Festung hinter dem Walde gibt es kaum noch eine Spur, denn sie war klein und niedrig. Jetzt bauen sie vier ganz neue Seitenforts, einen hohen Wall für das Lazarett, einen Platz für die Gefangenen und Schützengräben unter dem Lager. Und die beiden Hauptwälle, die den Eingang zur Festung schützen, müssen mindestens an die vier Ellen hoch sein.

Wir haben zwölf Schaufeln. Die Erdarbeiter ziehen die Blusen aus, krempeln ihre Hemdsärmel hoch und machen sich ans Werk. Alle zehn Minuten gibt es Schichtwechsel.

Korcarz, der Athlet, und der ältere Presman stehen am ersten Fort; Herzman mit Frydenson und Plocki mit Kaplan arbeiten mit zwei Schaufeln am zweiten Fort; Grozowski, Margules, Raszor und Szydowski bauen die Festung.

Die jüngeren und schwächeren Jungen bauen die weniger wichtigen Seitenforts. Wajnrauch, der an Krücken geht, weil er nur ein Bein hat, beaufsichtigt die linke Seite des Terrains und paßt auf, daß Bieda mit den Kollegen keinen Streit anfängt. Denn auch das kann bei der Arbeit leicht passieren.

Die Wagen hat uns der Jozef gebaut: er zersägte ein paar Bretter, bohrte Löcher hinein und zog durch jedes einen Bindfaden. Die Wagen sind nicht schön aber stabil. Und die Haushälterin, die gute Frau Papiesz, stiftete ein paar alte Eimer für den Sand.

Die Tannenzapfen werden vorerst noch zu einem großen Haufen zusammengetragen, später wird man für die beiden kämpfenden Parteien zwei gleiche Teile daraus machen.

Aus dem Dorfe kommen: der kleine Jasiak mit Zocha und die Mania mit dem blonden Staszek. Sie helfen Tannenzapfen sammeln.

Eins, zwei — Eins, zwei.

Wo die Arbeit allzu langsam vorangeht, kommt eine neue Arbeitskolonne zu Hilfe.

Ein Trompetenstoß: zehn Minuten sind um — die zweite Schicht übernimmt die Schaufeln.

Zum Feststampfen der Erde dienen Steine. An Pflöcken, die in die Erde gerammt sind, befestigt man Schnüre, welche die Richtung, Länge und Breite der Gräben anzeigen. Zum Begradi-gen der Wälle dient ein langes Brett: man legt es flach auf. Das Brett durchschneidet den Sand wie ein scharfes Messer. Der Abfall wird mit den nackten Füßen festgetreten.

Heute ist erst der Anfang, die Arbeit wird etwa zwei Wochen dauern.

Eins, zwei . . .

Die Schaufeln heben und senken sich immer gleichmäßiger. Halt! Pause!

Die letzten Steine werden abgeladen, noch einige Hände voller Tannenzapfen ausgeschüttet, die letzte Lieferung an Munition.

Jetzt ziehen die Jungen wieder ihre Blusen an, hocken sich rund um die Festung und lauschen der spannenden Geschichte von dem kleinen Italiener aus dem allen bestens bekannten Buch von Amicis³.

Allmählich wird es vier Uhr. Die Arbeiter stellen sich paarweise auf, schultern ihre Werkzeuge, und im Takt eines fröhlichen Liedes marschieren sie nach Hause zum Essen. Die Jungen vom Dienst bringen Schüsseln zum Händewaschen und Handtücher auf die Veranda.

Allen, ohne Ausnahme, schmeckt das Vespersmahl.

Wie sollte es auch nicht schmecken? Schließlich gibt es heute Rühreier mit Kartoffeln.

³ Edmondo De Amicis (italienischer Schriftsteller, 1846–1908) veröffentlichte 1886 das Buch „Cuore“ (Schicksale und Erlebnisse einer Volksschulklasse). Deutsche Übersetzung „Herz“ erstmals 1889.

Einige räumen die Rühreier auf die Seite, essen zuerst die Kartoffeln und dann die Rühreier als Nachtisch.

Andere, weniger umsichtige, essen zuerst die Rühreier und zuletzt die Kartoffeln. Und andere wiederum behaupten nicht ganz zu Unrecht, daß es am besten sei, alles zu vermischen und zusammen zu essen, weil dann die Kartoffeln genauso schmecken wie das pure Rührei. Jede Essensmethode hat ihre Anhänger und Gegner und deshalb gibt es während des Vespersmahls lebhaft Debatten. Zuweilen wird ein Erwachsener gebeten, die Streitfrage zu entscheiden, da er als älterer und erfahrener Mensch gewiß besser weiß, wie man Rühreier mit Kartoffeln essen soll; bisweilen geht der Streit in den Zank über und, um ganz ehrlich zu sein, kann es dann passieren, daß einer seinen Nachbarn mit der Faust von der Richtigkeit seiner Ansichten überzeugen will: Denn seltsame Sitten herrschen in der Sommerkolonie.

Abends zieht ein Gewitter auf.

Den Blitzen folgen Donnerschläge; der Wald hallt wider von einem furchterregenden Grollen.

Der Sturm rüttelt an den Fenstern im Schlafsaal und läßt dicke Regentropfen gegen die Scheiben prasseln.

Die Jungen müßten eigentlich Angst haben: ein Gewitter im Walde ist schrecklich. Aber trotzdem schlafen sie ruhig ein, denn sie wissen, daß ihnen in der Ferienkolonie nichts Böses widerfahren kann. Der eine oder andere zittert vielleicht ein wenig bei dem Krachen des starken Donners, aber alle schlafen ein, müde von der Arbeit und der großen Debatte darüber, wie man Kartoffeln mit Rührei essen sollte — zusammen oder einzeln?

Am nächsten Morgen scheint wieder die Sonne.

Unter dem Regenguß sind die Wälle zwar niedriger, aber auch fester geworden. Auch die Allerjüngsten bekommen jetzt Schaufeln und graben unter der Aufsicht der Älteren. Korcarz beaufsichtigt den kleinen Wajca, From und Fiszbin. Frydenson gräbt zusammen mit dem ständig hustenden Najmajster. Zur weiteren Unterstützung kommen noch Rotberg und Kulig.

Aus dem Nachbardorf kommt eine Mutter mit einem blassen Jungen, der Rabbiner werden soll. Die Mutter möchte wegen des Gesundheitszustandes ihres Sohnes um Rat fragen, denn

sie hat gehört, daß in der Ferienkolonie schwache Kinder wieder kräftig werden. Die Frau wundert sich, daß die Jungen beim Bau der Festung so schwer arbeiten und trotzdem so fröhlich sind.

Ja, fröhlich sind sie, die Kolonisten, denn sie schlafen auf Stroh, trinken Milch und der Wald duftet und die Sonne scheint . . .

Als nach einer Woche die Erdarbeiten schnell vorankommen, gilt es, den Bau einer Eisenbahn zu bedenken. Jozef rückt dafür seinen schlechtesten Besen und die älteste Harke heraus. Der Bahndamm, mit Steinen und Holzschitten gleichmäßig belegt, zieht sich bis zur Chaussee hin. Sikora ist der Bahnwärter, denn er ist herzkrank und kann nicht viel laufen; die Lokomotive macht Cudek Gewisgold, denn er kann pfeifen wie eine wirkliche Lokomotive.

Weil viel Baumaterial aufgestapelt ist und ein Brand ausbrechen könnte, wird eine Feuerwehr organisiert.

Die Feuerwehrlhelme macht man aus den Taschentüchern.

Jede Abteilung bekommt ein Fähnchen und eine kleine Trompete. Es gibt auch eine Leiter, eine Schubkarre und Stricke, und weil ein Gummischlauch fehlt, ersetzt man ihn eben durch eine lange Baumwurzel.

Herr Mieczyslaw hat auf dem Feld ein Feuerloch mit einem Schornstein aus Steinen gebaut. Trocken es Holz wird gesammelt und ein Probe-Brand veranstaltet.

Fünf Abteilungen der Feuerwehr stellen sich an verschiedenen Plätzen auf. Jede Abteilung unter einem Baum, auf dem Baum sitzt die Wache.

Schon steigt der Rauch aus dem Schornstein, das trockene Holz flammt auf. Die Abteilung Praski, Mirowski, Nalewowski rast herbei, die Feuerwehrmänner mit den Äxten stellen sich auf, ein Gespann von vier feurigen Knaben jagt mit dem ersten Wasserkübel heran.

Und die Polizei treibt die Gaffer auseinander mit den Rufen:
„Nicht drängeln! . . . Zurücktreten!“

Ganz wie bei einem richtigen Brand.

Fünftes Kapitel

Das Ferienheim — Gericht / Zivil- und Strafrechtsfälle / Urteils- sprüche

Bitte, Herr Lehrer, helfen Sie mir, er drängelt sich vor, er wirft mit Sand, er hat mir den Löffel weggenommen, er läßt mich nicht spielen, er schlägt mich, er stört dauernd!

Wo hundertfünfzig Jungen sind, dort muß es täglich dreißig Streitigkeiten und fünf Balgereien geben; wo man sich zankt und rauft, muß es ein Schiedsgericht geben: das Gericht muß gerecht und geachtet sein und Vertrauen genießen. Und eben solch ein Gericht hatten wir in Michalowka.

Es gibt drei Richter: die Jungen wählen sie durch Stimmenmehrheit aus ihren Reihen. Jede Woche wird die Abstimmung wiederholt, und die Ergebnisse werden auf eine Liste geschrieben.

Stimmen erhielten:

Name des Kandidaten	1. Woche	2. Woche	3. Woche	4. Woche
Presman	4	13	25	17
Plocki	—	6	16	17
Frydenson	10	13	21	15
Kaplan	10	5	10	1
Margules	10	—	—	11
Grozowski	6	11	—	—

Wie man sieht, haben sich die Jungen erst in der dritten Woche für die Richter, mit denen sie zufrieden waren, entschieden, denn in der vierten Woche verblieben die gleichen im Amt.

Das Gericht tagt im Wald oder auf der Veranda, die Richter sitzen auf Stühlen hinter dem Tisch, die Angeklagten und die Zeugen auf einer langen Bank, hinter der die Zuschauer stehen. Die Gerichtsdienner sorgen für Ordnung. Der Betreuer, der Staatsanwalt und Verteidiger ist, schreibt alles in ein dickes Heft mit schwarzem Einband. Nach der Vernehmung ziehen

sich die Richter zur Beratung zurück, die Urteilsverkündung wird durch eine Glocke angezeigt.

Fiszbin hat einen Stein auf Olszyna geworfen und ihn am Bein getroffen. Es war nicht sehr schlimm. Olszyna hat jedoch geweint.

„Hast du einen Stein auf Olszyna geworfen?“

„Nein.“

„Man hat gesehen, wie Olszyna an seinen Fuß faßte und weinte.“

„Das ist nicht wahr, ich habe keinen Stein geworfen und Olszyna hat nicht geweint.“

Es folgt das Verhör der Zeugen. Das Gericht warnt vor Lügen, denn sie werden streng bestraft. Zeit und Ort des Vergehens werden festgestellt, ebenso die Anzahl und die Namen der Zeugen.

„Hast du den Stein geworfen?“

„Nein.“

Ein nochmaliges eingehendes Verhör der Zeugen bestätigt, daß Fiszbin ohne jeden Grund Olszyna mit Tannenzapfen und kleinen Steinen beworfen hat.

„Hast du Tannenzapfen nach ihm geworfen?“

„Ja, Tannenzapfen habe ich geworfen.“

„Warum?“

„Ich hatte so viele davon und wußte nicht, was ich mit ihnen machen soll.“

„Warum hast du sie nicht auf die Erde geworfen?“

„Dazu waren sie mir zu schade“ (die Zuschauer lachen).

„Und zwischen den Tannenzapfen war bestimmt kein Stein?“

„Das weiß ich nicht.“

Unter Berücksichtigung des jugendlichen Alters von Fiszbin verurteilte das Gericht ihn zu zehn Minuten Arrest.

Zuweilen wurden beide Parteien bestraft, wie aus dem folgenden Fall zu ersehen ist: der Streit entstand während des morgendlichen Bettenmachens im Schlafsaal.

„Also das war so: ich habe das Bett gemacht, und er hat mich gestoßen. Ich habe ihn zurückgestoßen, und er hat mein Kissen heruntergeworfen. Ich habe das Kissen aufgehoben und da hat er mich geschlagen.“

„Das ist nicht wahr! Ich habe das Bett gemacht, und er hat meinem Kissen einen Fußtritt gegeben. Ich habe ihn gestoßen und da hat er, als erster, mich geschlagen.“

„Ach, du Lügner!“

„Der Lügner bist du!“

„Vor Gericht ist es nicht erlaubt, sich zu zanken. Hast du das Kissen auf den Boden geworfen?“

„. . . Weil er der erste war . . .“

„Bitte antworte: ja oder nein?“

„Ja, aber er war der erste.“

„Gibt es Zeugen?“

„Alle haben es gesehen.“

„Alle konnten es gar nicht sehen. Wir bitten um die Namen von zwei Zeugen. Wer war in der Nähe und hat es gesehen?“

„Das weiß ich nicht.“

„Hast du ihn gestoßen?“

„Wie ich dastand und das Bett machte . . .“

„Das wissen wir. Bitte kurz und bündig: ja oder nein?“

„Nein.“

„Oh, du Lügner!“

„Bitte um Ruhe! Vor Gericht darf man sich nicht zanken.“

Die Betten der beiden Zerstrittenen stehen nebeneinander. Wer wen zuerst gestoßen hat, absichtlich oder unabsichtlich, läßt sich mangels Zeugen nicht feststellen. Wäre es also nicht besser, sich zu versöhnen, anstatt ein Urteil zu erwarten, das gewiß beide Parteien bestraft, zumal sie die Balgerei zugegeben haben.

Es versteht sich, daß man sich unter diesen Umständen lieber versöhnt.

Und hier ein ziemlich blutiger Fall, bei dem eine Versöhnung natürlich überhaupt nicht in Frage kommt.

Das ärztliche Protokoll besagt:

„Der angeklagte Flaszenberg hat eine geschwollene rechte Backe und sieben Kratzspuren: eine an der Nase, eine am Ohr, drei auf der Backe und zwei am Kinn. Außerdem zwei Kratzer an der linken Hand.

Der angeklagte Zaksenberg hat auf der Stirn einen blauen Fleck von der Größe eines Viergroschenstücks, eine zerkratzte

Nase und auf der linken Backe einen Kratzer von zwei Zentimeter Länge.

Den Beginn des Kampfes hat niemand gesehen, den weiteren Verlauf beschreiben zahlreiche Zeugen.

Beide Seiten hätten sich gern versöhnt, aber da die Spuren der Rauferei zu blutig waren, müssen die Kampfhähne fünfzehn Minuten Arrest absitzen.

Das Gericht der Ferienkolonie behandelt auch Fälle, bei denen der Betreuer und Staatsanwalt der einzige Ankläger ist. Auf der Sünderbank sitzen heute Plywak und Szydlowski. Plywak und Szydlowski sind so weit vom Heim weggelaufen, daß sie die Glocke nicht hörten und zu spät zum Frühstück kamen.

Ob sie nicht wußten, daß es ihnen nicht erlaubt ist, allein in den Wald zu gehen, weil sie sich verlaufen oder im Fluß ertrinken könnten, auch könnten sie von einer Kuh gestoßen oder von einem Hund gebissen werden. Ob sie nicht wußten, daß sie nicht zu spät zum Frühstück kommen dürfen, weil wir nach dem Frühstück zum Baden gehen. Und warum liefen sie überhaupt in den Wald, wo es doch hier genug Platz zum Spielen gibt?

Plywak und Szydlowski gingen Blumen pflücken.

„Meine Herren Richter! Diese Jungen haben sich zweifellos schuldig gemacht. Man darf sich zum Frühstück, Mittagessen, Vesperbrot und Abendessen nicht verspäten, hundert Jungen können nicht auf einen oder zwei Nachzügler warten. Wir können nicht jeden Einzelnen im Walde suchen, ihn am Ort nehmen und herbringen. Deshalb gibt es eine Glocke und auf die Glocke muß man achten . . . Also haben sie eine Strafe verdient, jedoch . . . Plywak und Szydlowski wollten im Walde Blumen pflücken. Auf dem Lande darf man das. Und es hat ihnen so viel Spaß gemacht, daß sie darüber das Frühstück vergaßen. Plywak ist zum ersten Male in der Ferienkolonie. Szydlowski war in Ciedhocinek, aber dort gibt es nur wenig Blumen. Sollte man ihnen also dieses eine Mal noch verzeihen?“

Nach einer kurzen Beratung sprechen die Richter beide Angeklagte frei.

Krach machen läßt sich am bequemsten abends, wenn man im Bett liegt. Vielleicht ist es sogar unbequem, denn man möchte eigentlich schlafen, die Augen fallen einem zu. Aber warum nicht probieren, zumal es verboten ist?

„Wenn es strengstens verboten ist, und ich pfeife laut, schreie, miaue oder krähe wie ein Hahn, dann wird der Betreuer wütend und alle lachen. Der große Saal, stockdunkel, achtunddreißig Betten — der Betreuer weiß nicht, wer es war, der gepfiffen hat. Und morgen werde ich prahlen: seht ihr, wie mutig und schlau ich bin? Ich habe den größten Lärm gemacht, aber er hat mich nicht erwischt.“

Das denken die Jungen, solange sie nicht wissen, daß der Betreuer niemals wütend wird, und daß er den Krachmacher gar nicht erwischen will und daß er diesen abendlichen Unfug nur deshalb verbietet, weil die Jungen neun Stunden schlafen müssen, um am Morgen um sechs Uhr munter und ausgeschlafen zu sein.

Gestern abend gab's Lärm im Schlafsaal. Heute stehen sie vor Gericht und jeder muß der Reihe nach die Frage beantworten, ob er geschrien, gekräht, gebellt, gemiaut oder in die Hände geklatscht habe.

Alle verneinen, alle leugnen. Nur Wajc und Prager, die der Betreuer gestern auf frischer Tat ertappt hatte, sitzen auf der Anklagebank.

„Wie soll man sie bestrafen, meine Herren Richter? Die Strafe muß hart sein. Diese beiden Jungen haben sich nicht nur selbst um den Schlaf gebracht, sie haben auch die anderen gestört. Ihre Schuld ist groß, sogar sehr groß — wie also sollen wir sie strafen?

Aber bevor wir diese Frage beantworten, müssen wir eine andere, viel wichtigere stellen: Haben gestern abend im Schlafsaal nur diese beiden Lärm gemacht — Wajc und Prager? Nein, es waren bedeutend mehr.“

Der Staatsanwalt legt einen Plan des Schlafsaals auf den Tisch und sagt sehr bedächtig:

„Es wurde gelärmt in der Nähe der Fenster, wo die Betten von Kaplan, Bieda, Plocki und Szydowski stehen, und es wurde gelärmt in den mittleren Reihen, wo Wajnrauch, Grozowski, Stryk, From und Zawoznik liegen.

Der Lärm kam ferner aus der ersten Reihe am Fenster, wo Flaszenberg, Fiszbin, Rotkiel und Plywak schlafen, wie aus dem Plan zu ersehen ist. Gelacht und in die Hände geklatscht wurde dort, wo die Betten von Altman, Lew, Wolberg und Adamski stehen, und schließlich kamen Piffe aus der Ecke, wo Najmajster, Zaksenberg und Presman schlafen. Wir haben alle gefragt, niemand hat sich dazu bekannt.

Hier schweigt der Staatsanwalt. Viele unter den Zuhörern lassen ihre Blicke auf dem Boden wandern. Einer der Richter wurde sogar rot, als bei der Erörterung des Lageplans der Betten sein Name fiel.

„Warum fielen gestern abend nur Wajc und Prager auf? Weil sie sich nicht verstellen konnten. Warum konnten nur sie sich nicht verstellen, während alle anderen es konnten? Weil sie keine Halunken oder nur kleine und unerfahrene Halunken sind, oder auch weil sie nicht wußten, wie streng verboten es ist, abends im Schlafsaal zu lärmern. Haben wir also das Recht, sie zu bestrafen, während die anderen, die schlauerer, die eine viel größere Schuld haben, straflos ausgehen, obwohl sie sich außerdem noch der Lüge vor dem Gericht schuldig gemacht haben? Alle sind schuldig, der ganze Saal, alle achtunddreißig, auch die, welche selbst nichts getan, es aber zugelassen haben, daß ihr Nachbar lärmert. Ich schlage also vor, meine Herren Richter, Wajc und Prager freizusprechen und die ganze Gruppe zu strafen: Grozowski soll euch heute abend kein Gutenacht-Lied auf seiner Geige spielen.“

Lange berät sich das Gericht, dann wird das Urteil bekanntgegeben: Freispruch für Wajc und Prager. Grozowski soll heute abend spielen, denn der Lärm wird sich nicht mehr wiederholen.

Und sie hielten Wort.

Sechstes Kapitel

Der Morgen / Gute und schlechte Wasserkräne / Bettenmachen und Brotknüste

Es kann vorkommen, daß morgens der ganze Saal durch irgendeinen ungewöhnlichen Vorfall mit einem Schlage wach wird. Zum Beispiel, wenn ein vorwitziger Spatz durch das

offene Fenster hereinflattert oder wenn sich eine Feldmaus in den Saal verirrt. Wer kann bei derartigen Ereignissen schon schlafen! Alles, was Beine hat, springt aus den Betten, und die Jagd beginnt. So etwas geschieht allerdings nicht oft.

Gewöhnlich kündigt einige Minuten vor sechs ein leises Gemurmel an, daß der Saal erwacht — und wenn der Betreuer durch das Fenster hereinschaut, weiß er, ohne auf die Uhr zu schauen, daß es Zeit zum Aufstehen ist.

In einer Ecke des Saals hat sich die Gruppe der Älteren vor dem aufgehängten Tagesplan versammelt und debattiert lebhaft das heutige Programm, wer heute Zimmerdienst hat, wer nach dem Frühstück zum „Verbandsplatz“ kommen soll, weil er sich beim Schlagballspiel das Bein aufgeschürft hat, ferner: Baden, eine Probe für das Wettrennen, ein Spaziergang zum Erlenwäldchen, Briefeschreiben.

Einer steht am Fenster und schaut nach, ob die Blumen während der Nacht gewachsen sind. Ein anderer, im Bett sitzend, schlägt einen Stein gegen einen anderen und wundert sich, daß es keinen Funken gibt, bis der Nachbar ihn aufklärt, warum dies so ist. Einige Buben jagen zwischen den Bettreihen, bemüht, dabei so leise wie möglich zu sein. Schließlich schreit einer: der Herr Lehrer! — und alle hüpfen in die Betten.

Auch am Morgen soll man im Schlafsaal nicht lärmern — aber das wird nicht so streng genommen, weil man ohnehin in einigen Minuten aufstehen muß.

Viele knöpfen schon unter der Bettdecke ihr Hemd bis zum Gürtel auf, um auf das erste Zeichen aufzuspringen und im Waschraum den besten Kran zu erwischen.

Von den zehn Wasserkränen sind die mittleren am besten; aus den beiden letzten kommt das Wasser in einem zu dünnen Strahl und aus den beiden ersten so kräftig, daß es spritzt. Und das Wasser ist kalt, es ist Brunnenwasser.

„Die erste Reihe aufstehen!“

Da gibt es keinen, der zögert. Trampelnd laufen sie barfuß in den Waschraum, hin und wieder rutscht einer auf dem Steinboden aus, und alle lachen sie.

„Bitte, Herr Lehrer, er hat mir die Seife weggenommen!“

„Willst du ihn dem Gericht übergeben?“

„Nein.“

Sie beeilen sich, denn die zweite Reihe wartet ungeduldig, daß sie drankommt, und bis zum Frühstück gibt es noch eine Menge zu tun.

„Die zweite Reihe aufstehen!“

Sie beeilen sich, denn Jozef hat es nicht gern, wenn zu viel Wasser verbraucht wird, und schließlich muß man sich mit ihm gutstellen, denn er leiht einem schon mal einen Rechen oder einen Besen.

„Die dritte Reihe aufstehen! Kopf, Hals, Ohren, Nase — und Augen. Wer sich nicht ordentlich wäscht, wird in den Waschraum zurückgeschickt.“

Die dritte Reihe rennt zu den Wasserkränen, die zweite trocknet sich ab und zieht sich an, die erste macht die Betten.

Bettenmachen — das ist nicht leicht. Man muß das Bettlaken ausschütteln, die Bettdecke gleichmäßig glattziehen, das Kopfkissen oben leicht anlehnen und das Handtuch ordentlich über die Lehne hängen. Jeder bemüht sich, das so schön wie möglich zu machen, um stolz fragen zu können:

„Herr Lehrer, ist meins gut?“

Den Jüngeren helfen die Jungen vom Stubendienst, nur der kleine Adamski lehnt die Hilfe ab und wird zur Belohnung für seine sorgfältige Arbeit für den Handtuch-Dienst ernannt.

Hier, beim Bettenmachen sowie beim Waschen gibt es immer irgendeinen Störenfried und eine Balgerei.

„Herr Lehrer, er haut mich!“

„Willst du ihn vor Gericht bringen?“

„Nein.“

„Dann marsch auf die Veranda!“

Am Morgen sind alle gut gelaunt und deshalb sehr nachsichtig mit ihren Feinden.

Der Saal leert sich, die Veranda bevölkert sich.

Die Jungen beten eilig, einige blättern vielleicht ein wenig zu schnell die Seiten ihres Gebetbuchs, des Sidur, um. Aber der liebe Gott hat Verständnis für die Ferienkinder und zürnt ihnen nicht.

Eine Glocke wird geläutet.

„Ich bekomme heute als erster den Brotlaust!“

Die Knüste sind das Beste vom ganzen Brot und deshalb werden sie der Reihe nach verteilt.

Schade, zu schade, daß ein Brot nur zwei Enden hat!
Man setzt sich zu Tisch und die Jungen vom Saaldienst
bringen die Milch.

Siebentes Kapitel

*Das Bad / Die Küken / Der Storch und das Schilf / Ein dummer
Mensch / Der Traum von der Angel und vom Schlagball-Spiel*

Hurtig, hurtig, kein Verweilen,
laßt uns schnell zum Flusse eilen.
Eins und zwei,
drei und vier,
frisch und frei,
das sind wir.

So singen die Jungen, während sie paarweise am Gesinde-
haus vorbei durch die Waldlichtung gehen, den Bauernhof und
den Garten durchqueren, bis sie über die Wiese neben der
Mühle zum Fluß kommen.

Wasser, Seife machen munter,
tauchen wie die Fische unter.
Weht kein Wind
im Sonnenschein,
drum geschwind
ins Wasser rein.

Die große, helle, gute Sonne über dem polnischen Dorf blickt
mit gütigem Lächeln auf die lange Kinderschlange herab,
lauscht ihrem Gesang und ohne zu fragen, wer sie sind und
woher sie kommen, streichelt und bräunt sie mit ihren goldenen
Strahlen die blassen Gesichter.

Ohne Zittern, ohne Zagen,
alle wollen wir es wagen:
patsch, hinein
in das Naß,
das ist fein,
das macht Spaß.

Ein Bad — das bedeutet tausend Gelächter und tausend Wunder — hundert Merkwürdigkeiten und mindestens zehn Abenteuer.

„Oooh, Herr Lehrer, was ist das?“

Etwas ganz Kurioses: eine Henne mit ihren Küken.

Wer noch nie auf dem Lande war, sieht so etwas zum ersten Male.

Ach, wäre das herrlich, wenn man so ein ulkiges gelbes Hühnchen fangen und eine Weile in der Hand halten könnte. Aber der Betreuer erlaubt es nicht — dieser schreckliche, langweilige Mensch.

Also muß man sich das zumindest ganz genau aus der Nähe ansehen. Einige laufen aus der Reihe.

„Herr Lehrer, er geht nicht in der Reihe!“

„Willst du ihn dem Gericht übergeben?“

„Nein.“

Wir gehen weiter.

„Bitte, Herr Lehrer, was ist das?“

Schon wieder so etwas Kurioses: ein Storchennest auf einem Wagenrad und der Hausherr persönlich — der Storch.

So einen großen Vogel, größer als ein Truthahn, haben die Jungen noch nie gesehen.

„Das ist kein Vogel, das ist ein Luftballon“, meint einer.

Und jetzt klopft das Herz: wir müssen auf dem schmalen Weg an den Kühen vorbei. Wir begegnen ihnen hier jeden Tag.

Die Kühe bleiben stehen und blicken neugierig auf die weißen Blusen und Leinenmützen der Jungen. Einige Kühe wenden ihre Köpfe ab und gucken uns so scheel an, als dächten sie:

„Diese kleinen Leute sind doch sehr komisch. Sie müssen auf zwei Beinen gehen, die Armen — wie unbequem.“

Zum ersten Male sehen die Jungen Pflug und Egge. Sie sehen, wie die Kühe gemolken werden. Und sie sehen das Allerschönste: ein Fohlen.

Das kleine Pferd geht neben dem Kutschwagen her, auf dem ein Herr mit einer Dienstmütze und der Fuhrmann sitzen. Einige Jungen laufen hinter dem Wagen her, denn ein Fohlen

ist tausendmal schöner als eine Kuh oder ein Storch.

„Gib ihnen eins mit der Peitsche“ — sagt der Mann mit dem Stern auf der Mütze zum Fuhrmann.

Die Jungen bleiben befremdet stehen, stumm und ein wenig traurig, wie wenn sie zur Besinnung kämen.

„Das kleine Pferd, über das ihr euch so gefreut habt, ist der Sohn vom alten Pferd“ — erklärt der Betreuer — „und der Herr, der euch mit der Peitsche schlagen wollte, ist ein dummer Mensch.“

Der Herr mit der Dienstmütze wird rot und sagt kein Wort. Wir gehen weiter.

Auf der rechten Seite des Weges zieht sich ein Graben hin, in dem Vergißmeinnicht wächst. Floksztrumpf ist einmal beim Blumenpflücken hineingefallen und bis zum Gürtel im Sumpf versunken — schmutzig, naß und bitterböse kam er heim.

Am Fluß wächst Schilfrohr, auf dem man so schön pfeifen kann. In Warschau muß man Schilf auf dem Markt kaufen und hier wächst es, ohne daß sich jemand darum kümmert.

Auf dem Hügel am Ufer teilen sich die Paare und die Jungen stellen sich in zwei Reihen auf, damit sie nach dem Baden leichter ihre Kleider wiederfinden.

„Fische, oh, Fische!“ Winzig wie Streichhölzer — und sie leben und schwimmen dicht am Ufer im Kreise herum und lassen sich nicht fangen, weder mit der Hand noch mit der Mütze, noch mit dem Taschentuch als Netz.

„Oooh, hier und da und dort!“

Warum geht der Herr Lehrer nicht ins Wasser und versucht es auch einmal; schließlich paßt niemand auf ihn auf, und niemand würde ihn ausschimpfen, er darf alles. Aber er steht nur und guckt — sonst nichts.

Ja, eine Angel müßte man haben! Der Janek aus dem Dorf hat einen Angelhaken, den er für zwei Groschen verkaufen will. From hat Roßhaare, und Angelruten gibt es an jedem Strauch zu Dutzenden.

Aber was nützt das alles, wenn der Herr Lehrer keine zwei Groschen hergeben will?

Die zutiefst Betrübten lassen kleine Boote aus Baumrinde schwimmen. Die besten Boote macht Wolberg — mit einer Glascherbe oder einem Federmesser.

Die größten Schlingel gehen zuerst ins Wasser, und sie bleiben lange drin. Sie plantschen, spritzen, machen Ringkämpfe, stellen sich gegenseitig ein Bein und purzeln durcheinander, sie tauchen und können fast so lange unter Wasser bleiben wie Janek und die anderen Dorfjungen.

Wer auf das gegebene Zeichen nicht gleich aus dem Wasser kommt, der kriegt mit dem Handtuch eins über den Rücken. Dann laufen sie, so schnell sie können davon, während der eine oder andere absichtlich umkehrt, „nur für einen Augenblick“, um noch einmal ins Wasser zu tauchen und den Sand abzuspülen.

Nach ihnen nehmen Wajnrauch, der kleine Adamski und alle, die nachts husten, still ihr Bad.

Dann geht es über einen Steg ohne Geländer auf die andere Seite des Flusses. Dabei bringt immer einer absichtlich das Brett zum Schwingen und das ist fürchterlich.

Auf der anderen Seite des Flusses dehnt sich die Wiese grenzenlos; rechts zieht sie sich bis zu den Sümpfen hin, wo die schönen Sumpfdotterblumen wachsen, und links reicht sie bis zu den Wäldern, die man weit in der Ferne als einen dunklen Streifen sieht.

Nicht eine, nein tausend Stunden könnte man hier laufen und nicht nur einen, tausend Plätze zum Schlagballspielen ließen sich hier einrichten.

Du kleiner runder Ball, du liebst die Kinder, nicht wahr? Oh, und wie sie dich erst lieben!

Achtes Kapitel

Aron Najmajster / Hemden auf Zuwad's und das Märchen vom bösen König

Zur Not kann jeder Junge ein Märchen erzählen; aber keiner kann so spannend erzählen und keiner weiß so viele traurige und schreckensvolle Märchen wie Aron Najmajster.

Sein Vater starb vor drei Jahren und die Mutter ist als Arbeiterin in einer Zigarettenfabrik den ganzen Tag außer Hause. Der Junge kann weder Ballspielen noch schnell laufen, weil er sonst sofort husten muß. Er sitzt deshalb meistens in

einer Hofecke an der Wolynska-Straße und lauscht den Märchen, die er sich selbst erzählt; deshalb kann er so viele. Ihm hören die Jungen in Michalowka am liebsten zu.

Zum Beispiel, wenn es gilt, die Ärmel von einigen Hemden zu kürzen, weil sie zu lang sind, denn die Haushälterin hätte dazu erst nach dem Mittagessen Zeit. Wir haben drei Schneider in unserer Gruppe: einer hilft oft in der Werkstatt seines Vaters mit, ein anderer näht mit seiner Schwester Krawatten und der dritte kann an den Hosenträgern die Riemchen und Spangen annähen. Für sie ist das Kürzen von Hemdärmeln eine kinderleichte Sache. Nadel und Faden werden in den Wald mitgenommen.

„Aron, erzähl uns ein Märchen!“

Aron schweigt ein Weilchen und wartet, bis sich seine Zuhörer im Halbkreis vor ihm niedergelassen haben und Ruhe eintritt. Die Schneider machen sich an die Arbeit. Märchenraunen durchdringt die Stille des Waldes.

„Es war einmal“ — beginnt Najmajster in singendem Tonfall. „In fernen Zeiten lebte ein König, der hatte sieben Söhne und sieben Töchter. Der König liebte seine Kinder und kaufte ihnen Bälle, Kuchen, Bonbons und Rosinen. Jeder Sohn hatte eine Uhr und einen Säbel, besetzt mit Brillanten, und die Töchter hatten Kleider, besetzt mit Spitzen und Perlen.

Eines Tages kam zu dem König ein großer jüdischer Gelehrter, der alle heiligen Bücher vom Anfang bis zum Ende und vom Ende bis zum Anfang kannte; wenn einer eine Nadel in das Buch einlegte, konnte er sehen, was auf dieser Seite von oben nach unten und von unten nach oben geschrieben stand.

Die Juden hatten diesen Weisen zum König geschickt. Sie hatten gehört, daß der König die Kinder liebte und also würde er auch ihnen zugetan sein, dachten sie, und wollten sich in seinem Königreiche ansiedeln.

Der König gestattete ihnen, in seinem Reiche zu leben, aber er war böse und habgierig. Er verlangte von ihnen schrecklich hohe Steuern, denn jeder seiner sieben Söhne hatte sieben mal sieben Diener und jeder Diener hatte noch zahlreiche Helfer. Jede Tochter hatte sieben mal sieben Mägde. Und jeden Tag brauchte der König ganze Bottiche voller Gold, um auf dem Markt das Essen für den Hofstaat einzukaufen.

Immer mehr Geld forderte der König von den Juden und wer sich widersetzte, wurde erschlagen, und die Reichen warf er ins Gefängnis und nahm ihnen alles weg, was sie besaßen. Und sie wurden so arm, daß sie nur noch schwarzes Brot und Zwiebeln zu essen hatten, wochentags wie auch am Sabbat.

Schließlich rief der König jenen Weisen, der als erster gekommen war, zu sich und verkündete ihm, daß auch er getötet werden solle. Er gab ihm drei Tage Zeit zum Beten und versprach dem Weisen, seine drei letzten Wünsche zu erfüllen.

Der gelehrte Rabbi fastete und schlief nicht, sondern las in den Büchern und dann sagte er seine drei Wünsche. Sein erster Wunsch war, daß man ihm einen Hahn gäbe, dessen Flügel weiße und schwarze Federn haben, sein zweiter Wunsch war, daß ihm gestattet werde, dem Hahn sieben schwarze Federn herauszureißen, und sein dritter Wunsch war, daß ihm gestattet werde, dem Hahn sieben weiße Federn herauszureißen. Der König war neugierig, was der große Gelehrte vor seinem Tode vorhatte, und er ging zu ihm. Vor dem Hause des Rabbi warteten die Juden, um den Leichnam des Weisen mitzunehmen und auf dem Friedhof zu beerdigen.

Der Rabbi ergriff den Hahn, und während er betete, riß er ihm die erste schwarze Feder aus. Gleich darauf kam der erste Diener und sagte dem König, daß sein ältester Sohn nicht mehr am Leben sei. Nun riß der Rabbi die erste weiße Feder aus und es kam die erste Magd und weinte und sagte dem König, daß seine älteste Tochter gestorben sei. Noch fünfmal riß der Rabbi dem Hahn eine schwarze und fünfmal eine weiße Feder aus und nach jedem Male kam ein Diener oder eine Magd mit einer Trauerbotschaft zum König.

Schließlich begriff der König, daß Gott ihn gestraft hatte, und er ließ seinen ergrauten Kopf auf die Brust sinken und weinte.

„Oh, Rabbi“ — rief er weinend —, „laß mir meine zwei letzten Kinder, und ich schenke dir und deinen Brüdern das Leben!“

Der Weise hatte Mitleid mit dem König und ließ ihm seine letzten beiden Kinder — und von diesem Augenblick an wurde der König ein guter und barmherziger Mensch.“

Die Hemden sind fertig, das Märchen ist zu Ende — wir gehen jetzt Mittagessen.

Neuntes Kapitel

Das Mittagessen / Die schönste Gabel / Blätter, die beißen / Ein Garten auf Watte

Wo immer man sich in der großen weiten Welt zum Mittagessen setzt, liegt das Eßbesteck schon auf dem Tisch; in Michalowka aber ist es anders und das hat seine tiefen Gründe. In Michalowka gibt es neue und alte Löffel, die weniger guten aus blauem Blech mit einer schon etwas rissigen Emailleglasur und die besseren, dicken aus Zinn. Und erst die Gabeln! Es gibt schöne neue Gabeln mit Stielen aus Eisen und es gibt ältere, bei denen die Zinken schon ein bißchen verbogen sind, oder der eine oder andere Zinken etwas abgebrochen ist. Die schönste Gabel in der ganzen Ferienkolonie, und vielleicht sogar in der ganzen Welt, ist die mit den vier gleichmäßigen Zinken und dem weißen Horngriff.

Es ist also nicht verwunderlich, daß Bieda dem Raszer den besseren Löffel wegnimmt. Sofort tauscht Raszer seine schlechtere Gabel gegen die eiserne seines Nachbars aus, denn es ist verständlich, daß der Benachteiligte sich seines Eigentums bewußt wird und Unruhe entsteht, Zank, Klagen — es droht ein Chaos von Messern und Gabeln und das Verschütten der Suppe und schließlich gar eine Keilerei. Denn man muß bedenken, daß an jedem der vier Tische auf der Veranda achtunddreißig Jungen sitzen, und jeder der Jungen hat zwei Hände, mit denen er sein Eigentum verteidigt. Das Besteck wird deshalb erst ausgeteilt, wenn alle schon am Tisch sitzen.

Heute bekommen wir schöne Gabeln. Sie werden gerecht verteilt, wie der Brotknust, immer der Reihe nach.

Wer meint, daß ein Ferienheim-Mittagessen so ruhig, langweilig und brav wie ein Warschauer Mittagessen ist, der irrt sich.

„Bitte, Herr Lehrer, ist es wahr, daß ein Pfund Blei ebenso schwer ist wie ein Pfund Federn?“

„Das ist wahr.“

„Na siehst du?“

Hier werden die wichtigen Ereignisse des Vormittags erörtert, hier einigen sich die Entzweiten und hier werden junge Freundschaften gebrochen.

„Ist es wahr, daß auf der Kiefer, in die gestern der Ball fiel, ein Nest mit Eichhörnchen ist? Gibt es im Orlowski-Wald Wölfe? Kann man sich an Pilzen vergiften? Gibt es große Fische, die einen Menschen verschlingen können?“

Solche und ähnliche Unterhaltungen werden bei den gewöhnlichen Mittagessen geführt, aber es gibt auch ungewöhnliche Mittagessen — sagen wir —, Kriegs-Mittagessen, Ausflugs-Mittagessen, Dame-Spiel-Mittagessen, bei denen man nur von einer Sache spricht und ein einziges Thema das ganze Ferienhaus lebhaft beschäftigt.

Das heutige Mittagessen könnte man als das gärtnerische bezeichnen. Erstens hat sich der Perlgericht beim Blumenpflücken an Brennesseln verbrannt.

Was es auf der Welt nicht alles gibt! Jedermann weiß, daß man sich an heißem Wasser verbrüht, daß der Hund beißt und das Pferd ausschlägt, aber daß Blätter nackte Füße beißen, das ist eine völlig neue Sache.

Perlgericht ist mehr erstaunt als betrübt.

Weiterhin erfahren die Jungen, daß man einen Garten auf Watte anpflanzen kann, auf derselben gewöhnlichen Watte, die man ins Ohr steckt, wenn man Zahnschmerzen hat. Man muß sie nur auf einem Teller auseinanderbreiten, mit Wasser anfeuchten und Samen, Erbsen oder Bohnen hineintun.

Sie würden es nicht glauben, aber wie können sie zweifeln, wenn sie es mit eigenen Augen sehen?

Aber vielleicht gibt es so etwas nur hier in der Ferienkolonie, im Lande der wunderbaren Wunder!

„Wird das auch in Warschau wachsen?“

„Und wie! In jeder Straße, in jeder Wohnung.“

Sie freuen sich: wie schön, einen eigenen Garten zu haben — den kleinsten zwar, und nur auf einem Teller, aber dafür ohne ein Tor, an dem ein Gärtner steht, der ärmlich gekleidete Kinder nicht hereinläßt.

Auch deshalb möchte ich das heutige Mittagessen das gärtnerische nennen, weil auf den Tischen zum ersten Male Blumensträuße auftauchen, die Platz wegnehmen, die man nicht essen

kann und die also völlig überflüssig sind. Die Gruppe muß entscheiden, ob während des Essens immer Blumen auf dem Tisch stehen sollen, und wenn ja, muß es jemand übernehmen, sie immer auf die Veranda herauszuschaffen, genauso, wie zwei andere Jungen die Waschschüsseln und der kleine Adamski die Handtücher herausbringen.

Mittlerweile sind Suppe und Fleisch aufgegessen.

„Ich möchte bitte noch Möhren haben!“

„Halt, Brüderchen, wer hat gestern seine Milchgrütze nicht aufgegessen?“

„Ich werde sie schon aufessen.“

„Wir werden sehen.“

Die Beilage aus süßen Möhren ist eine große Delikatesse und eine mächtige Waffe, mit der man die Mäkeligkeit beim Essen bekämpft.

„Nicht ohne Grund hat ein gewisser Gelehrter in einem sehr dicken Buch geschrieben: ‚Es ist verboten, demjenigen Möhren zu geben, der keine Milchgrütze ißt.‘“

„Das ist nicht wahr, niemand hat das geschrieben.“

„Woher willst du wissen, daß es nicht wahr ist? Hast du alle dicken Bücher von allen Gelehrten gelesen?“

„Nein, die habe ich nicht gelesen.“

„Na, siehst du!“

Nach dem Mittagessen fragt Bromberg:

„Herr Lehrer, gibt es noch etwas?“

„Aber gewiß, Eis und eine Zigarre.“

Bromberg wird von den Jungen ausgelacht.

Zehntes Kapitel

*Der lahme Wajnrauch / Das Dame-Wettspiel /
Der Sieger Tamres / Ade, Ferienheim*

Wajnrauch ist zufrieden, daß er Krücken hat, denn auf der Straße von einem Schuß getroffen, wurde ihm im Spital ein Bein abgenommen. Er erzählt gern von den Ärzten in den Kitteln und den barmherzigen Schwestern mit den großen weißen Hauben. Im Spital ging es ihm gut, und auch hier im

Ferienheim geht es ihm gut. Die Haushälterin legt ihm aus Mitleid immer eine Extra-Zugabe auf den Teller und für manch einen seiner Streiche bleibt er ungeschoren.

„Herr Lehrer, der Wajnrauch prügelt sich.“

„Warum ruft der mich Hinkebein und Strolch aus der Siedergasse?“

Und er lacht, weil er weiß, daß er eine gewonnene Sache hat. Jemandem einen Schlag ins Genick zu versetzen, daß ihm Funken vor den Augen sprühen, das ist Wajnrauchs Art der Freundschaftsbezeugung, ein Beweis herzlicher Zuneigung.

Im Spital hatte er das Damespiel gelernt; zu Hause bastelte er sich das Spiel aus Pappe und Korken. Pappe hat er, denn er klebt Pappschachteln für einige Läden in Warschau, und die Korken fand er im Hof oder bekam sie von seinen Kameraden geschenkt.

Als die Jungen für einen Damespiel-Wettbewerb in zwei Gruppen eingeteilt werden mußten, wurde Wajnrauch damit betraut.

Das Wettspiel dauerte zwei Tage, aber die Vorbereitungen nahmen viele Tage zwischen Mittagessen und Vesper in Anspruch.

Es gab Jungen, die das Spiel erst lernten, und andere, die schnell noch ein wenig übten; das schwierigste dabei ist, man muß wissen, welche Rolle die Dame auf dem Schachbrett spielt und welche Vorrechte sie hat.

Darf man die Dame schlagen, darf man ihr einen Stein geben, darf die Dame zwei Bauern überspringen, muß der letzte Stein die Dame sein?

Wajnrauch lehrte, erklärte, spielte mit jedem zur Probe und dann schrieb er ihn in die Gruppen der schlechten, mittelmäßigen, guten, sehr guten oder vorbildlichen Spieler ein, mit anderen Worten, er teilte Einsen, Zweien, Dreien und Fünfen aus.

Es war, wie man sieht, eine lange und mühevolle Arbeit, und weil Wajnrauch sie gewissenhaft erledigen wollte, blieb ihm keine Zeit für Balgereien.

Als alle in Gruppen eingeteilt waren, begann das Wettspiel. Die Einsen spielten gegen Einsen, die Fünfen gegen die Fünfen. Daß die Kräfte gleich waren, beweist die Tatsache, daß drei

Partien zwischen Zawoznik und Fichtenholz nötig waren — die erste zog sich lange hin und blieb unentschieden — bis schließlich Zawoznik als Sieger ermittelt wurde.

In der Gruppe der mittelmäßigen Spieler wurde Dessen Sieger. Drei unentschiedene Partien erbrachte der Kampf zwischen Lis und Krysztal und viermal trat Plocki gegen Kulig an.

Am interessantesten war der Kampf der Meisterspieler wie Altman, Tamres und Wajnrauch. Man sah hier vortreffliche Züge, jeder Zug lange und hingebungsvoll überlegt. Am Ende ging als unbestrittener und von den Gegnern unangefochtener Sieger im Dame-Spiel nicht Wajnrauch hervor, sondern Tamres, der alle Spieler haushoch geschlagen hatte.

Vielleicht wird Wajnrauch im kommenden Jahre im Ferienheim der Sieger? Doch nein, er ist ja schon dreizehn und wird dann zu alt sein, denn die Ferienkolonien sind nur für Kinder bestimmt.

Leb wohl, Ferienheim, ade Michalowka!

Zuweilen begegne ich dem lahmen Wajnrauch in Warschau. Wenn er grüßt, lächelt er immer fröhlich: gewiß erinnert er sich dann an den Dame-Wettbewerb, an den Storch, an Najmajsters Märchen und die süße Möhre.

Elftes Kapitel

Die Briefe der Eltern / Hat Josek nicht wegen der Hosenträger geweint? / Die letzten Karten

Am Morgen kommt der Bäcker mit dem Brot und bringt die Briefe von der Post. Die Briefe gibt man den Jungen erst nach dem Frühstück. Denn wer einen Brief erhält, der will vor lauter Freude seine Milch nicht trinken und wer keinen Brief erhält, der will vor lauter Kummer keine Milch trinken. Und man muß wissen, daß eine Postkarte sechs Groschen kostet, das ist fast soviel wie ein Pfund Brot: die Jungen bekommen also nicht sehr häufig Post von zu Hause.

Dem Rubin schrieb die Mutter:

„Lieber Sohn, wir freuen uns, daß du baden gehst und kein Heimweh hast. Sei brav und folgsam, vergnüge dich und komm gesund und froh zurück zu deiner dich liebenden Mutter.“

Solche Briefe, in polnisch geschrieben und ohne komische Fehler, sind selten. Aber fühlte Boruchs Vater nicht dasselbe und wollte er nicht dasselbe sagen, als er schrieb:

„Lieber Sohn Boruch! Hiermit teile ich dir mit, daß wir, gottlob, gesund sind und wünschen dir dasselbe. Sei gehorsam und mach genau, was man dir sagt. Wir umarmen dich aus der Ferne.“

Am Donnerstag nach dem Mittagessen schreiben die Jungen nach Hause, natürlich nur die, welche es schon können.

„Bitte, Herr Lehrer, schreiben Sie einen Brief für mich?“

„Was soll ich schreiben?“

„Weiß ich selber nicht.“

„Ich werde schreiben, daß du ein Schlingel bist und dich mit den Jungen herumprügelst.“

„Nein, das nicht . . . Schreiben Sie, ob Josek geweint hat, weil ich ihm die Hosenträger weggenommen habe.“

„Die Hosenträger hast du dem Josek weggenommen?“

„Weil die Mama es mich geheißen hat. Denn mein Anzug ist zerrissen und seiner hat Hosenträger.“

„Dann fragen wir vielleicht, ob Josek nicht geweint hat, weil du ihm seinen Anzug weggenommen hast?“

„Gut. Schreiben Sie das . . .“

In Jiddisch schreibst Hersz:

„An meine lieben Eltern. Zuerst möchte ich schreiben, daß ich bin gesund und möchte wissen, was gibt Neues zu Hause und wiege 54 Pfund und esse fünfmal am Tage und werde euch alles erzählen und wir bauen eine Festung und schaufeln Erde und möchte ich gerne wissen, was es Neues gibt zu Hause.“

Es gab in den Briefen der Kinder auch sehr besorgte Fragen:

„Hat der liebe Vater eine Anstellung gefunden und hat Chaim Arbeit und verdient etwas?“

Denn als der Junge in das Ferienheim fuhr, war der Vater arbeitslos . . .

Einige der Schreibunkundigen haben kein Vertrauen zu dem Betreuer und lassen den Brief lieber vom Kameraden schreiben. Der schreibt, was man ihm sagt, aber der Betreuer könnte den Eltern hinterbringen, daß man gestern beim Baden bis zur Mitte des Flusses watete, wo es tief ist, oder daß man beim

Jagen eines Eichhörnchens auf die Nase gefallen ist. Bei der Obrigkeit soll man lieber vorsichtig sein.

Der Kamerad, über die Familienverhältnisse aufgeklärt, schreibt wie aus einem Buche:

„Erstens bin ich gesund und grüße den Großvater und grüße den Bruder und grüße die Schwester und grüße den kleinen Bruder Motek und grüße die ganze Familie. Bleibt gesund und ich grüße den Abraham und ich grüße das Tantchen und die Onkelchen, den einen wie den anderen.“

Der Kamerad liest den Brief vor und man sieht, daß alles in Ordnung ist.

„Ich habe schon geschrieben, Herr Lehrer.“

Und der erste Brief im Leben wird abgeschickt.

In der vierten Woche schreibt der Betreuer eine Postkarte an die Eltern:

„Bitte erwarten Sie Ihren Sohn am Donnerstag, dem 20. Juli, um 12 Uhr mittags am Bahnhof.“

Und er fügt hinzu:

„Er war fröhlich und lieb und wir hatten ihn sehr gern.“

Es wird die Eltern freuen zu erfahren, daß ihr Kind die Sympathie fremder Leute gewann.

„Bitte, Herr Lehrer, was haben Sie über mich geschrieben?“

„Daß du keine Grütze essen wolltest und das Bett schlecht gemacht hast und daß dir der Vater das Fell versohlen soll.“

„Hab' keine Angst, der Herr Lehrer macht nur Spaß“ — belehrt ihn ein erfahrener Kamerad.

Zwölftes Kapitel

Chaim und Mordka / Der Kuckuck, das Eichhörnchen und die Geschichte vom Schmetterling / Den Mordka nennen sie Maciek

Warum ist Chaim, der niemanden in Ruhe lassen kann, mit Mordka Czarniecki befreundet und ärgert ihn nie?

„Ist Chaim dein Freund?“

„Ja“, antwortet Czarniecki und nickt.

„Und er rauft sich nicht mit dir?“

„Nein“, beteuert er lebhaft.

Mordka Czarncki hat große, schwarze Augen, die immer ein wenig verwundert und ein wenig traurig dreinblicken.

Als die Jungen einmal in der Waldlichtung spielten, rief aus dem Erlenwäldchen ein Kuckuck.

„Ku-ku“, rief der Kuckuck.

„Ku-Ku“, wiederholte Czarncki und lauschte und wartete, bis der Kuckuck ihm antwortete.

Lange haben sie sich so unterhalten, der Junge und der Kuckuck. Aufgeschreckt flog der Vogel schließlich davon. Mordka wunderte sich, daß ihm niemand mehr antwortete und er wollte nicht glauben, daß es ein Kuckuck war, mit dem er sich unterhalten hatte.

Wenn die Jungen ein Eichhörnchen sehen, verhalten sie sich verschieden: die einen lauern ihm auf, um es aus dem Hinterhalt zu packen, denn es geht das Gerücht um, daß vor drei Jahren ein Junge ein lebendiges Eichhörnchen gefangen und in die Küche gebracht habe. Die anderen lachen aus lauter Freude darüber, daß das kleine rotbraune Tierchen so flink von Ast zu Ast springt: ein Mensch würde bestimmt herunterfallen und sich den Schädel einschlagen. Czarncki lacht nicht, aber seine Augen werden vor Staunen noch größer, daß ein Eichhörnchen etwas kann, was niemandem sonst gelingt.

Die Jungen spielen Stöckchen-Schlagen. Czarncki schaut zu und wundert sich, daß man ein Stöckchen mit einem anderen so geschickt und so hoch in die Luft werfen kann. Aber er selbst versucht das Spiel nicht.

Ebenso schaut er auf den Sonnenuntergang: als ob er einem wichtigen Gedanken nachhinge und nur deshalb aus seiner Versunkenheit gerissen wird, weil er etwas ganz besonders Schönes erblickt.

Der Schmetterling fliegt von Blume zu Blume. Czarncki verfolgt ihn, nicht um ihn zu fangen, sondern er staunt nur, daß diese beiden Schneeflocken vor ihm fliehen, als seien sie lebendig. Aber vielleicht leben sie wirklich?

„Müssen Schmetterlinge weiß sein?“, fragte er Chaim und erzählte ihm folgende Geschichte:

Ein Junge in der Schule zerriß einmal ein Blatt Papier in kleine Stücke und warf sie zum Fenster hinaus. Als die Papierfetzen langsam zu Boden fielen, liefen alle zum Fenster und

einige riefen, es seien Schneeflocken, und andere, es seien Schmetterlinge.

Die Hausmeisterin beschwerte sich, daß sie den Hof verunreinigt haben; als der Lehrer erfuhr, wer die Papierchen zum Fenster hinausgeworfen hatte, schlug er den Jungen mit einem hölzernen Pfeifenrohr. Der Junge weinte sehr. Damals hatte Czarncki erfahren, daß es auf der Welt Schmetterlinge gibt – und jetzt sieht er sie hier mit eigenen Augen . . .

Die Jungen lachen über Mordka, weil er nicht Seilspringen kann, beim Fangspiel unbeholfen ist, die Bälle niemals fängt, und sie nannten ihn Maciek.

Den Jungen wurde gesagt, daß es gute und schlechte, schlaue und dumme Leute gibt; Maciek ist ein bäuerlicher Name, also ein Name von armen Leuten und durchaus kein lächerlicher Name. Wenn sie also Maciek als einen verächtlichen Namen gebrauchen, dann sind sie denen gleich, die über den Namen Mojsche lachen⁴. Aber nur die Älteren und Vernünftigeren verstanden, was der Betreuer ihnen erklärte.

Erst als Chaim feierlich verkündigte:

„Wer Czarncki ärgert, dem schlage ich die Zähne ein“ – da wurde allen klar, daß man sich mit den beiden Freunden nicht anlegen kann . . . Warum schloß Chaim, einer der größten Strolche, einen Bund mit Czarncki, dem allerstillsten Jungen des Ferienheims?

Dreizehntes Kapitel

Die Michalowka-Zeitung / Warum sprechen die Jungen schlecht polnisch? / Traurig heißt auch im Jiddischen: traurig

Elwing ahnte gleich, daß die Zeitung „Michalowka“ nicht aus Warschau kommt, sondern daß die Herren Betreuer sie selbst schreiben und absichtlich in einen Umschlag stecken, als sei sie von Warschau abgeschickt worden. Aber auch er hört zu, denn er muß zugeben, daß alle Nachrichten die neuesten und sehr interessant sind.

⁴ Mojsche oder Mojschek waren Spitznamen für Juden.

Es gab verschiedene Neuigkeiten in der Zeitung:

„Die Jungen spielten Schlagball und schlugen dabei eine Scheibe ein. Die Haushälterin wurde sehr böse.“

„Grinbaum Boruch hat sich mit Mordka geprügelt.“

„Der kleine Mamelok kletterte auf das Fenster und guckte in die Küche.“

„Hewelkie und Szekielewski wollen keine Grütze essen.“

„Jejman schlug Buterman auf die Nase. Buterman hat ihm verziehen.“

„Der neue Hund riß sich von der Kette los und lief weg. Aber Franek hat ihn eingefangen.“

„Wajnberg riß sich ein Loch in die Mütze; er wird die zerrissene Mütze aufsetzen müssen, weil er keine neue bekommt.“

„Sztabholtz hat auf Eier viel Wasser getrunken und wird Bauchschmerzen bekommen, und vielleicht wird er sogar einen ganzen Löffel Rizinusöl schlucken müssen.“

Ein Artikel der Michalowka-Zeitung war den Schuhen gewidmet: wie unbequem es ist, auf dem Lande Schuhe zu tragen, und wie angenehm und gesund es ist, barfuß zu gehen; an anderer Stelle war zu lesen, wie ein Blitzjunge und wie ein Depp den Tag verbringen.

Ein Artikel galt den Ferienkolonien:

„Seit 25 Jahren werden durch den Verein für Ferienkolonien Kinder aufs Land verschickt. Zuerst waren es wenige, dann viele Kinder und jetzt sind es jährlich dreitausend; die Hälfte davon, also eintausendfünfhundert, sind Jungen, die andere Hälfte Mädchen. Der Verein bringt jährlich vierzigtausend Rubel auf, um Kinder aufs Land zu schicken. Kleidung, Betten, Teller, Seife, Fleisch und Milch — das alles muß gekauft werden. Wer also Taschentücher oder Bälle verliert, den Anzug kaputtreißt, Scheiben einschlägt oder Gabeln zerbricht, der handelt schlecht, denn dann ist für Milch und Brot zu wenig Geld da und es können nicht mehr so viele Kinder aufs Land verschickt werden, und wer nicht mitfahren darf, ist traurig und weint.“

Zu den Sommerkolonien gehören mehrere solcher Wälder und Heime wie Michalowka. Es fahren auch Kinder nach Ciechocinek oder nach Zofiowka und Wilhelmowka.

Für Michalowka muß viel Geld aufgebracht werden, bis zu fünftausend Rubel. Zweimal im Jahre kommen die Jungen und zweimal die Mädchen hierher.

Wer gibt das Geld? Verschiedene Leute. Einer vermacht das Geld nach seinem Tode, weil er es dann nicht mehr braucht, ein anderer will sich beim lieben Gott Gnade erkaufen, ein dritter möchte, daß man ihn für einen guten Menschen hält. Und ein vierter ist wirklich ein guter Mensch, der will, daß alle Kinder zum Spielen auf das Land fahren können und fröhlich und gesund sind.

Wer sammelt das Geld? Der Vorsitzende des Vereins für Ferienkolonien und andere Herren und Damen.

Warum sammeln sie das Geld?

Weil die Leute, die sie schätzen und ihnen vertrauen, sie gewählt haben, genau so, wie ihr hier in Michalowka Presman, Plodki und Frydenson als Richter gewählt habt."

Man könnte in der Zeitung einen hübscheren Artikel über die Ferienkolonie schreiben, aber die jüdischen Kinder verstehen die polnische Sprache schlecht und man muß sich für sie einfacher Ausdrücke bedienen.

Einige Jungen sprechen überhaupt nicht polnisch, aber sie wissen sich wenigstens ausgezeichnet zu helfen. Sie sagen:

„Herr Lehrer, ooooh!"

„Ooooh!" heißt: meine Hosen sind zu lang, mir fehlt ein Knopf, eine Mücke hat mich gestochen, welch schöne Blume, ich habe kein Messer oder keine Gabel.

Für alle diese Sätze steht das eine kurze „ooooh".

Frühstück, Vesper, Abendessen — alles heißt für sie: Mittagessen. Wann immer die Glocke ertönt, sie eilen mit dem fröhlichen Ruf herbei: es gibt Mittagessen!

Woher sollen sie wissen, daß die Mahlzeiten zu den verschiedenen Tageszeiten auch verschiedene Namen haben, wo sie doch zu Hause, wann immer sie hungrig sind, stets nur ein Stück Brot mit ungesüßtem Tee bekommen?

Anders ist es bei denen, die in den Straßen wohnen, wo es viele polnische Jungen gibt.

Grinbaum aus der Altstadt spricht gut polnisch und die Brüder Furtkiewicz haben schon polnische Vornamen: sie heißen Henio und Gucio. Und Topcio Mosiek pflegt zusammen

mit den Franeks und Janeks Tauben einzufangen. Er lernte von den Jungen auf zwei Fingern pfeifen und krähen wie ein Hahn, denn er wohnt in der Przyokopowa-Straße.

Aber es gibt auch Straßen in Warschau, wo die polnische Sprache, wenn man sie zu hören bekommt, nur aus den häßlichen Flüchen eines Hausmeisters besteht, der auf die Judenbergel schimpft, die den Hof schmutzig machen. Da hört so ein kleiner Bursche nur polnische Sätze wie diese:

„Die Pest sollst du kriegen und der Teufel soll dich holen!“

Hier auf dem Lande lächelt ihnen die polnische Sprache im Grün der Bäume und im Gold der Ähren entgegen, hier verbindet sie sich mit dem fröhlichen Gesang der Vögel und verknüpft sich mit den Perlenschnüren der Sterne, hier atmet sie das Lüftchen, das vom Fluß herüberweht, die polnischen Worte fügen sich ähnlich wie die Feldblumen wie von selbst zu einem fröhlichen Strauß oder erheben sich rein und strahlend wie die Sonne.

Hier lehrt sie niemand die Sprache, denn dafür ist keine Zeit, und sie werden nicht einmal korrigiert, wenn sie fehlerhaft sprechen.

Ihre Lehrmeister sind die polnische Erde und der polnische Himmel . . .

Hier stört auch das Jiddische nicht, denn es ist nicht der keifende, ordinäre Jargon der Streitereien und Schimpfnamen, sondern nur die fremde Sprache einer heiteren Kinderwelt.

Und auch diese Sprache hat ihre sehnächtigen und zärtlichen Worte, mit denen die Mutter ihr krankes Kind in den Schlaf singt.

Und das stille, graue polnische Wort „traurig“⁵ heißt auch auf jiddisch: traurig.

Und wenn einem polnischen oder einem jüdischen Kinde etwas Böses widerfährt, könnte es mit dem gleichen Wort ausdrücken, was es fühlt: Traurigkeit.

⁵ smutno = traurig.

Vierzehntes Kapitel

Krieg / Der Kampf am ersten Fort / Die Eroberung des zweiten Forts / Ein Soldat, der in der Nase bohrt, und Waffenstillstand

Wir machen uns auf den Weg zu unserer Festung.

Weithin vernehmbar ertönt der Schall der Kriegstrompete, der die kleinen Trompeten der einzelnen Abteilungen antworten. Die Schaufeln der Pioniere erzeugen ein Klirren von Eisen. Die Fahnen flattern.

„In Abteilungen aufstellen“, ertönt das Kommando.

Die ersten sieben Paare sind die Angreifer. Diese vierzehn Helden sollen gegen alle übrigen kämpfen. Der Trupp ist klein aber tüchtig — und daß er kämpfen kann und ihn die Überzahl der Feinde nicht schreckt, haben drei Manöverübungen bewiesen.

„Die Verteidiger des ersten Forts, vorwärts!“ lautet das Kommando.

An der Spitze General Korcarz mit der Fahne des ersten Forts, hinter ihm vier Regimenter, jedes Regiment bei seinem Kommandanten; voran die Verteidiger der beiden Seitenflügel, dahinter zwei mittlere Regimenter, die sich direkt bei der Fahne aufstellen werden.

Wenn die auf der Anhöhe gehißte Fahne in die Hände der Feinde fällt, muß sich die Truppe ohne weiteren Widerstand zurückziehen, die Pioniere das erste Fort dem Erdboden gleichmachen, und dann beginnt der Kampf am zweiten Fort.

General Hersz Korcarz bewies, daß er mannhaft in der ersten Linie zu kämpfen weiß, ohne dabei die Fahne auf der Anhöhe aus den Augen zu verlieren, um im Falle einer Gefahr rechtzeitig die ihm unterstellten Regimenter zur Hilfe zu holen. Außer Tapferkeit muß er kaltblütig und geistesgegenwärtig sein.

„Das dritte, vierte und fünfte Fort — vorwärts, eins, zwei!“

Diese Befestigungen schützen das erste Fort von hinten und von der Seite, wie man aus dem Plan ersieht. Die Truppen müssen jederzeit bereit sein, der bedrohten Fahne auf einen Befehl zur Hilfe zu eilen.

Nicht nur in den Reihen der Angreifer gibt es mutige, starke, erfahrene und gewandte Krieger, auch die Verteidiger sind bereit, bis zum letzten für ihre Ehre zu kämpfen — der Aufeinanderprall von zwei solchen Kräften wird gewaltig.

Obwohl die nahe Schlacht ihrer harrt, gehen die tapferen Regimenter, ein Marschlied singend, fröhlich durch den Wald.

Ganz am Ende fahren die Sanitätswagen, die gleichen, die beim Bau der Festung zum Transport der Eimer mit dem Sand und den Steinen dienten. Jetzt führen sie die Apotheke, Wasser und Schüsseln zum Waschen der Verwundeten mit sich. Der lahme Wajnrauch befehligt die Abteilung der Feldscher und Sanitäter, Ärzte sind Sosnowski und der bucklige Krysztal, und Sikora trägt die Sanitätsflagge, die das Spital vor einem Angriff schützen soll.

Bei der Festung angekommen, verläuft alles ruhig. Alle Abteilungen nehmen ihre Stellungen ein. Die Fahne des ersten Forts wiegt sich leicht im Wind.

Ein Bote überreicht dem General Korcarz ein Stück Papier mit der kurzen Mitteilung:

„Wir greifen an.“

Für lange Briefe ist keine Zeit. Die Antwort lautet:

„Wir erwarten euch.“

Der Angriff verteilt sich auf kleine Abteilungen, auf Dreiergruppen. Während sich zwei von ihnen auf die Seitenflügel des ersten Forts werfen, um die Kräfte der Verteidigung aufzusplittern und ihre Aufmerksamkeit von dem Platz, wo ihre Fahne heißt ist, abzulenken, werden sich die restlichen drei Gruppen genau auf die Mitte des Walls werfen, um in einem einzigen mächtigen Ansturm die Verteidiger zu überrennen, sie zu verwirren und gleich mit dem ersten Angriff den Sieg zu erringen.

Ein Augenblick der Unachtsamkeit, ein Moment des Abgelenktseins, und der Sieg wird sich auf die Seite der Angreifer neigen. Die Einnahme des ersten Forts bedeutet noch nicht die Eroberung der Festung, aber schon einen großen Schritt darauf zu.

Ein dreimaliges Signal der großen Trompete und die erste Dreiergruppe taucht aus dem Schützengraben auf. Im Galopp durchquert sie den Raum, der sie von der Festung trennt und

hält vor dem Wall inne, als fehlte ihr der Mut. Eine Kriegslist, versteht sich, um die Wachsamkeit der Verteidiger abzuschwächen.

Dutzende ausgestreckter Arme, bereit, die drei Helden abzuwehren, ziehen sich wieder zurück. Man sieht, wie einige leichtsinnige Verteidiger ihre Stellung im Zentrum der Befestigung verlassen, nicht begreifend, daß die Flügel sich selbst verteidigen können, sie aber, die den Hügel mit der Fahne schützen sollen, bald schnelle Hilfe nötig haben werden.

Als das erste Dreiergespann in gestrecktem Trab zu ihren Schützengräben zurückläuft, wird es von den Verteidigern laut ausgelacht und gehänselt.

Und wieder ein lauter Trompetenstoß — die beiden Dreiergruppen setzen an beiden Flügeln mit dem gleichen Resultat zu einem Täuschungsangriff an.

Für die Verteidiger steht fest:

Sie haben Angst.

Diese Selbstsicherheit und ihr voreiliger Triumph hätten ihnen beinahe zum Unglück gereicht. Denn als die beiden Flankentruppen bei ihrer richtigen Attacke nun wirklich anfangen, den Wall zu erklimmen, erwies sich das Zentrum als nahezu schutzlos.

Aber hier stand General Hersz Korcarz und er allein hielt dem wütenden Ansturm stand, bis seine Truppen, die Situation endlich begreifend, ihm zur Hilfe kommen.

Alle sind schon auf dem Wall. Mal ist dieser, mal jener neben der Fahne. Von der einen Seite zurückgeschlagen, kommen sie von der entgegengesetzten wieder an. Wer in den Graben gestoßen wird, krabbelt wieder nach oben. Wer fällt, steht gleich wieder auf und kämpft weiter. Mal sieht man diesen, mal jenen Draufgänger auf der Schanze, aber jäh hinabgestoßen, muß er mühselig wieder den Wall erklimmen.

Das Schlagen von Besiegten verbietet das Kriegsgesetz: erlaubt ist nur, die Verteidiger vom Wall zu stoßen oder sie herunterzuziehen. Die Aufgabe der Sanitäter ist es, den Gestrauchelten wieder auf die Beine zu helfen. Verwundete gibt es nicht: als verwundet gilt, wer anfängt zu weinen, aber es weint niemand.

Die Trompete kündigt den Rückzug. Die erschöpften Angreifer kehren in ihr Lager zurück. Ihr erster Angriff wurde siegreich abgeschlagen. Aber das heißt nicht Waffenstillstand. Dem ersten folgen der zweite und dritte Angriff. Das war erst ein Vorspiel, ein erstes Kräfteressen, lediglich ein großes Manöver, das die kriegesischen Fähigkeiten der beiden kämpfenden Armeen abzuschätzen erlaubt.

Die Angreifer halten eine kurze Beratung ab. Erneut erschallt die Kriegstrompete — und wieder beginnt der Kampf. Schon scheint die Fahne in der Hand des Feindes, als ein kurzer Schrei, „Zur Standarte!“, die zerstreuten Soldaten versammelt und rundum zu einem unbezwingbaren, lebenden Schutzwall zusammenschließt.

Umgeben von einer Übermacht, kann der Angreifer nicht mit der Eroberung des Forts rechnen; nur der erste Impetus der unerwarteten Attacke kann ihm den Sieg bringen; täuscht er sich, sollte er weder Kraft noch Elan nutzlos vergeuden, sondern durch kleine Scharmützel den Feind ermüden und warten, bis im weiteren Verlauf des Kampfes der hohe Wall zerstört und flacher wird.

Aber der Angreifer wird ungeduldig. Und da bietet ihm die durch ein geschicktes Manöver zersprengte Abwehr die Möglichkeit, die feindliche Fahne an sich zu reißen.

„Verlaßt das erste Fort“, lautet die Anweisung, „wir haben eure Fahne!“

Ein verfrühter Triumph.

Ein Feldtelefon wird angebracht und aus dem erregten Gespräch zwischen den beiden Heerführern wird klar, daß die Angreifer einer List zum Opfer fielen: sie eroberten die ziemlich wertlose Fahne des vierten Forts, das die Verteidiger aufgaben und ohne großen Nachteil für sich selbst der Zerstörung überließen.

Aus diesem Grunde entsteht im Lager der Angreifer vorübergehend sogar ein Aufruhr.

Es tauchen aber auch viele andere Fragen auf, die entschieden werden müssen, z. B. das Problem der Gefangennahme und des Gefangenenaustauschs, ferner eine den Fahnenträger betreffende Frage sowie die Angelegenheit der Soldaten Kulig und

Mitman wegen Mißhandlung von Besiegten. In Anbetracht dessen wird für einen Tag Waffenstillstand geschlossen.

Die Verteidiger triumphieren, die Angreifer vertrauen der Zukunft, so kehren sie zum Abendessen heim, um den kurzen Frieden zu nutzen und den im Kampf ermatteten Leib durch Essen und Schlafen zu erquicken.

Am nächsten Tage ist es schwül, also nehmen die beiden Armeen erst gegen Abend ihre Stellungen ein.

Es zeigt sich, daß das gestern eroberte vierte Fort nicht ohne Bedeutung war und daß die Angreifer, die Waffenruhe nutzend, offenbar einen genauen Plan ihres Vorgehens ausgearbeitet hatten. (Es erübrigt sich zu bemerken, daß an diesem Tage der Krieg das einzige Thema aller Gespräche war.) Vielleicht lag es auch daran, daß Korcarz es schwerer hatte, sich mit seinen zahlreichen Truppen zu verständigen, oder daß der gestrige Erfolg möglicherweise die Wachsamkeit der Verteidigung geschwächt hat. Kurzum, der ersten kurzen, wie zur Probe geführten Attacke folgt die zweite so unverhofft und stark, daß nicht nur die Fahne in Feindeshand fiel, sondern auch ein Teil der Abwehr aus der Stellung gedrängt wird.

Und es fällt das stolze, unnahbare erste Fort, das, zerfurcht von zahlreichen Gefechten und durch die Angriffe zerstört, früher, als es den Kriegsbedingungen entspricht, den Pionieren zum Einebnen übergeben wird.

Soldat Raszer erhält den Rang eines Obersten; Szajkinder und Prager haben die Brust bereits mit Orden dekoriert. General Zamczykowski wird wegen Ordnungswidrigkeiten in der Division degradiert; die Soldaten Grubman, Irbium und Szrajbaum werden krankheitshalber befreit, Margules, Korn, Tamres und Plocki lernen die Gefangenschaft kennen.

Kampfgestählt und reich an Erfahrungen treten die beiden Armeen zu weiteren Kriegsspielen an.

Die Verteidigung des zweiten Forts übernimmt Presman (der jüngere), neben dem der glücklose Held der vorangegangenen Kämpfe, Korcarz, stehen wird. Die Reserve wird von der kleinen, aber kräftigen Truppe Rotsztajn, Apt, Hechtkopf und Rotbart gebildet. Außerdem kommen auf Fort sechs und sieben zwei neue Regimenter der Generale Karas und Altman hinzu.

Auf dem Verhandlungswege wird für strittige Fälle ein Schiedsgericht der Generale beschlossen, die sich unter wechselseitigem Geleitschutz auf halbem Wege entgegenkommen sollen.

Vor der Schlacht wird auf dem zweiten Fort eine kurze Ansprache gehalten:

„Soldaten! Da, an dem abgebrochenen Schaft, seht ihr das zerrissene graue Leinentuch. Es ist das Leben und die Ehre des zweiten Forts. Diese graue Fahne ist umso kostbarer, als sie in Kämpfen zerfetzt wurde und im Staub des Schlachtfeldes verblieb.“

Es folgt der Austausch der Depeschen durch Boten, dann wird ins Horn geblasen.

Die Angreifer, durch ihren Erfolg angespornt, haben die Taktik ihres Vorgehens geändert. Die Attacken sind kurz, aber dafür energisch und pausenlos.

Jeder zurückgeworfene Dreiertrupp sammelt sich sofort wieder und wirft sich geschlossen auf den schwächsten Punkt des Walls.

Aber auch die Abwehr hat durch ihre schmerzhaftes Niederlage Erfahrungen gesammelt. Drei Regimenter stehen regungslos, ohne sich am Kampf zu beteiligen, als Reserve und unüberwindbare Schutztruppe neben der flatternden Fahne.

Die Zahl der Helden nimmt zu, aber auch die Zahl der Gefangenen. Das ganze fünfte Regiment, einschließlich seines Kommandeurs, gerät bis auf den Soldaten Rozenrot, in den Hinterhalt.

Der vom Soldaten zum Obersten beförderte Hersz Raszer erhält den Rang eines Generals. Es zeichnen sich aus: Herszman, Gutner, Korczak, Gebajder und Szpirglas. Die Degradierung trifft den Oberst Horenkrig wegen Ordnungswidrigkeiten in seinem Abschnitt. Soldat Herzfinkiel kommt vors Kriegsgericht, weil er während der Schlacht ruhig auf einem Seitenwall saß und in der Nase bohrte.

Das In-der-Nase-Bohren, eine Tätigkeit, die viele Anhänger hat, ist im allgemeinen harmlos, wird aber in der Stunde des Kampfes um die Ehre der Festung strafwürdig und muß jeden, nicht nur den Befehlshaber, auch die Waffengefährten empören.

Am Ende des zweiten Kampftages macht der Pionier Flaszenberg das Feldtelefon kaputt — und so ruhen bis zum nächsten Tag die Waffen.

Die Feinde geben sich die Hand. Unter den Klängen eines Marsches werden die Auszeichnungen überreicht — schöne Orden, aus rotem, blauem und gelbem Papier ausgeschnitten.

Am dritten Tage sind beide Seiten sogar bereit, auf das Mittagessen zu verzichten, um zu einem Resultat zu kommen, d. h. entweder den Angreifer zum Rückzug und damit zum endgültigen Verzicht seiner Besitzansprüche auf die Festung zu zwingen oder im Hinblick auf die Zwecklosigkeit weiteren Widerstands, die Festung zu ehrenhaften Bedingungen zu übergeben.

Keine Partei ist jedoch zum Nachgeben bereit. Das zweite Fort fällt erst am vierten Kampftag, und das nur auf Grund eines fatalen Umstands.

Einer der Dreiertrupps, der bis zur Fahne vorgedrungen war, wollte sie packen, bekam aber nur ein abgebrochenes Stück Holz mit einem Nagel und einem Leinwandfetzen, nicht größer als einen halben Zentimeter, zu fassen.

Es erhebt sich die Frage:

Gilt die Fahne als erobert?

Waffenstillstand, Schiedsgericht. Mit angehaltenem Atem warten beide Parteien auf das Beratungsergebnis der Heerführer. Die Beratung dauert lange, denn die Angelegenheit ist verzwickt.

„Wollt ihr, daß wir eure Fahne stückweise erobern?“ fragen die Führer des Angriffs. „Ist das Stück nicht ein Beweis, daß wir die Fahne bereits in den Händen hatten?“

„Ist das Stück nicht eher ein Beweis dafür, daß ihr sie nicht erobern konntet?“ entgegnen die Verteidiger.

Das Gericht wird auf dem Platz zwischen dem Schützengraben und der Festung abgehalten und nur vereinzelte Worte der aufgeregten Sprecher dringen an das Ohr der Armee.

Schließlich kommt General Presman sehr blaß zurück und befiehlt, die Fahne des zweiten Forts dem Feind zu übergeben, das Fort zu räumen und sich auf die Festung zurückzuziehen.

Ein düsterer Trauermarsch erklingt. Die Heerführer haben Tränen in den Augen. Der Gerechtigkeit ist Genüge getan.

Oberst Perlgericht, der bei der Fahne gestanden hatte, entgeht nur dank den Bitten seiner Frau und seiner unmündigen Kinder der drohenden Strafe. Erst in den Gefechten um die Festung gewinnt er auf Grund seiner Tapferkeit Rang und Ehren zurück.

Den Oberbefehl über die Festung erhält General Lis. Nach einigen vergeblichen Attacken erkennt der Angreifer die Uneinnehmbarkeit der Festung.

Und so endet der letzte Akt:

Wir schließen für ein Jahr Frieden. Im Besitz des Angreifers verbleiben zwei Haupt- und fünf Seitenforts. Im Besitz der Verteidigung verbleibt die Festung.

Es folgen die Unterschriften und ein großes Siegel aus rotem Lack.

Fünftezehntes Kapitel

*Fürst Kruk und sein kleiner Bruder / Körbchen aus Binsen /
Warum ist Ber-Lejb Kruk ein Fürst?*

„Warum nennt ihr den älteren Kruk Fürst?“

„Weil er so fein ist wie ein Fürst. Wenn man ihm was sagt, ist er gleich beleidigt und will nicht mehr mitspielen.“

„Ist der kleine Kruk auch ein Fürst?“

„Ach der! Ein Halunke ist er, aber kein Fürst!“

Der ältere Kruk betreut seinen Bruder, er überläßt ihm sein Fähnchen und ist sein ständiger Beschützer. Der Kleine aber ist frech und sucht mit jedem Streit. Der Ältere trägt den Umhang, wenn der Kleine spielt, guckt morgens nach, ob der Seifenschäum aus den Ohren gespült ist, richtet ihm abends das Bett und deckt ihn sorgsam zu.

„Warum verhätschelst du diesen Lämmel so?“ fragt man den älteren Kruk. „Sich mit den Jungen herumprügeln, das kann er, aber sein Bett machen, dazu hat er keine Lust.“

„Soll er seinen Spaß haben“, sagt der Ältere, „er ist noch klein, er ist erst acht Jahre alt.“

„Du bist auch noch klein.“

„Oh, nein, ich bin schon zwölf, ich arbeite schon zusammen mit meinem Vater in einer Schuhfabrik. Ich bin schon groß.“

Als die Jungen Körbchen aus Binsen flochten, wollte er auch ein Körbchen für seinen Bruder machen. Sie saßen auf den Stufen zur Veranda und bastelten. Plötzlich sagte jemand, Kruk habe ihm zwei Flechthalme weggenommen. Die Halme sind lang, also sehr kostbar. Es gab einen Wortwechsel und der Junge nannte Kruk einen Dieb.

Kruk war untröstlich, selbst ein Federmesser zum Abschneiden der Halme konnte ihn nicht aufheitern. Er flocht keinen Korb mehr und mochte nichts zum Abendessen.

„Iß, Kruczek, hab' dich nicht so. Schließlich habe ich dich schon um Verzeihung gebeten und zugegeben, daß die Halme von dir waren.“

„Ich bin ihm nicht mehr böse.“

Kruk versuchte zu essen — schon hob er den Löffel zum Munde.

„Ich kann nicht. Wenn ich Kummer habe, kann ich nie essen.“

„Hast du denn öfter Kummer?“

„Hier nicht, aber zu Hause, ja . . .“

„Liebe, unvergeßliche Eltern!“ schrieb Kruk der Ältere nach Hause. — „Erstens lasse ich Euch wissen, daß es uns gut geht. Gott gebe, daß ich das auch von Euch könnte hören — für alle Zeiten. Wir haben kein Heimweh und gehen jeden Tag in den Wald. Zweitens haben wir viel Spaß und Chaim ist brav. Bleibt gesund und stark. Seid begrüßt von Ber-Lejb und von Chaim.“

Jemand nannte Kruk scherzhaft einen Fürsten. Obwohl nur ein Scherz, ist er doch von der Wahrheit nicht weit entfernt.

Es gibt im Leben zwei Königreiche: das eine ist das Königreich des Amüsements, der Salons und der schönen Kleider. Hier sind diejenigen die Fürsten, die seit Jahrhunderten die Reichsten waren, die am fröhlichsten lachten und am wenigsten arbeiteten. Das andere, große Königreich ist das Reich der Sorge, des Hungers und der Mühsal; seine Fürsten wissen schon in frühester Kindheit, was ein Pfund Brot kostet, sie betreuen ihre jüngeren Geschwister und müssen zusammen mit ihren Eltern hart arbeiten.

Czarnecki und Kruk sind Fürsten im Reich der traurigen Gedanken und des schwarzen Brotes, sie sind Fürsten seit Generationen; schon in uralten Zeiten ward ihnen die Adelswürde zuteil.

Sechzehntes Kapitel

Die Nöte der Betreuer / Der General als Pferd / Wie die Schafsböcke einen Menschen zu Verstand brachten

Es gibt in der Sommerkolonie vier Leute, welche die Jungen beim Spielen zu stören pflegen.

Da ist erstens Herr Herman, der die meisten Liedchen kennt und am besten aufpaßt, daß sich keiner der Jungen ein Bein bricht oder Masern bekommt, und deshalb ist es in seiner Gruppe weder erlaubt, Stöcke zu haben noch auf Bäume zu klettern — und deshalb mag er das Kriegsspielen nicht und will nicht baden gehen, wenn es windig ist.

Der zweite, Herr Stanislaus, hatte Halsschmerzen, Zahnschmerzen, dann Schluckbeschwerden und schließlich nahm er eisenhaltige Pillen. Außerdem hat er eine Trompete, auf der er sehr schön das Wecksignal bläst. Er machte eine Rennbahn und nähte den Engeln in den „Lebenden Bildern“ Flügel an.

Herr Mieczyslaw zeigte hübsche Bildchen aus der Laterna Magica und Zauberkunststücke. Außerdem sammelt er die Bälle ein, die auf das Verandadach fallen.

Der vierte ist ungeschickt, er kann nicht Schlagball spielen, doch weil er Bücher schreibt, meint er, sehr klug zu sein. Aber eigentlich haben ihm erst die Schafsböcke Verstand beigebracht, wie wir gleich sehen werden.

Es sollte noch ein fünfter dabei sein, aber der hat zum Glück geheiratet und seine Frau bestimmte, daß er zu Hause bleibt.

Die vier Herren nennen wir in dem Buch mal Betreuer, mal Lehrer, aber eigentlich müssen sie von allem ein bißchen haben.

Morgens, wenn sich die Jungen unter dem Kran die Köpfe waschen, ist der Betreuer der Bademeister. Wenn er reine Wäsche und saubere Anzüge ausgibt, ist er ein Schneider, der Maß nimmt und anprobiert. Am Morgen näht der „Knopfdienst“ alle Knöpfe an, die am Vortage abrissen; es kommt aber vor, daß sich so ein Knopf nach Tisch losreißt und ohne ihn verliert der Junge vielleicht seine Hose; dann nimmt der Betreuer die Nadel — und denkt, daß es zuweilen angenehmer ist, einen Knopf anzunähen als ein Buch zu schreiben; denn ein sorgfältig angenähter Knopf bringt immer Nutzen.

Bei Tisch ist der Betreuer auch Kellner und wenn ein Zahn wackelt, zieht er ihn mit den Fingern raus und ist also Zahnarzt.

„Wem wackelt noch ein Zahn?“

„Mir, bitte Herr Lehrer, mir!“

Es drängen sich auch die, denen kein Zahn wackelt, weil keiner hinter dem anderen zurückstehen will.

Und wie oft muß der Betreuer vertrackte Streitfragen entscheiden!

„Herr Lehrer, ist es Sünde, für die Spatzen Semmeln zu kaufen? Denn mein Großvater streut den Spatzen Brotkrümel, aber wenn er keine hat, zerbröckelt er eine Semmel. Der Sieraczek sagt, das ist Sünde. Siehst du, du Dummerjan, es ist keine Sünde. Aha!“

Wenn wir bedenken, daß General Korcarz beim Triumphmarsch ein Pferd war und der Engel aus den „Lebenden Bildern“ beim Gericht der Ferienkolonie als Gerichtsdienstler fungierte und die Bohnenkönigin den Bettendienst innehatte, wird es uns nicht weiter wundern, daß der Betreuer so viele Ämter auf einmal bekleidet.

Und wieviel Ärger und Sorgen hat er!

„Sagen Sie den Jungen, sie sollen keine Steine unter der Veranda ausbuddeln.“

„Sagen Sie den Jungen, sie sollen keine Baumrinden abschlagen.“

Das sind die Klagen von Jozef, der zur Bewachung der Ferienkolonie einen großen Revolver hat, von dem man aber nicht weiß, ob er überhaupt schießt, weil noch niemand die Kolonie überfallen hat.

„Sehen Sie sich doch mal an, wie diese Bluse aussieht!“

Brombergs Bluse sah in der Tat furchtbar aus: Nicht ein einziger Knopf, aber dafür voller Löcher und jedes so groß wie eine Schnupftabakdose.

„Um Himmelswillen! Die dritte Scheibe eingeschlagen! Was wird der Herr Sekretär aus Warschau dazu sagen?“

Der zerknirschte Betreuer senkt angesichts solcher Drohungen traurig und in Demut den Blick vor der Haushälterin.

Aber dir, den das Wäldchen der Sommerkolonie bezaubert erscheint trotz Ärger und Sorgen alles fröhlich und voller Sonne. Gibt es Wolken, so lächeln sie, gibt es Ärger, so ist er sanft, als sei alles nur ein Scherz.

Die Arbeit hier ist herrlich und man lernt wunderbare Dinge.

Die Betreuer belehren die Kinder und die Kinder belehren die Betreuer und alle zusammen lernen von der Sonne und den goldenen Ähren auf dem Felde.

Ich sagte bereits, daß dem vierten Betreuer Schafsböcke Vernunft beibrachten und das geschah folgendermaßen:

„Kommt, Kinder“, sagte jener vierte Betreuer einmal, „ich erzähle euch eine sehr interessante Geschichte.“ Eine große Schar von Jungen, an die hundert, lief herbei, um die interessante Geschichte zu hören.

„Setzen wir uns“, schlug einer vor.

„Nein, gehen wir weiter in den Wald“, entschied der Betreuer, stolz, daß so viele Jungen seine Geschichte hören wollen.

Und so gingen sie bis zum Waldrand und ließen sich in einem großen Halbkreis nieder.

„Drängelt nicht: ich werde laut sprechen, so daß mich jeder hören kann“, sagte der Betreuer und war glücklich, daß die Jungen sich so drängelten und kabbelten, um möglichst nahe zu sein und gut hören zu können.

„So, Ruhe, ich fang an. Es war einmal . . .“

Plötzlich wandte Bromberg — der mit den vielen Löchern und ohne einen einzigen Knopf — sich um, blickte, auf sein Knie gestützt, in die Ferne und verkündete in dem Tone eines Menschen, der sich nie irrt:

„Dort sind Hammel.“

In der Tat zog eine Hammelherde des Weges.

Die Hammel trotteten in einer Staubwolke, drängelten sich verschreckt umeinander und sahen drollig aus. Wie ein Mann rissen sich die Jungen hoch, die Geschichte war vergessen, sie rannten, um die Hammel näher zu begucken.

Der Betreuer blieb allein zurück. Im Augenblick war es ihm zwar ein wenig unangenehm, aber seitdem ist er nicht mehr so überzeugt von seinem Talent, interessante Geschichten zu erzählen und dank dessen wurde er bescheidener und also klüger. Die Schafsböcke brachten ihn zur Vernunft.

Siebzehntes Kapitel

Die Sommerkolonie / Die Räuberhöhle / Das große Verhör und die Zeugin aus dem Gesindehaus / Die Vergebung

Einmal in der Feriensaison muß immer etwas besonders Schreckliches geschehen. Vor zwei Jahren hatten die Jungen Tannenzapfen auf einen vereidigten Advokaten aus Lublin geworfen. Der Advokat war mit der Droschke durch die Ferienkolonie gefahren; er wollte es in der Zeitung veröffentlichen, daß die Jungen Leute angreifen, aber schließlich verzieh er ihnen. Im vergangenen Jahre stiegen drei Jungen, die zum Baden gingen, in ein Boot, das dann vom Müller ans Ufer gezogen werden mußte. Und in diesem Jahr ging das Gerücht, unsere Jungen hätten einen vorbeigehenden geistesgestörten Juden mit Steinen beworfen, so daß dem Armen das Blut in Strömen über das Gesicht lief, bis ihm eine mitleidige Frau im Dorf die Wunden auswusch und ihm zur Stärkung Milch gab.

Fünf sind verdächtig, an dieser bösen Sache beteiligt gewesen zu sein.

„Und wie war das?“

„Ja also, auf dem Waldweg von der Kolonie kam der Jude mit einem Sack auf dem Rücken und zerlöcherten Schuhen in der Hand. Der Jude ging langsam und sprach mit sich selbst. Die Jungen sahen ihn, fingen an zu lachen und er streckte ihnen die Zunge heraus. Einer warf ihm einen Tannenzapfen in den Schuh, aber weil der zerlöchert war, fiel der Tannenzapfen durch. Ein anderer fragte ihn, was er in dem Sack habe.

„In dem Sack habe ich zehnmal zehntausend Rubel“, antwortete er.

Darauf fing einer an zu betteln, er solle ihm einen Rubel schenken, wenn er so reich sei.

„Und weiter?“

Weiter nichts; der Jude ging ruhig weiter und sie fingen an zu spielen.

Inzwischen kam atemlos ein Weiblein aus dem Gesindehaus angelaufen, um als Zeugin auszusagen.

Zwei Liter Blut, was soll das, wer hat denn solche Märchen erzählt? Sie hat ihm Milch gegeben, denn sie kennt den Ver-

rückten; er treibt sich hier ständig herum. Sie hat ihm gesagt, er solle in die Ferienkolonie gehen, dort bekäme er vielleicht auch etwas Fleisch, aber er wollte nicht und sagte, die Jungen dort seien Banditen. Was wahr ist, ist wahr: Banditen hat er die Jungen genannt und daß sie Steine auf ihn geworfen hätten. Und sie müssen wirklich Steine geworfen haben, denn am Hals hatte er eine blutige Stelle. Man weiß, wie Jungen sind. Sie hat zwei und wird mit ihnen nicht fertig und hier so ein Haufen. Jung sind sie, also auch dumm. Die Herren Lehrer sollen sie aber nicht zu sehr bestrafen: wenn sie älter werden, werden sie von selbst vernünftig.

Also stimmte es, daß sie den Geistesgestörten mit Steinen beworfen und ihn am Hals verletzt haben.

So also ist es. Ein schwacher und alter Mensch geht ruhig seines Weges. Er ist allein, ihr seid hundertfünfzig, er ist krank, ihr seid gesund. Er ist hungrig, ihr satt, er traurig, ihr vergnügt. Und deshalb, weil er einsam, krank, hungrig und traurig ist, werft ihr Steine nach ihm? Ist die Ferienkolonie eine Räuberhöhle? Nein, so konnte es nicht gewesen sein! Aber schließlich wollt ihr ja nicht die Wahrheit sagen!

Da geschahen drei Dinge auf einmal: einer der Jungen begann zu weinen, ein anderer kündigte an, er werde alles sagen, auch wenn er dafür nach Warschau zurückgeschickt werden sollte und die Glocke zum Vesperbrot läutete.

Zum ersten Male gingen wir, ohne ein Lied zu singen, traurig mit gesenkten Köpfen auf die Veranda und setzten uns zu Tisch. Zum ersten Male wurden die Brotknüste nicht der Reihe nach verteilt, sondern so, wie es sich gerade ergab. Die Jungen verständigten sich mit Blicken und keiner erinnerte den Betreuer daran, daß die Knüste nicht der Reihe nach verteilt wurden.

Gleich nach dem Vesperbrot meldeten sich die Schuldigen.

„Wir werden die Wahrheit sagen.“

Sie hatten also Tannenzapfen geworfen, aber nicht auf den Verrückten, sondern nur auf den Sack, den er auf dem Rücken trug. Sie haben den Sack zum Ziel genommen: Wer trifft ihn? Sie haben schlecht gehandelt und dumm — und sie sind bereit, dafür zu büßen.

„Also gut: ihr seid vier. Geht jetzt in den Schlafsaal und überlegt euch selbst eure Strafe.“

Da meldete sich auch ein Fünfter.

„Ich möchte mitgehen, Herr Lehrer.“

„Warum?“ fragte der Betreuer verwundert.

„Weil ich auch geworfen habe.“

„Warum hast du das nicht früher zugegeben?“

„Ich dachte, daß wir zur Strafe nach Warschau zurückgeschickt werden.“

„Das haben gewiß auch die anderen gedacht, und trotzdem haben sie sich zu ihrer Schuld bekannt. Jetzt ist es zu spät.“

Das Urteil, das die vier Jungen über sich fällten, lautete:

„Wir werden drei Stunden Arrest absitzen und bekommen bis zum Schluß der Ferien nichts mehr zum Spielen, keine Bälle, kein Dame- und kein Dominospiel.“

Das Urteil war sehr streng. Einigt sich auf diese Strafe die ganze Gruppe?

Wir wissen, wie oft Kinder Stöcke und sogar Steine auf Hunde, Katzen und Pferde werfen, und wir wissen, daß sie Betrunkene und Geistesgestörte auslachen und reizen. Sie haben schlecht gehandelt, weil sie es nicht besser wußten: Jetzt wissen sie es und es wird sich nie mehr etwas Ähnliches wiederholen.

Mit 26 gegen 5 Stimmen sprach die Mehrheit der Gruppe die vier, die ein so hartes Urteil über sich gefällt hatten, von der Strafe frei.

Auch beim Abendessen war es ein wenig ruhiger als sonst: aber am allertraurigsten war jener fünfte, der die Kameraden in der Gefahr im Stich gelassen und sich erst dann schuldig bekannt hatte, als er sah, daß die Strafe nicht zu hart ausfallen wird.

Achtzehntes Kapitel

*Die Schnecke, der Frosch / Adamski erschlug einen Brummer /
Der gastfreundliche Bauer / Großer Ausflug nach Orel*

Schneck', laß deine Hörner seh'n, darfst dafür zum Tanze geh'n!

Furtkiewicz, der eine Schnecke in der Hand hält, ist von etwa zwanzig Jungen umringt, und sie sind so still, daß sie fast nicht

zu atmen wagen. Denn Furtkiewicz hat gesagt, daß die Schnecke bestimmt ihre Hörner herausstreckt, aber nur, wenn es unheimlich still ist, sonst gelingt das Kunststück nicht.

Die Schnecke streckte wirklich die Hörner heraus. Das war außergewöhnlich. Die Jungen liefen auseinander, jeder wollte eine Schnecke finden und zu ihr sagen:

Schneck', laß deine Hörner seh'n, darfst dafür zum Tanze geh'n!

Einer fand eine Muschel, aber sie war leer.

„Hier wohnen sicher kleine Frösche.“

„Ach geh, du Dummkopf; in deiner Nase wohnen Frösche!“

Regenbogenfarbene Libellen schweben über dem Wasser:

„Oh, was für große Mücken!“

Es verbreitet sich das Gerücht, daß jemand einen Frosch gefunden habe. Der Frosch hat schwarze Punkte. Raszer gab den Frosch an Bryfman, Bryfman an Bieda, und Bieda wollte ihn sich aneignen. Aber mit einem Sprung ins Wasser erlangte der Frosch die Freiheit wieder.

Der kleine Adamski erschlug mit seiner Mütze einen Brummer. Es heißt, der Brummer habe sich auf den kleinen Adamski gestürzt, gewiß wollte er ihn fressen. Der kleine Adamski machte Beine, der Brummer hinter ihm her. Der kleine Adamski riß die Mütze vom Kopf und schlug sie mit ganzer Kraft auf den Brummer. Er fiel tot ins Gras. Adamski wurde zu seinem Sieg beglückwünscht und der tote Brummer neugierig in Augenschein genommen.

Die Jungen laufen den Hügel zum Bach hinunter oder lassen sich im Gras herunterrollen und klettern dann wieder herauf.

Fuksbaum fand eine Heidelbeere und gab sie einem Kameraden zum Anschauen, der sie aufaß und Fuksbaum dafür einen Pilz gab. Den Pilz muß man wegwerfen, denn er ist giftig.

An einer Stelle im Wald wächst wunderschönes Farnkraut mit großen, ausgezackten Blättern.

Wir setzen uns in Erwartung des Frühstücks.

„Dort, wo in der Ferne Himmel und Wald zusammenstoßen, ist das Ende der Welt“, sagt einer.

„Das ist nicht wahr, die Erde ist rund und in Amerika gehen die Leute mit den Füßen nach oben.“

„Du Dummer, ich habe einen Onkel in Amerika, und der geht überhaupt nicht mit den Füßen nach oben. Aber wenn bei uns Tag ist, ist dort Nacht.“

Schon probiert Bromberg auf amerikanisch mit den Füßen nach oben zu gehen und einige andere folgen seinem Beispiel. Alle wollen sich überzeugen, ob es stimmen kann, daß die Leute in Amerika mit den Füßen nach oben gehen.

Ferner erfahren wir, daß man schreiben kann: Beeren und Bären, wobei das erste Früchte und das zweite Tiere sind; wir erfahren, daß man im Laden für zwei Groschen ein Dominospiel bekommen kann, man muß es nur ausschneiden und auf Pappstückchen aufkleben; wir erfahren, daß Margules eine silberne Uhr hat, welche die Mama in der Kommode aufbewahrt.

„Silber? Die hat höchstens mal bei Silber gelegen!“

Der Vater vom Margules hatte einen Obstgarten mit vielen Birnen, Kirschen und Pflaumen gepachtet — und er hatte eine silberne Uhr. Eines Nachts, als er den Garten bewachte, zog er sich eine Erkältung zu und starb. Die Mutter verwahrte die Uhr, um sie dem Sohn zu geben, wenn er erwachsen ist. Da glaubten die Jungen, daß Margules eine silberne Uhr besitzt.

Bei Herrn Herman werden vor einer Frühstücksrast immer Lieder gesungen.

Das Frühstück im Walde: Brot mit Quark. Die Jungen machen einen Wettstreit daraus, wer seiner Gruppe am schnellsten das Brot austeilt.

„Bei uns hat's schon der zwanzigste und dort erst der vierzehnte“, sagen sie stolz.

Die Haushälterin bereitet uns eine Überraschung: sie bringt uns Wasser in den Wald. Und man hat Durst, denn es ist heiß. Für jeden gibt es einen halben Becher Wasser. Trotz der Hitze findet das Schlagballspiel Anhänger. Daß nur nicht die Bälle auf der Wiese verlorengehen.

In drei Tagen machen wir einen ganztägigen Ausflug in den Orłowski-Wald zum Beeren sammeln.

Hei, wie ist das wunderschön, wunderschön,
durch den grünen Wald zu geh'n.
Unter Tannen, unter Buchen
wollen wir nach Beeren suchen.

Ei, wem tun die Füße weh, Füße weh?
Armer Tropf o jemine, jemine!
So ein Faulpelz, will verschnaufen,
ist so jung und will nicht laufen.

Mehr als drei Werst muß man laufen, bis man in den Orłowski-Wald kommt. Die erste kurze Rast machten wir im Birkenwäldchen, die zweite auf einer Bank am Bahndamm und die dritte an einem Kleefeld.

Wir setzen uns an den Wegrand und der Staub weht auf unser Frühstück.

„Setzt euch aufs Feld, Kinder, denn hier staubt's“, sagt der Bauer.

„Auf das Feld, wo Klee gesät ist — sie werden alles zertreten.“

„Was sollen sie mit bloßen Füßen schon zertreten? Geht, Kinder, es ist mein Feld, ich erlaube es euch . . .“

Polnischer Bauer! Aber schau dir die Jungen gut an, das sind keine Kinder, das sind Judenbengel, die man in der Stadt in keinen Garten hereinläßt, die der Fuhrmann mit der Peitsche von der Straße vertreibt, der Passant vom Bürgersteig stößt und der Hausmeister mit dem Besen vom Hof jagt. Das sind keine Kinder, das sind Mojsches; und du vertreibst sie nicht von dem Weiderand, wo sie saßen, sondern lädst sie gar ein, auf dein Feld zu kommen?

Der Bauer lächelt ihnen zu, gütig, wohlwollend und die Kinder gehen vorsichtig über den Klee, um dem freundlichen Gastgeber keinen größeren Schaden zuzufügen. Er erkundigt sich, was die Jungen zu Hause in Warschau machen und sagt ihnen, wo es die meisten Beeren im Walde gibt.

Und Beeren gibt es im Orłowski-Wald wie Sand am Meer, auch große, rote Erdbeeren. Die Jungen dachten, es seien Himbeeren.

In einer Stunde wird das Mittagessen gebracht.

Oh, du schöner Wald, oh, ihr Kinder, wie vieles möchte ich euch erzählen, von dem ihr noch nichts wißt und von dem so viele Leute nichts wissen, obwohl sie keine Kinder mehr sind!

Neunzehntes Kapitel

Der häßliche Ansel / Wer als erster Blätter zu den Blumensträußen band / Der kranke Sikora

Ansel ist sehr blaß und sehr häßlich — wohl der Häßlichste der ganzen Ferienkolonie. Die anderen mögen ihn nicht, niemand will mit ihm zusammen in der Reihe gehen, niemand unterhält sich mit ihm.

Ansel zankt sich wegen jeder Kleinigkeit und beklagt sich über jeden Unsinn. Wenn er Dominosteine bekommt, legt er sie auf dem Tisch zusammen oder wickelt sie in sein Taschentuch und trägt sie in der Tasche herum, spielt nicht mit ihnen, leiht sie aber auch niemandem.

Ansel will immer viel essen — gewiß haben ihm die Eltern gesagt, daß er gesund wird, wenn er viel ißt. Und dieser häßliche Junge möchte gern gesund sein — deshalb aß er auch keine Stachelbeeren; aber er gab sie auch keinem Kameraden.

Wenn es regnet, macht es Spaß, die Hosenbeine hochzukrempeln und im Wasser herumzuwaten — mag der Betreuer auch schimpfen, ins Wasser kann er nicht kommen, denn er hat Schuhe an. Ansel wickelt sich, wenn es regnet, in seinen Umhang oder bittet, in den Schlafsaal gehen zu dürfen.

Manchmal lehnt er sich über den Tisch und schläft, morgens betet er am längsten und sagt, es sei Sünde, am Samstag Ball zu spielen; aber schließlich ist das Ballspiel doch keine Arbeit.

Einmal pflückte Ansel einen Blumenstrauß. Der Strauß war sehr häßlich. Auch die gelben Blumen waren häßlich und der Strauß sah aus — nun, wie eine Handvoll Unkraut.

Auch Grozowski sammelt gelbe Blumen, aber ganz andere, und Adamski, der ältere, fügt in sein Bukett Blätter ein, aber schöne Blätter. Der erste, der zwischen die Blumen grüne Blätter steckte, war Prager. Prager hat ganz blaue Augen und bindet gern Vergißmeinnicht und Schilfblätter zusammen — er lächelt selbst dann, wenn ihm jemand Unrecht tut und weinte nur ein einziges Mal, nämlich als man ihm sagte, man werde den Vater gewiß dahin deportieren, wo es immer dunkel ist und Schnee liegt und wo es keine Blumen gibt.

Auch Tyrman, From und der kleine Gurkiewicz stellen schöne Buketts zusammen, nur der garstige Anszel sammelt nichts als Abfall; vielleicht keinen Abfall, aber häßliche Blumen und häßliche Blätter.

Aber wenn sie ihm gefielen, was schadete es den anderen Jungen? Trotzdem entrissen sie ihm den Strauß und warfen ihn weg. Anszel weinte.

Wenn einem Erwachsenen traurig zumute ist, weiß er, daß die Betrübniß vergeht und er wieder froh wird. Wenn ein Kind weint, ist es ihm, als müsse es für alle Zeiten weinen und unglücklich sein.

Für sein verlorenes Bukett gab man Anszel eine Dolde weißen Flieders, aber Anszel wollte sie nicht; vielleicht dachte er, daß sein Bukett die schöne Blume, die so herrlich riecht, nicht wert sei und daß der weiße Flieder ihm wieder nur Tränen einbringen würde.

Die Jungen wußten nicht, daß Anszel nicht von Geburt an böse und zänkisch war; zunächst war er nur häßlich und schwach, niemand wollte mit ihm spielen und deshalb hörte er auf, die Gefährten zu lieben und warf die Stachelbeeren lieber fort, als sie jemandem zu schenken.

Als Anszel später zu lächeln begann, war er nicht mehr so häßlich; aber einen Freund hatte der arme Junge nicht. Nur Sikora spielte zuweilen mit ihm Domino.

Sikora ist auch krank, aber die Jungen mögen ihn und spielen gern mit ihm, weil sie wissen, daß Sikora krank ist, aber Anszel, so meinen sie, ist nur blaß und zänkisch.

Sikora ist schon seit langem krank. Er wohnte gewiß einmal in einem feuchten Zimmer — sicher taten ihm die Füße sehr weh, und er mußte eine bittere Medizin trinken — sicher legte man ihm einen Eisbeutel auf das Herz, aber auch als Schmerz und Fieber endlich vergingen, wurde Sikora nicht gesund.

Die Schmerzen und das Fieber kamen wieder, Sikora atmet sehr, sehr schnell und hustet viel.

„Es tut weh“, sagt er leise und möchte lächeln, denn er glaubt nicht, daß man in der Ferienkolonie krank werden kann.

Er wurde ins Bett gesteckt und bekam eine bittere Medizin. Sikora schlief ein. Als die Jungen abends in den Schlafsaal

gingen, wurden sie gebeten, sich ruhig zu verhalten, um den Kranken nicht aufzuwecken.

„Dann wird Grozowski heute nicht auf der Geige spielen?“ fragten sie betrübt.

„Nein, heute nicht, denn Sikora ist krank.“

Ganz leise gingen sie in den Saal, ganz leise wuschen sie sich die Füße, stritten sich dabei kein einziges Mal um die Lappen zum Abreiben der Füße, und dann lief jeder auf kürzestem Wege zum seinem Bett, und obwohl sie barfuß waren, liefen sie auf Zehenspitzen, und man hörte sie nur flüstern:

„Pssst, Sikora schläft.“

Und das nicht nur an einem, sondern an drei Abenden, denn erst am vierten Tage wurde Sikora in seinem Bett auf die Veranda gebracht und erst zehn Tage später nahm er am Krieg teil, nicht als Soldat, versteht sich, sondern als Fahnenträger des Feldlazarets.

Zwanzigstes Kapitel

Abendkonzerte / Die Kiefer-Greisin / Der Geiger Grozowski und unsere Sänger

Wenn die Jungen abends in den Betten liegen, holt Grozowski die Geige, stellt sich in die Mitte des Saals und spielt eine Gutenacht-Weise. Er hat keine Noten, er spielt aus dem Gedächtnis und kennt viele Melodien.

Auf dem Gipfel der Berge rauschen die Tannen,
sie rauschen weit in der Ferne . . .

So singen die Saiten der Geige und im Saal ist es still, denn die Jungen lauschen. Hinter den offenen Fenstern flüstern die Kiefern mit dem Himmel und tuscheln miteinander. Vom Gutshof dringt bisweilen der Ton eines Glöckchens herüber, das die Leute vom Feld zum Nachtmahl ruft.

Die Kiefern der Ferienkolonie haben von Grozowski viele Melodien gelernt und die singen sie jetzt leise, leise — nur mit den dünnsten ihrer grünen Nadeln, um die Geige nicht zu stören.

Links von der Kolonie steht eine sehr krumme, bucklige Kiefer-Greisin. Was hat sie für einen Kummer mit den Jungen!

Die setzen sich auf sie und schaukeln hin und her, weil sie denken, die Kiefer sei ein Schiff; sie machen sie zur Eisenbahn, zum Pferd, zum Wachturm der Feuerwehr, zur Festung. Aber die Kiefer ist ihnen nicht gram, denn sie weiß, daß am Abend die Geige spielen und sie in den Schlaf wiegen wird.

Und die jungen Hörer blinzeln; der eine hat die Augen weit geöffnet, jener schaut, an das Kissen gelehnt, halb liegend dem Spielenden zu. Und jeder von ihnen denkt an etwas anderes. Aber wenn Grozowski die Geige wieder einpacken will, betteln sie, daß er weiterspielen oder das gleiche noch einmal wiederholen soll.

Geszel Grozowski geht in Warschau spät zu Bett, trinkt keine Milch und darf machen, was er will, denn er lebt mit seiner Schwester zusammen, die selten zu Hause ist, weil sie in der Stadt Kranke pflegt und oft sogar nachts nicht heimkommt. Auch in der Ferienkolonie wollte Geszel tun, was er will: spät schlafen gehen und keine Milch trinken. Am Anfang langweilte er sich ein bißchen, aber weil die Jungen ihn gern hatten, fühlte er sich bald ganz wohl auf dem Lande. Die Jungen lassen ihn so lange wie er will in der Erde graben. Margules schenkte ihm einen Stock, den er auf dem Wege zum Birkenwäldchen fand, und die Richter sprechen ein ungerecht mildes Urteil über ihn, wenn er sich schuldig gemacht hat.

Alle möchten mit ihm gehen, aber Geszel kann nicht in der Reihe gehen, weil er dauernd gelbe Blumen mit langen Stengeln sucht.

Einmal schenkte ihm ein Mädchen einige Jasmin-Zweige und ein anderes Mal erlaubte ihm ein Bauer, sich in seinem Garten einen Strauß aus weißem Knöterich und roten Mohnblumen zu pflücken. Den weißen Knöterich tat er in das Blumenschälchen, aber die roten Mohnblumen trug er solange mit sich herum, bis die Blätter abfielen.

Außer dem Geiger haben wir drei Sänger. Auch sie singen für die Jungen abends ein Gutenacht-Lied.

Der Gesang beginnt verhalten, wie eine Schwalbe, die dicht über den Boden streicht, als wolle sie die Kraft ihrer Flügel erst erproben — und plötzlich, mit einem kühnen Satz, schwingt er sich auf in den Himmel und schwebt lange zwischen den Wol-

ken. Dann kehrt er ermattet zur Erde, zu den Menschen zurück, wird leiser und verstummt.

Ein schönes Lied — sagen die Kiefern —, aber warum verstehen wir die Worte nicht?

Weil es ein altes Lied ist, das vor vielen hundert Jahren aus sehr alten hebräischen Worten gemacht wurde.

Wenn Frydenson, Rozencwaig und Presman singen, könnte man meinen, es seien nicht drei Jungen, sondern nur ein einzelner, so gut ist der Einklang ihrer Stimmen. Und dabei sind die drei sich gar nicht ähnlich.

Presman ist ernst und ruhig. Er redet wenig, hört gern zu, will wissen, wie das Thermometer gemacht ist, das auf der Veranda anzeigt, ob es warm genug ist, um baden zu gehen. Presman übt als Richter des Feriengerichts gern Nachsicht und weiß auch immer, warum man nachsichtig sein sollte. Man muß nachsichtig sein, wenn der Schuldige noch klein und noch dumm oder arm und vernachlässigt, aber nicht böse ist.

Ganz anders Chil Rozencwaig, der immer verdrossen und immer unglücklich ist. Mal fliegt ihm eine Fliege ins Auge, mal sticht ihn eine Mücke, so schlimm, daß er es kaum aushalten kann, mal ist er durstig, mal ist er müde oder das Wasser ist zu kalt oder sein Umhang ist vertauscht. Wer sollte meinen, daß dieser schreckliche Quengler und Schlappschwanz ein so großer Sänger ist!

Aber unser dritter Sänger hat die schönste Stimme, die ärmsten Eltern und das tapferste Herz. Lieber kleiner Sänger, wo immer du hingehst im Leben, du bringst dein inniges Lied und deine reine Seele mit. Wenn du einmal Droschkenkutscher wirst wie dein Bruder, weiß ich jetzt schon, daß du dein Pferd nie hungern lassen und es nie mit der Peitsche bis zur Erschöpfung antreiben wirst, obwohl es nicht dein, sondern deines Herren Pferd sein wird . . .

Der Ruhm unserer abendlichen Konzerte drang weit in die Welt. Man weiß davon in den Gesindehäusern, auf dem Gutshof und im Dorf. Auch vor den Fenstern fehlt es also nicht an Zuhörern. Jozef, der alte Pächter Abraham, die Knechte, die Mägde und die Kiefer-Greisin — sie alle hören zu.

„Genug für heute. Gute Nacht, Jungens.“

„Gute Nacht!“

Der kleine „Diensthabende“ will ernst genommen werden und was daraus entstand / Das ungerechte Urteil und die Geschichte vom Bart, der Seife und dem Rasiermesser

Als Geszel Grozowski schuldig gesprochen wurde, erließ das Gericht ein ungerechtes Urteil. Und das kam so:

Der kleine Adamski hat, wie man weiß, den Handtücher-Dienst, er paßt auf, daß an jedem Bett das Handtuch schön ordentlich über der Bettstange hängt und bringt vor dem Mittagessen drei Handtücher zum Händeabtrocknen auf die Veranda. Der kleine Adamski verdient also Achtung, denn er ist ein Diensthabender; aber dennoch versagen ihm die Jungen diese Achtung; dieser und jener hängt absichtlich sein Handtuch schief auf, damit der Kleine sich ärgert und mehr Arbeit hat, oder man wäscht sich die sandigen Hände nur notdürftig und beschmutzt beim Abtrocknen das Handtuch.

Niemand will mir gehorchen — beklagt sich der kleine Diensthabende.

Einmal versuchte er, sich auf folgende Weise Beachtung zu verschaffen: er erzählte die sehr interessante Geschichte, wie er mit seinem Vater beim Barbier war und gesehen hat, wie dort einem Mann der Bart eingeseift wurde und wie er dann mit einem Rasiermesser rasiert wurde.

Die älteren Jungen schüttelten die Köpfe.

„Nein, das kann nicht sein“, sagten sie, „du warst mit deinem Vater nicht beim Barbier.“

„Bei der Liebe meiner Mama, ich war da.“

„Nun, vielleicht warst du da, aber du hast nicht gesehen, daß man den Bart dort mit Seife eingeschmiert hat.“

„Doch, das habe ich gesehen.“

„Aber er wurde nicht mit einem Messer rasiert.“

Der kleine Adamski versicherte, daß alles, was er sagt, die reine Wahrheit sei, aber die Jungen wollten ihm nicht glauben, sie lachten ihn aus, zollten ihm überhaupt keine Beachtung mehr und machten sich über den Barbier, den Bart, die Seife und das Rasiermesser lustig.

Da beobachtete der kleine Adamski eines Tages, wie Grozowski sofort nach dem Mittagessen zum Brunnen ging und Wasser trank. Aber dem Grozowski ist es verboten, nach dem Essen Wasser zu trinken.

„Warte, das sage ich dem Herrn Lehrer, daß du Wasser getrunken hast!“

Der kleine Adamski dachte, Grozowski würde sehr erschrocken sein, ihn bitten, nichts zu sagen und ihn künftig mehr achten. Und wenn Grozowski ihn achtet, dann wäre er auch der Wertschätzung der ganzen Ferienkolonie gewiß.

Aber Grozowski, anstatt zu bitten, fing an, ihn mit seiner Leinenmütze zu verdreschen und als Adamskis älterer Bruder zur Hilfe eilte, warf er ihn zu Boden und verletzte ihn am Finger.

(Adamski, der Ältere, hat einen mit einem Lappen verbundenen Finger, der ihn schon lange schmerzt und gewiß nicht mehr heilen wird.)

Von alledem erfuhr der Staatsanwalt und brachte es vor Gericht; aber das Gericht fällte ein ungerechtes Urteil, denn es entthob Grozowski jeglicher Strafe.

„Wie konntet ihr ein so einseitiges Urteil fällen?“, fragte der Staatsanwalt verwundert.

„Weil er unser Kollege ist“, sagten die Richter.

„Dann hättet ihr es ablehnen sollen, ihn zu richten und es wären für diesen Fall andere Richter gewählt worden.“

Grozowski selbst forderte schließlich, daß sein Fall von denselben Richtern noch einmal beurteilt werden solle.

„Meine Herren Richter“, begann der Staatsanwalt seine lange Rede, „ihr habt eine schwierige Aufgabe vor euch. Auf Grund eures Urteils soll ein Junge bestraft werden, der mit euch befreundet ist. Vielleicht beliebt es euch, ihn zum zweiten Male freizusprechen. Deshalb denkt daran, daß ein ungerechtes Urteil das Vertrauen in das Gericht zerstört. Überlegt einmal, was diejenigen sagen, die vor unredlichen Richtern werden stehen müssen. Sie sagen: Wir glauben ihnen nicht, denn wenn einer eine Geige hat und schön spielt, darf er alles machen, was anderen verboten ist. Ich erinnere daran, daß Grozowski zwei Tage vorher einem Jungen den Ball wegriß, gestern dem Sztakownik Sand in das Hemd schüttete und heute den Brüdern

Adamski Schaden zugefügt hat. Nicht sie, ich klage ihn an, und ich klage Grozowski auf sein eigenes Verlangen an. Es ist ihm peinlich, daß ihr für ihn euren guten Namen hingeben wollt, und es ist ihm peinlich, weil ihn jetzt alle verdächtigen könnten, er habe vor der Strafe Angst gehabt und euch deshalb selbst um ein ungerechtfertigtes Urteil gebeten. Ihr habt euch geirrt und es ist eure Aufgabe, diesen Irrtum zu korrigieren. Ich wiederhole noch einmal: eine kleine Strafe wird dem Angeklagten lieber sein als eine verlogene Rechtfertigung seiner Schuld.“

Diesmal lautete das Urteil: zehn Minuten Arrest.

Zum Beweise, daß er nicht böse ist, versprach Grozowski, an diesem Abend lange auf seiner Geige zu spielen; und weil er in dem Bewußtsein seiner Schuld, ohne beleidigt oder zornig zu sein, die zehn Minuten Arrest absaß, war dies sein schönstes Konzert in der Ferienkolonie.

Der kleine Adamski söhnte sich schließlich mit dem Gedanken aus, daß er noch zu jung ist, als daß die älteren Jungen vor ihm Respekt haben sollten, und seitdem spielt er nur noch mit den Kleineren, denen die Geschichte von dem eingeseiften Bart sehr gut gefiel.

Der kleine Adamski begriff, daß es besser ist, sich unter seinesgleichen ein Ansehen zu erwerben, als zu hoch hinaus zu wollen und gedemütigt zu werden.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Das schönste Fest der Welt und die allermächtigste Pfefferkuchen-Kraft / Eine Türkin erzählt Märchen / Lebende Bilder

Ha! Das wird ein Fest!

Ein Fest, so außergewöhnlich, wie es die Welt noch nicht gesehen hat!

In einer Woche wird es sein — in sechs Tagen; schon in fünf Tagen — in vier — in drei — übermorgen schon — morgen!

Die Wettrennbahn wird gleichmäßig mit gelbem Sand bestreut. Die Bahn ist zu beiden Seiten mit blauen, roten und weißen Fähnchen besteckt. Auf der Veranda wird ein Vorhang

aus Decken angebracht, und zwar so geschickt, daß er sich von selbst hebt, wenn man an einer Schnur zieht — ganz wie in einem richtigen Theater.

Daß es bloß nicht regnet und der Vorhang nicht gestohlen wird, und daß nicht der Wald samt der Rennbahn verschwindet oder gar sonst etwas geschieht, was dem Fest schaden könnte!

Aber es geschah nichts dergleichen. Nach dem ersten Frühstück ging es zum Baden, nach dem zweiten begannen die Wettkämpfe.

Einer der Betreuer gibt das Startzeichen, ein anderer schreibt auf, wer als erster durch das Ziel läuft.

Jeder der vier Läufer einer Gruppe reibt sich die Hände, bevor das Wettrennen beginnt, und manche spucken sich sogar in die Hände, um schneller zu laufen.

Darauf gibt es Wettläufe mit verbundenen Augen und die sind am ulkigsten. Jeder möchte der erste sein, hat aber Angst, daß er gegen einen Baum läuft.

Später gibt es Hindernisläufe und schließlich Seilziehen. Zehn Jungen ziehen das Seil von der rechten, zehn von der linken Seite. Und sie ziehen so kräftig, daß die Besiegten das Seil nicht mehr halten können und es plötzlich loslassen, so daß die Sieger mit einem großen Plumps zu Boden fallen.

„Guck, wie ich gezogen habe“ — und er zeigt seine roten Hände, auf denen sich der Abdruck des Seils abzeichnet.

Die vier tüchtigsten Wettläufer messen sich noch einmal im Wettkampf: der erste von ihnen wird König, der zweite Königin, der dritte und vierte wird Page.

Schade, daß man nicht durch das Fenster sehen kann, wie sich das königliche Paar ankleidet, aber die Haushälterin hat das Fenster mit einem Tuch verhängt. Man weiß nur, daß sogar die Pagen Kronen haben sollen und der König wird einen Säbel und die Trompete von Herrn Stanislaus haben und er wird darauf blasen dürfen, so viel er will.

Vor der Veranda steht der Thron, wunderschön mit Decken und Fahnen ausgeschmückt.

„Vivat!“

Der König führt die Königin am Arm; die Königin hat ein rotes Kleid mit weißen Punkten und eine weiße Bluse an, die von der Waschfrau geliehen wurde. Die Pagen tragen die

Schleppe. Die goldenen Kronen des königlichen Paares glänzen in der Sonne.

Den Triumphmarsch eröffnet die Reiterei, und da eben mußte General Korcarz, der heldenmütige Verteidiger der Festung, ein Pferd sein.

Wechselvoll fürwahr ist der Lauf des Schicksals!

Der Reiterei folgt das Fußvolk, alle salutieren vor dem König; Herr Herman trommelt auf einem Eimer, das Orchester schlägt Topfdeckel aneinander, der König bläst zum Dank für die ihm erwiesenen Ehren aus voller Kraft die Trompete und dann lädt er alle, die Pferde ebenso wie die Menschen, auf die Veranda ein, wohin auch der Thron gebracht wird und Herr Mieczyslaw hat die Ehre, dem königlichen Paar und seinen Gästen magische Kunststücke vorzuführen.

Der Vorhang hebt sich.

Zwei Karten erscheinen und verschwinden in der Zauberschachtel; eine mit einem Messer durchschnittene Schnur wächst nach der Berührung mit dem Zauberstöckchen wieder zusammen; eine rote Kugel verschwindet aus dem Zauberglas und findet sich im Kragen eines der Pagen wieder. Aber am interessantesten war das letzte Kunststück:

Die Königin legte eigenhändig zwei Kupfergroschen in eine Holzschachtel. Die Schachtel wurde mit einem Tuch zugedeckt und Herr Mieczyslaw sprach die Zauberformel:

„Hokus, pokus, schwarze Macht, verwandle das Kupfer in Silber!“

Aber die schwarze Macht war zu schwach.

„Schwarze Macht, nimm die weiße Macht zur Hilfe und verwandle das Kupfer in Silber!“

Aber auch die schwarze und die weiße Macht waren zu schwach.

Auch die grünen, roten, blauen Mächte waren zu schwach, um so ein großes Kunststück zu vollbringen. Schließlich machte einer den Vorschlag, die Pfefferkuchen-Macht anzurufen.

„Hokus, pokus, nimm zur Hilfe die Pfefferkuchen-Macht...“

Die zwei Groschen verschwanden und in der Schachtel lag ein silberner Fünfziger.

Alle staunten, die Königin schüttelte den Kopf und der König bohrte — zum Zeichen seines Entzückens — mit dem Finger in seinem Nasenloch.

Nur Wolberg, der Boote aus Baumrinde schnitzen kann und sich deshalb für den Klügsten hält, rief:

„Ich weiß Bescheid, Herr Mieczyslaw hatte den Fünfziger im Ärmel.“

Herr Mieczyslaw streifte die Ärmel hoch und wiederholte auf Geheiß des Königs das Kunststück noch einmal.

Der Vorhang wurde wie im Theater heruntergelassen, der Thron abgeräumt, denn man brauchte ihn beim Mittagessen zum Abstellen des Suppenkessels. Nach dem Essen ging das Fest weiter.

Es gab ein Konzert.

Vorher wurde eine Sondernummer der Michalowka-Zeitung vorgelesen, dann spielte Geszel auf der Geige, dann hörte man einen schönen Gesang und dann erzählte die Türkin Märchen; ein Märchen war besonders furchterregend und das andere so komisch, daß selbst der König zu lachen geruhte; danach deklamierte Ojzer Plocki eigene Gedichte. Wenn beim Konzert das Klavier fehlte, dann nur deshalb, weil es in der Ferienkolonie keines gibt und wenn es eins gäbe, könnte niemand auf ihm spielen. Aber auch so war das Konzert ganz herrlich, zumal die Türkin Märchen erzählte.

Die Türkin ist Aron Najmajster — er hat einen großen Halbmond auf dem Kopf, Halbmonde um die Ohren, sitzt im Türkensitz auf einem Teppich und neben ihm auf einem Tischchen brennt eine Kerze, die im Spiegel zurückstrahlt, so daß man denkt, es seien zwei Kerzen.

Nach dem Konzert laufen die Jungen in den Wald, um sich von den vielen Vergnügungen zu erholen und sich darüber zu unterhalten, was man gesehen und gehört hat und was nach dem Abendessen noch geboten würde. Denn nach dem Abendessen soll es noch „Lebende Bilder“ geben, aber weil niemand weiß, was „Lebende Bilder“ sind, wird es sich gewiß um etwas ungeheuer Interessantes handeln.

Nach dem Essen wird es dunkel. Man sitzt auf Bänken wie im Theater. Auf den ersten Bänken sitzen die Kleinen, auf den hinteren die Älteren und der Rest sitzt auf Stühlen.

Der Vorhang hebt sich, aber es ist nichts zu sehen. Erst als das rote bengalische Licht angeht, ist das Bild vortrefflich zu sehen.

Das erste Bild:

Ein Mädchen sitzt da, barfuß und verkauft Streichhölzer. Über ihm steht der Winter mit einem langen grauen Bart und einem Sack über dem Rücken. Der Winter nimmt aus dem Sack eine Handvoll Schnee und streut ihn auf das Mädchen. Das Mädchen schläft ein und der Winter bedeckt es mit dem Schnee. Das arme Mädchen wird keine Streichhölzer mehr verkaufen.

Das zweite lebende Bild ist noch schöner:

Auf der Szene sind viele Handwerker. Es sitzen da ein Schuster, ein Schmied, eine Näherin, ein Gärtner, ein Tischler und ein Gemüsehändler. Die Szene ist noch dunkel. Aber da erscheint auf einer Erhöhung der helle Tag mit roten Flügeln und einer Fackel in der Hand und weckt alle zur Arbeit: Der Tischler sägt, der Schmied hämmert, die Näherin näht, der Gärtner schneidet vertrocknete Zweige ab und alle singen:

Am Feuer hebt der Schmied den Hammer,
ho, ho, ho,
in Flammen steht sein Bart, o Jammer,
oh, oh, oh!

Dreiundzwanzigstes Kapitel

*Zensuren für Betragen / Der Hund verzeiht dem Grinbaum
und Bromberg bekommt eine Eins*

Einmal in der Woche erteilt der Betreuer Noten für das Betragen. Es ist die schwierigste Arbeit in der Ferienkolonie.

Anders ist es bei dem Lehrer in einer Klasse; der weiß, wer ihn stört, wer vorsagt oder dem Kollegen einen Schabernack spielt. Aber im Walde, auf dem Lande kann der Junge unter Umständen alles mögliche ausfressen, ohne daß es der Betreuer erfährt. Deshalb ist es also besser, wenn jeder sagt, welche Zensur er verdient, denn jeder weiß genau, was er angestellt hat.

Alle staunten, die Königin schüttelte den Kopf und der König bohrte — zum Zeichen seines Entzückens — mit dem Finger in seinem Nasenloch.

Nur Wolberg, der Boote aus Baumrinde schnitzen kann und sich deshalb für den Klügsten hält, rief:

„Ich weiß Bescheid, Herr Mieczyslaw hatte den Fünfziger im Ärmel.“

Herr Mieczyslaw streifte die Ärmel hoch und wiederholte auf Geheiß des Königs das Kunststück noch einmal.

Der Vorhang wurde wie im Theater heruntergelassen, der Thron abgeräumt, denn man brauchte ihn beim Mittagessen zum Abstellen des Suppenkessels. Nach dem Essen ging das Fest weiter.

Es gab ein Konzert.

Vorher wurde eine Sondernummer der Michalowka-Zeitung vorgelesen, dann spielte Geszel auf der Geige, dann hörte man einen schönen Gesang und dann erzählte die Türkin Märchen; ein Märchen war besonders furchterregend und das andere so komisch, daß selbst der König zu lachen geruhte; danach deklamierte Ojzer Plocki eigene Gedichte. Wenn beim Konzert das Klavier fehlte, dann nur deshalb, weil es in der Ferienkolonie keines gibt und wenn es eins gäbe, könnte niemand auf ihm spielen. Aber auch so war das Konzert ganz herrlich, zumal die Türkin Märchen erzählte.

Die Türkin ist Aron Najmajster — er hat einen großen Halbmond auf dem Kopf, Halbmonde um die Ohren, sitzt im Türkensitz auf einem Teppich und neben ihm auf einem Tischchen brennt eine Kerze, die im Spiegel zurückstrahlt, so daß man denkt, es seien zwei Kerzen.

Nach dem Konzert laufen die Jungen in den Wald, um sich von den vielen Vergnügungen zu erholen und sich darüber zu unterhalten, was man gesehen und gehört hat und was nach dem Abendessen noch geboten würde. Denn nach dem Abendessen soll es noch „Lebende Bilder“ geben, aber weil niemand weiß, was „Lebende Bilder“ sind, wird es sich gewiß um etwas ungeheuer Interessantes handeln.

Nach dem Essen wird es dunkel. Man sitzt auf Bänken wie im Theater. Auf den ersten Bänken sitzen die Kleinen, auf den hinteren die Älteren und der Rest sitzt auf Stühlen.

Der Vorhang hebt sich, aber es ist nichts zu sehen. Erst als das rote bengalische Licht angeht, ist das Bild vortrefflich zu sehen.

Das erste Bild:

Ein Mädchen sitzt da, barfuß und verkauft Streichhölzer. Über ihm steht der Winter mit einem langen grauen Bart und einem Sack über dem Rücken. Der Winter nimmt aus dem Sack eine Handvoll Schnee und streut ihn auf das Mädchen. Das Mädchen schläft ein und der Winter bedeckt es mit dem Schnee. Das arme Mädchen wird keine Streichhölzer mehr verkaufen.

Das zweite lebende Bild ist noch schöner:

Auf der Szene sind viele Handwerker. Es sitzen da ein Schuster, ein Schmied, eine Näherin, ein Gärtner, ein Tischler und ein Gemüsehändler. Die Szene ist noch dunkel. Aber da erscheint auf einer Erhöhung der helle Tag mit roten Flügeln und einer Fackel in der Hand und weckt alle zur Arbeit: Der Tischler sägt, der Schmied hämmert, die Näherin näht, der Gärtner schneidet vertrocknete Zweige ab und alle singen:

Am Feuer hebt der Schmied den Hammer,
ho, ho, ho,
in Flammen steht sein Bart, o Jammer,
oh, oh, oh!

Dreiundzwanzigstes Kapitel

*Zensuren für Betragen / Der Hund verzeiht dem Grinbaum
und Bromberg bekommt eine Eins*

Einmal in der Woche erteilt der Betreuer Noten für das Betragen. Es ist die schwierigste Arbeit in der Ferienkolonie.

Anders ist es bei dem Lehrer in einer Klasse; der weiß, wer ihn stört, wer vorsagt oder dem Kollegen einen Schabernack spielt. Aber im Walde, auf dem Lande kann der Junge unter Umständen alles mögliche ausfressen, ohne daß es der Betreuer erfährt. Deshalb ist es also besser, wenn jeder sagt, welche Zensur er verdient, denn jeder weiß genau, was er angestellt hat.

„Furtkiewicz, was soll ich dir im Betragen geben?“

„Eine Zwei⁶, bitte.“

„Warum eine Zwei und keine Eins?“, fragt der Betreuer.

„Weil ich Wasser aus dem Brunnen getrunken habe und zu spät zum Mittagessen kam.“

„He, Herr Lehrer, für so etwas Dummes eine Zwei?“, rufen alle die, welche ebenfalls Wasser aus dem Brunnen tranken und zum Essen zu spät kamen.

„Eine Eins, Herr Lehrer, eine Eins!“

Und Tyrman lächelt sein gutes, sanftes Lächeln und als alle wieder ruhig sind, fügt er ernst hinzu:

„Er wird sich bessern und brav sein.“

Außerdem war Furtkiewicz in der vergangenen Woche dem Schneider-Dienst zugeteilt und hatte viele Knöpfe angenäht. Er hat Wasser getrunken, das ist wahr, aber eigentlich steht ihm eine Eins zu.

„Frydman Rubin, was ist mit dir, was soll man dir geben?“

Es wurde so mäuschenstill, wie am Mittwoch bei den Rühreiern. Der arme Rubin hatte sich die ganze Woche so gut betragen, sich mit keinem auch nur ein einziges Mal gerauft, was schließlich durchaus nicht leicht ist, und ausgerechnet vor diesen Zensuren sagt jemand „Zigeuner“ zu ihm; Rubin wollte ihm einen Schlag in den Nacken versetzen, traf aber die Nase, und man weiß, wie leicht aus der Nase Blut fließt. Armer Rubin, auf diese Weise war all deine Mühe umsonst!

„Vielleicht ist es besser, dir gar keine Note zu geben und wenn du dich in der kommenden Woche gut aufführst, bekommst du dafür zwei Einsen?“

„Das will ich nicht“, sagt Rubin, denn er denkt, eine Zwei in der Hand ist besser als zwei Einsen auf dem Dach.

„Aber warum hat er ihn ‚Zigeuner‘ geschimpft?“, wirft Furtkiewicz ein, der weiß, wie schwer es ist, einem dafür nicht den Buckel zu versohlen. Furtkiewicz ist rothaarig und hat aus diesem Grunde zahlreiche Zusammenstöße mit den Kameraden.

Das Ergebnis der Beratung: Frydman bekommt eine Eins, zumal Tyrman steif und fest behauptet:

⁶ Das polnische Original folgt dem umgekehrten System: die beste Note ist die Fünf, die schlechteste die Eins.

„Er wird keine Schlägerei mehr anfangen, Herr Lehrer, er wird sich bessern.“

Auch Edelbaums Schicksal wurde lange erwogen, denn er ist quengelig, drückt sich dauernd im Schlafsaal herum, mischt sich überall ein und verbreitet Schreckensnachrichten:

„Herr Lehrer, die Jungen haben dem From ein Bein ausgerissen!“

„Bring das Bein her, dann klebe ich es dem From wieder an“, sagt der geplagte Betreuer. Und was kommt heraus? From wurde keineswegs ein Bein ausgerissen, sondern er ist nur gestürzt und weint. Ein andermal brachte er die Nachricht, daß eine Zigeunerin zwei Jungen geraubt habe, wobei es sich herausstellte, daß es sich um keine Zigeunerin, sondern um eine polnische Frau handelte und daß die Jungen nicht aus der Ferienkolonie, sondern aus dem Dorf waren und daß sie mit der Frau über die Wiese gingen und kein Mensch daran dachte, sie zu rauben.

Ein Glück, daß Edelbaum im Walde und vor der Veranda viele Glasscherben aufsammelt und damit verhindert, daß sich die Jungen ihre Füße verletzen. Sonst hätte er für sein Betragen keine Eins bekommen.

Jeder hat seine Verdienste: Kleinman sitzt beim Mittagessen zwischen zwei Kampfhähnen und verhindert, daß es bei Tisch Keilereien gibt. Ejno überließ dem garstigen Anszel, als es kalt war, seinen Umhang — und weil es auf der ganzen Welt keinen Menschen ohne Fehler gibt und weil es jedem passieren kann, daß er mal etwas Schlechtes tut, deshalb vermehren sich die Einsen für gutes Betragen so schnell wie Pilze.

Wie schön wäre es, wenn die ganze Gruppe Einsen hätte. Aber das ist wohl unmöglich.

Goldsztern hatte zum Elwing gesagt:

„Blind sollst du werden!“

Schon hing die Eins an einem seidenen Faden und es war ein Glück, daß Elwing ihm verzieh, und das um so lieber, als er den Streit selbst angefangen hatte — er wollte beim Damenspiel dem Gegner Goldszterns Ratschläge erteilen, wie er spielen sollte.

Zysbreiners Note der vergangenen Woche muß korrigiert werden. Er bekam eine Zwei, weil er, wie es schien, einem

Jungen ein Bein gestellt hatte; der Junge fiel hin und schlug sich das Knie auf. Erst später zeigte sich, daß Zysbrener ein liebes und ruhiges Kind ist, das zusammen mit der Mutter in Warschau Papierblumen zum Verkauf macht und abends den jüngeren Geschwistern aus Büchern vorliest, die es aus der kostenlosen Bücherei ausleiht — und das sind keine Märchen, sondern wahre Geschichten über Christoph Kolumbus, der Amerika entdeckte und über Gutenberg, der den Druck erfand. Ein solcher Junge konnte nicht absichtlich jemandem ein Bein stellen. In der Tat war der Junge, der sich das Knie aufschlug, zu schnell gelaufen und von selbst gestürzt, als er Zysbrener ausweichen wollte.

„Warum hast du uns das nicht gesagt?“, fragt man verwundert.

„Du hättest eine Eins fordern können, wie alle anderen.“

„Sie haben mich damals noch nicht gekannt, und hätten gedacht, ich lüge und da wollte ich schon lieber eine Zwei.“

Seht ihr jetzt, wie schwer es in der Ferienkolonie ist, gerechte Zensuren für Betragen zu erteilen?

Nun sind nur noch zwei übrig: Bromberg und Boruch Grinbaums Bruder Mordka. Wenn die beiden eine Eins erhalten, wird die ganze Gruppe, wie der Betreuer voraussagte, musterhaft sein.

Tiefe Stille breitete sich aus.

„Grinbaum Mordka, sein Bruder soll für ihn antworten. Was soll er bekommen?“

„Bitteschön, Herr Lehrer“, sagt Mordkas Bruder, „ich möchte sehr gern, daß er eine Eins bekommt, es schneidet mir ins Herz, wen ich sehe, was er für ein Bengel ist.“

Was soll man mit Mordka machen? Alle haben ihm verziehen, sogar der Betreuer, aber Mordka hat Steine nach dem Hund geworfen. Wie soll man wissen, ob auch der Hund ihm verzeiht?

Der Hund liegt in der Hütte an der Kette. Wenn Mordka keine Angst hat, wird er hingehen, dem Hund ein Stückchen Fleisch geben, und wenn der Hund das Fleisch nimmt, wird das heißen, daß der Hund ihm nicht mehr böse ist.

Wir gehen hin. Welch ein glücklicher Tag, an dem alles gelingt. Der Hund ist bei bester Laune. Schon von weitem wedelt

er zu unserer Begrüßung mit dem Schwanz. Er fraß das Fleisch auf, leckte sich zweimal das Maul, und in seinen Augen konnte man lesen, daß die treue Seele die ihm von Mordka zugefügte Kränkung so weitgehend verzieh, daß er mit größtem Vergnügen auch noch drei weitere Portionen gefressen hätte.

Mordka hat damit ein Anrecht auf eine Eins erworben. Bleibt nur noch einer übrig — Bromberg.

„Sag, Bromberg, was hast du ausgefressen?“

„Ich habe mich an einer Fuhre festgehalten und bin auf das Pferd geklettert.“

„Was noch?“

„Ich bin auf das Verandadach gestiegen.“

„Und?“

„Als ich in der Suppe ein Pfefferkorn fand, habe ich es abgeleckt und dem Raszer in die Suppe geworfen.“

„Und?“

„Ich habe dem Bieda den Umhang weggenommen und Milch auf den Tisch geschüttet, weil ich wollte, daß der Tisch auch seine Milch trinkt.“

„Was noch?“

Bromberg denkt nach.

„Ich habe den Kran im Waschraum aufgedreht und zum Weinstein habe ich ‚Würstchen‘ gesagt.“

„Und?“

„Ich habe mit der Gabel auf dem Tisch gekratzt, und ich wollte das Bett nicht ordentlich machen. Und den Sieraczek habe ich mit den Hosenträgern geschlagen. Und das Taschentuch habe ich verloren.“

„Noch etwas?“

„Ich wollte kein Brot, bloß den Knust. Und den Fiszbin habe ich in die Kartoffelgrube gestoßen.“

„Und wie viele Male hast du dich geprügelt?“

„Ich kann mich nicht erinnern.“

„Aber von der Kiefer hast du noch nicht gesprochen.“

„Hm, die Kiefer habe ich kaputtgemacht.“

Die Jungen hören betrübt zu, aber Bromberg lacht und macht sich nichts daraus.

„Tyrman, was meinst du: was soll er bekommen?“

„Er wird schon brav sein“, sagt Tyrman.

„Was soll man ihm also geben?“

„Ich weiß nicht“, sagt Tyrman, obwohl er ebenso wie die ganze Gruppe offensichtlich möchte, daß auch Bromberg eine Eins erhält. Nur traut sich niemand, es als erster zu sagen.

„Oh, das ist schlecht, schlecht . . . Czarneki, sag du es, was Bromberg für sein Betragen bekommen soll.“

Czarneki ist Chaim Brombergs Freund, und so richten sich alle Blicke auf Czarneki.

„Na sag, wieviel?“

„Eine Eins“, entgegnet Czarneki und zwei Tränen rollen über sein Gesicht.

„Eine Eins, bitte Herr Lehrer, eine Eins!“, rufen die Jungen und Tyrman fügt hinzu:

„Er wird sich bessern, er wird schon brav sein.“

Und in der Tat hat Bromberg sich gebessert. Bis zum Abend ging er still und ernst herum, aber man sah, es war ihm unbehaglich. Er trug seine Eins wie zu enge Schuhe — bis der Betreuer befürchtete, Bromberg könne vor lauter Artigkeit krank werden.

Erst am nächsten Tage raufte er sich mit Bieda und nach dem Mittagessen sagte er entschieden:

„Herr Lehrer, ich möchte keine Eins mehr haben.“

„Warum?“

„Weil das langweilig war.“

Als sie in Warschau ankamen, fragte Brombergs Mutter auf dem Bahnhof:

„Wie hat sich mein Chaim benommen?“

„Gut“, antwortete der Betreuer — „nur ist er zu still.“

Erstaunt blickte die Mutter erst Chaim und dann die Betreuer an, aber als sie merkte, daß sie lachten, fing auch sie zu lachen an.

„Ich dachte schon, Sie meinten es wirklich so und man hätte ihn dort verzaubert.“

Und sie war dankbar, daß man ihrem Bengel nicht böse war.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Der Dichter Ojzer / Das Gedicht vom Schuhmacher und vom Schmied und von der Heimkehr

Ojzer Plocki deklamierte bei Festlichkeiten eigene Gedichte.

Den Jungen erschien es sonderbar, daß man Gedichte nicht nur aus einem Buche, sondern aus dem Kopf schreiben kann. Eigentlich schreibt Ojzer nicht aus dem Kopf, sondern das, was er hört und sieht.

Zum Beispiel das Gedicht von dem Schuhmacher.

Ein armer Schuhmacher hatte lange Zeit keine Arbeit und verdiente also nichts. Er lief herum, bemühte sich, suchte, konnte aber keine Arbeit finden. Schließlich bekam er einen Auftrag und freute sich sehr. Aber um den Auftrag auszuführen, braucht man für die Schuhe Leder, und woher soll man das Geld nehmen, um das Leder zu kaufen? Der Schuhmacher ging zu seinen Bekannten und bat sie, ihm etwas zu leihen. Die einen wollten es nicht, die anderen konnten es nicht, weil sie selber arm waren und kein Geld hatten. Er bat den Auftraggeber um einen Vorschuß, um das Leder zu kaufen, bekam aber keinen. Und so konnte der Schuhmacher den Auftrag nicht ausführen — der arme, arme Arme.

Ojzer kennt diesen Schuhmacher, denn er wohnt bei ihnen. Ojzer erinnert sich, wie er lange keine Beschäftigung hatte, dann Arbeit erhielt und sich bemühte, Geld zu bekommen, was ihm nicht gelang. Ojzer erinnert sich an alles und schrieb darüber ein Gedicht.

Das zweite Gedicht handelt von einem Schmied, der Tag und Nacht mit seinem Hammer auf das harte Eisen schlägt und der Hammer singt vom Glück der Menschen.

Auch diesen Schmied hatte Ojzer gesehen, als wir zur Wassermühle gingen und unterwegs in eine Schmiede hereinschauten. Der Schmied schlug mit dem Hammer auf rotglühendes Eisen, um den Jungen zu zeigen, wie man Hufeisen macht. Alle haben das gesehen, aber nur Ojzer schrieb darüber ein Gedicht, nur er hatte im Dröhnen des Hammerschlags eine Melodie gehört, das Lied vom Glück der Menschen, denn nur er war ein Dichter . . .

Ojzer schrieb ein Gedicht über den Wald, in dem ein kranker Mensch gesund und stark wird; aber nicht alle können im Walde leben und deshalb sind sie blaß und traurig.

An wen dachte der kleine Dichter, als er dieses Gedicht schrieb?

Gewiß an den Vater.

Ojzers Vater macht Springseile und Zügel, Gürtel und Verzierungen für Kleider. Als er gesund war, hat er gut verdient und die Tochter zur Schule geschickt. Aber jetzt hustet er und kann nicht in den Wald fahren, wo er wieder gesunden würde.

Noch heute denken sie oft an die guten, alten Zeiten zurück, als die Tochter in die Schule ging, wo die Lehrerin gut war, sehr gut und die Kinder hatten sie so gern. Jetzt ist der Vater krank, die Schule der Lehrerin geschlossen und sie selbst ist weit weg in Amerika, wo die Kinder sie gewiß auch sehr lieben.

Ah, wie gern würde Ojzer viel lernen!

Ojzer mag keine lauten Spiele, aber er hört gern interessante Geschichten, er weiß, daß der Betreuer ihn gern hat, aber nie bittet er um etwas, weder um ein Fähnchen, noch um einen Ball, weder um eine schöne Gabel, noch um ein Knüstchen. Ojzers Vater, er selbst, die ältere Schwester und die Mama — sie sind stolz und bitten nicht gern, nein, das wollen sie nicht.

Als Ojzers kleines Schwesterchen im Spital lag, wollten sie es jeden Tag besuchen.

Das geht nicht; man darf die kranken Kinder nur dreimal die Woche besuchen. Nun, wenn es nicht geht, kann man nichts machen. Offenbar muß es so sein und gewiß ist es so besser.

Einmal brachte Ojzer dem Schwesterchen eine Handvoll Weintrauben ins Spital. Er brachte keine Bonbons, denn die Kleine war krank und durfte keine Bonbons essen.

Ojzer steht am Bett seiner Schwester und sagt kein Wort.

„Sag ihr etwas, begrüße deine Schwester.“

Ojzer weinte . . .

Als der Tag der Heimkehr nach Warschau näher kam, freuten sich die Jungen darauf, Eltern und Geschwister wiederzusehen und ihnen alles erzählen zu können: was sie auf dem Lande gemacht haben, wie sie gebadet, gespielt, die Festung verteidigt haben; Ojzer schrieb damals sein letztes Gedicht in der Ferienkolonie:

„Es freuen sich die Kinder, daß sie zurückkehren nach Hause, um das Grün des Waldes einzutauschen gegen feuchte Mauern. Die Blumen lachen der Sonne zu, aber der Winter erwartet sie, wenn sie welken.“

Am liebsten schrieb Ojzer über den Sommer, wenn es warm ist, die Sonne scheint und die Blumen blühen. Den Winter mag er nicht, denn er ist traurig.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Die Überraschung / Der letzte Sonnenuntergang und das letzte Märchen

Die Jungen bitten, nicht zum rechtsgelegenen Waldrand zu gehen, weil dort am Abend eine Überraschung stattfinden soll. Sie schleppen und stapeln etwas, und wenn alles fertig ist, werden sie uns rufen. Die Vorbereitungen für die Überraschung sind offenbar erheblich, denn sie werden erst gegen Abend fertig sein. Jozef mußte ihnen sogar zwei Besen leihen; dafür wird ihm gestattet, die Überraschung früher zu sehen, nur darf er den Herren Lehrern nichts darüber erzählen.

Es ist der letzte Tag in der Ferienkolonie — und schon jetzt ist nur noch von Warschau die Rede.

Topcio ließ in Warschau seine Tauben zurück, ob sie etwa weggeflogen sind? Szydłowski's Mama war krank, ob sie jetzt wieder gesund ist? Topcio rühmt sich, daß er den Rauch einer Zigarette durch die Nase ausatmen kann und daß er ein Stück Brot hoch in die Luft werfen und es direkt mit dem Mund auffangen kann. Plywak kann seinen Fuß an seinen Kopf legen und in großem Bogen durch die Zähne spucken. Frydman pfeift auf einem Finger und kann die Augenlider aufrollen, was ganz furchtbar aussieht.

Alles ist heute zum letzten Male: das letzte Bad, das letzte Mittagessen. Auf den Tellern bleibt viel Grütze übrig, nicht einmal die Milch wird ganz ausgetrunken; wie soll man Grütze essen, wenn man morgen schon nach Hause fährt?

Der Kuckuck ruft zum Abschied seit fünf Uhr morgens:

„Ku-ku, lebt wohl Kinder, ich kann nicht schön singen, drum verabschiede ich mich von euch so, wie ich es kann — kurz und herzlich.“

Schon haben die Jungen ihre eigenen Anzüge an und man kann es kaum glauben, daß Tyrman, Frydenson und Czarnedi lange Kaftane tragen. Der kleine Sobol hat einen schönen Anzug und je zwei goldene Sternchen auf dem Krägelchen; so hat ihn seine Schwester, die Schneiderin, für die Reise ausgestattet.

Die Jungen putzen ihre Schuhe, um auf dem Bahnhof gut auszusehen.

Gute, liebe Kinder, ihr wart so viele hier und obwohl ihr dauernd Unsinn machtet, habt ihr niemals etwas wirklich Böses getan. Wie lieb seid ihr in eurer einträchtigen Geschäftigkeit, um uns zum Abschied eine Überraschung zu bieten.

„Jetzt, Herr Lehrer!“

„Die Überraschung ist fertig, Herr Lehrer!“

Am rechten Waldrand, wo wir jeden Tag die schönen Sonnenuntergänge betrachteten, haben die Jungen ein großes Nest aus Zweigen, Steinen und Sand gebaut, mit Kiefernadeln ausgelegt, mit weichem Moos gepolstert und mit Blumen verziert.

„Ein Storchennest.“

„Kein Nest, eine Loge“, sagt einer, der das Theater kennt, weil sein Vater als Drechsler einmal für das Theater gearbeitet hat.

Der letzte Sonnenuntergang.

Die Sonne verlor ihre Strahlen, ein schmales Wölkchen zerschnitt den Sonnenball in zwei Teile.

Der letzte Sonnenuntergang — sagen die Jungen.

Morgen schon werden sie in Warschau sein, und dort gibt es keinen Sonnenuntergang.

In Warschau gibt es keinen Sonnenuntergang, dort erscheint nur in der Dämmerung ein Mann mit einem langen Stock und zündet die häßlichen gelben Laternen an. Dieser Mann geht von einer Straßenseite auf die andere, ist stets dunkel und ärmlich gekleidet und sein Gesicht ist in der Dunkelheit nicht zu sehen. Er verwandelt in der Stadt den Tag in die Nacht.

In Michalowka löscht die helle Sonne im Purpurkleid den Tag und entzündet die Nacht. Die Sonne senkt sich immer tiefer, sinkt unter die Erde, bis sie mehr und mehr verschwindet.

„Jetzt“, sagen die einen.

„Noch nicht.“

Sie leuchtet nur noch als Stern und dann ist sie nur noch ein kleiner Funke.

An diesem letzten Abend beim letzten Sonnenuntergang wurde das letzte Märchen der Ferienkolonie geboren — es ist ein sonderbares Märchen, das kein Ende hat:

Vielleicht kehren wir nicht zurück nach Warschau? Vielleicht stellen wir uns zu zweit auf, nehmen Fähnchen mit, singen ein Marschlied und machen uns auf den Weg?

„Wohin?“

„Zur Sonne.“

Man wird lange gehen müssen. Aber was schadet's? Wir werden auf dem Felde schlafen und uns das verdienen, was wir zum Leben brauchen. In dem einen Dorf wird Geszel auf der Geige spielen und sie geben uns Milch. In dem anderen Dorf wird Ojzer ein Gedicht aufsagen oder Aron ein spannendes Märchen erzählen — und sie geben uns Brot. Woanders wiederum singen wir oder helfen bei der Feldarbeit.

Für den lahmen Wajnrauch machen wir ein Wägelchen aus Brettern und wenn er müde ist, werden wir ihn fahren.

„Wir werden lange, lange gehen — wir werden gehen und gehen und gehen . . .“

„Nun und weiter?“ fragen die Jungen ungeduldig.

Aber da ertönte die Glocke, die uns zum letzten Abendessen rief und das Märchen blieb unvollendet.

Und am nächsten Tage waren wir schon auf dem Wege nach Warschau.

Ende

VON DEN JOSCHEKS, JASCHEKS UND FRANEKS

Eine sehr kurze Einleitung

Kürzlich beendete ich die Erzählung von den „Mojsches, Joscheks und anderen Lausbuben“. Es wurde dort genau beschrieben, was die jüdischen Jungen in Michalowka alles gemacht haben. Das Buch hat gut gefallen. Warum auch sollten die interessanten Abenteuer von hundertfünfzig Jungen auf dem Lande nicht gefallen?

Die Erzählung von den „Joscheks, Jascheks und Franeks“ wird sicher noch interessanter.

Erstens, weil der Wald in Wilhelmwoka groß ist und die Jungen dort Beeren und Pilze sammeln und aus Zweigen Hütten bauen können. Aus zwei solchen Hütten entstanden die Siedlungen Milosna und Lysa Gora.

Zweitens, weil neben Wilhelmwoka die Ferienkolonie für Mädchen liegt, nämlich Zofiwka; und hier gab es viele interessante Ereignisse, wie z. B. der Überfall auf das Häuschen der Paulinka. Denn auch in Wilhelmwoka sind hundertfünfzig Jungen und da fehlt es nicht an richtigen Lausebengeln, wie man sich leicht vorstellen kann.

1. Kapitel

Die Reise / Eine langweilige Erzählung, die des Zuhörens nicht wert ist / Nun, morgen wird es lustig

Im ersten Kapitel von den „Mojsches, Joscheks und anderen Lausbuben“ wurde beschrieben, wie wir uns auf dem Bahnhof versammelten, uns zu zweit aufstellten, wie sich die Eltern von den Kindern verabschiedeten und wie es endlich losging.

Dort riefen die Betreuer aus einem Heft die Namen auf:
„Frydman, Miller, Grinbaum, Bromberg.“

Hier heißt es:

„Kowalski, Gorski, Frankowski, Trelewicz.“

Ansonsten ist alles das gleiche.

Am Vorabend der Abreise versammeln sich die Jungen im Büro auf der Heiligkreuzstraße¹; ein Arzt untersucht sie, ein Schuhmacher probiert ihnen die Schuhe von der Ferienkolonie an, ein Friseur schneidet ihnen die Haare, falls sie zu lang sind. Am Tage der Abreise stellen auch diese Jungen sich zu zweit auf und werden, wenn es gebimmelt hat, von den Betreuern in die Waggonen gebracht.

Auch hier fragt der Betreuer:

„Hat niemand sein Bündel verloren?“ Und er sagt: „Lehnt euch nicht aus den Fenstern!“

Und auch diese Jungen drängeln sich in den Abteilen zu den Fenstern und rufen:

„Geh weg, das ist mein Fenster! Stoß mich nicht, sonst kriegst du was auf deine Rübe!“

Anders ist es auf der Rückreise, wenn sich alle gut kennen. Dann wird jedes Fenster von einer Gruppe von Freunden mit Beschlag belegt, die sich gegenseitig abwechseln:

„Guck jetzt du ein bißchen hinaus, dann bin ich wieder dran.“

Auch hier geben die Jungen wieder ihre Postkarten ab, um jede Woche den Eltern zu schreiben, daß sie vergnügt sind; auch hier passieren während der Reise zahlreiche ungewöhnliche Abenteuer. Einem flog ein Kohlestäubchen ins Auge; die anderen empfahlen ihm, zu spucken, damit das Kohlestäubchen wieder herausfliegt; als das jedoch nichts half, fischte der Betreuer das Kohlestäubchen mit dem Taschentuchzipfel heraus und prahlte dann:

„Da siehst du, habe ich es dir nicht gesagt, du sollst dich nicht hinauslehnen? Ich wußte es im voraus.“

Tomaszewski schwenkte seinen Leinensack zu Ehren der Kuhhirten, die den Zug begrüßten oder ihm die Zunge zeigten; sein Nachbar stieß ihn an und der Leinensack flog davon. Einem anderen wiederum flog das Taschentuch fort, als er den Einwohnern von Wolomin zuwinkte.

„Oh, Krähen, Krähen! . . . Oh, ein Storch!“

¹ ul. Świętokrzyska

Und sie ahnen nicht, daß neben ihnen auf der Bank Zygmunt Bockiewicz sitzt, den sie schon morgen Bocian² rufen werden.

„Oh, Bienenkörbe, Bienenkörbe!“

Und gleich erzählt einer, wie er bei seinem Onkel auf dem Lande zu den Bienenkörben ging und wie ihn die Bienen gestochen haben; er war damals noch klein und dumm.

In Tluszcz, wo der Zug rückwärts auf ein anderes Gleis umrangierrt wird, versetzen die erfahrenen Ferienkolonisten die Neulinge in Schrecken:

„Wir kehren um, wir fahren zurück nach Warschau!“

Je näher Goworow kommt, umso häufiger erhebt sich die ungeduldige Frage:

„Ist es noch weit?“

Denn sie sind neugierig auf die Ferienkolonie und jeder stellt sie sich anders vor. Der eine denkt, daß sie auf dem Dorf in Hütten wohnen werden, der andere, daß die Kolonie dem Haus in Warschau ähnelt, wo von einem langen Korridor Türen zu kleinen Zimmern führen, in denen sie zu mehreren schlafen werden. Aber was die Veranda eigentlich ist, von der sie schon viel gehört haben, weiß niemand.

Leon Kopec, den der Achcyk später Kopejka nannte, verspürte einen schrecklichen Hunger und Lewinski gab ihm fünf Brezeln; und Bockiewicz ißt ein Butterbrot und sagt halb zu sich selbst und, wie zur Probe, halb zu dem Betreuer:

„Ich bin noch nie mit der Eisenbahn gefahren.“

„Und ist es angenehm, mit der Bahn zu fahren?“

„Angenehm“, sagt Bockiewicz und kaut sein Butterbrot.

Der kleine Sulejewski, der noch nicht ahnt, daß er in Bälde ein tapferer Schiffskapitän sein wird, weint leise vor sich hin und wischt sich mit dem Ärmel über die Nase: seine Schwester versprach, ihn in die Ferienkolonie zu begleiten, aber inzwischen ist sie weggegangen und hat ihn allein gelassen. Oh, welch ein Elend!

„Oh, schaut mal, Hafer!“

„Das ist Roggen, du Esel, kein Hafer!“

„Und was bist du?“

² bocian = der Storch.

Der Zug fährt mit Getöse über eine Brücke — und gleich fragt jemand:

Wie heißt diese Wisła?"³

Sie zählen die Werstpfähle, streiten, ob eine Meile sieben oder vierzehn Werst hat und was wäre, wenn ein Junge aus dem Zuge fiele.

„Station Goworow!“

Die Kleinen setzen sich auf Leiterwagen, die Älteren gehen zu Fuß, denn nach Wilhelmowka ist es nicht allzu weit.

Die Sonne geht unter, es weht ein kühler Wind. Auf geht's.

Wer in Zofiwka eine Schwester oder eine Cousine hat, fragt, ob wir an Zofiwka vorbeikommen und ob wir schon heute die Mädchen besuchen werden.

„Bekommen wir heute schon die Heimanzüge?“

„Werden wir morgen Briefe schreiben?“

„Wann kriegen wir zum ersten Male die Schaufeln zum Graben?“

Denn von den Schaufeln haben die Jungen des Vorjahres erzählt.

Sie fragen noch schüchtern, mehr um zu prüfen, ob die Betreuer es übelnehmen.

„Bitte, Herr Lehrer, gibt es in der Ferienkolonie Gespenster?“

„Gespenster? Was soll das sein?“

„Na ja, böse Geister . . . es heißt, die Kolonie ist im Walde und im Walde gibt es immer Geister.“

„Nein, in der Kolonie gibt es keine bösen Geister; hier gibt es nur gute Geister — die freundlichsten und gütigsten. Im Walde gibt es Pilze, Erdbeeren und Blaubeeren, aber keine Gespenster.“

Auf der linken Seite, in einiger Entfernung von der Chaussee, ist ein rotes Gebäude zu erkennen.

„Sind wir da?“

„Nein, das ist erst Zofiwka; dort sind die Mädchen.“

Sie laufen an den Waldrand und winken mit ihren Taschentüchern.

„Vivat!“ rufen die Jungen.

Gern hätten sie verweilt, aber zu Hause erwartet sie das Abendessen.

³ Wisła = Weichsel.

Noch eine Brücke, ein Stückchen Wald, eine Wiese, eine Waldlichtung. Wir sind da.

„Da, seht einmal, ihr Stubenhocker, ihr habt auf der Fuhre gegessen, aber wir sind zu Fuß hergekommen.“

„Abendessen, beten, den Reisedust abwaschen und marsch ins Bett! Und dann hört ihr, was morgen wird.“

Sie waschen sich eilends und einer nach dem anderen springt ins Bett, denn sie sind neugierig darauf, was man ihnen über den morgigen Tag erzählen wird. Sie waschen sich eilends und legen sich hin, weil sie einander noch nicht kennen und sich noch nichts zu erzählen haben. Sie gehen eilends zu Bett, weil sie noch zurückhaltend und brav sind, denn es ist erst der erste Abend.

Kurzum, man kann sich nicht schon am ersten Abend unter das Bett legen und die Vorbeigehenden an den Beinen packen oder sich im Spind verstecken und die anderen erschrecken oder dem Tomek das Kopfkissen verstecken und tun, als wäre es geklaut worden.

„Liegen alle in den Betten?“

„Ja!“

„Alsdann fange ich an.“

Und der Herr Betreuer beginnt zu erzählen, was morgen sein wird.

„Es ist nicht erlaubt, morgens Lärm zu machen, bevor ich in den Saal komme und Guten Morgen sage; es werden euch die Anzüge ausgegeben, ihr werdet gewogen, die Fingernägel werden geschnitten, und es wird euch die Ferienkolonie gezeigt.“

Was der Herr Betreuer dann sagte, wurde immer langweiliger:

Man soll gegenseitig Nachsicht üben, keine Schlägereien anfangen, dem anderen keinen Spitznamen geben, die Anzüge nicht kaputtmachen, die Tiere nicht quälen, die Mädchen nicht ärgern. In der ersten Woche machen die Jungen immer viel Unfug: und wozu das — ist es nicht besser, sich gut aufzuführen?

Aber weil das, was der Herr Betreuer sagt, nicht sehr unterhaltsam ist und die Jungen von der Reise müde sind, hören immer weniger zu und immer mehr schlafen ein.

Endlich bemerkt der Herr Betreuer, daß er mit seiner langen Rede alle eingeschläfert hat: er geht in sein Zimmer und läßt für alle Fälle das kleine Fensterchen zum Saal offenstehen.

Und die Kiefern wissen bereits, daß eine neue Gruppe von Kindern angekommen ist und sie sagen:

„Paßt auf, morgen wird es lustig.“

2. Kapitel

Der Minister im blauen Hemd / Schon ist das „Stördülein“ erkannt / Kosieradzki bekam eine zu enge Bluse und Zaremba läuft fort

Fünf Uhr morgens. Nach der gestrigen Reise werden sie gewiß noch alle schlafen? Als hätte er es erraten: der halbe Saal unterhält sich, man lacht, läuft herum und wartet ungeduldig auf das Zeichen zum Aufstehen.

„Wo wohnst du? Und du, wie heißt du? Zum wievielten Male bist du in einer Ferienkolonie?“

Bei diesem vom Lachen unterbrochenen Geflüster vollzieht sich ein wichtiger Vorgang: eine Gruppe macht sich miteinander bekannt und vertraut — zum Schlechten oder zum Guten?

Ist kein Stengel, ist kein Stock,
ist kein Fiedelbogen,
hat ein' roten Unterrock
und zwei Augen wie Piroggen.

Offenbar hat das Lied gefallen, denn das Gelächter wird lauter.

„Ruhe, Jungs, ihr weckt den Herrn Lehrer auf!“

„Na und? Bitte, Herr Lehrer, kommen Sie doch, warum schlafen Sie so lange?“

„Kikeriki, aufstehen, Jungs! Die frischen Brötchen warten.“

„Kikeriki!“

Der tiefe Schlaf des Herrn Lehrer, der selbst durch das zum Saal offene Fensterchen nichts hört, versetzt die Jungen in beste Laune. Die Kiefern in der Ferienkolonie hatten recht: es wird immer fröhlicher im Saal. Jetzt findet ein Duell mit Handtüchern statt: man hört ihr dumpfes Aufklatschen.

„Wartet nur, wenn der Herr Lehrer kommt, sage ich, daß ihr einen nicht schlafen laßt!“

„Geh und sag's! Guckt ihn an! Er hat sich ein blaues Hemd angezogen und will uns befehlen. Der Minister! Dem Herrn Lehrer wird er's sagen!“

„Postminister!“

„Kriecher! Petzer!“

Jetzt sagt einer etwas mit halblauter Stimme, sicher etwas Interessantes, denn es wird still: alle hören zu. Im Saal, ich wiederhole es, geht eine wichtige Arbeit vonstatten: die Gruppe macht sich untereinander vertraut und ohne es zu wissen, wählt sie bereits jene aus, die sie führen werden, zum Guten oder zum Bösen.

„Na, Jungs, fangt an zu singen; ich erlaube es euch.“

„Ruhe, ihr Wilanower Strolche!“

„Du bist selber ein Strolch!“

„Du, der fünfte da an der Tür, warum läßt du einen nicht schlafen?“

Einer rennt im Saal umher, ein anderer klatscht in die Hände.

„Guckt mal, Jungs, unten ist ein Karussell!“

Alle laufen an die Fenster, um das Karussell zu sehen.

„Du Dummkopf! Das ist das Tretrad vom Brunnen: man spannt ein Pferd vor und dann dreht sich das Rad und schöpft dabei das Wasser.“

„Wieso ein Pferd?“ — „Vielleicht nicht? Siehst du die Achse, die wird dem Pferd vorgespannt.“ — „Das heißt überhaupt nicht Achse.“ — „Wie denn?“ — „Das weiß ich selbst nicht.“ — „Wenn du's nicht weißt, dann quatsch nicht.“ — „Und ob ich's weiß, denn eine Achse ist an den Rädern.“

„Geht wieder in die Betten, Jungs“ — warnt einer vorsichtig. „Der Herr Lehrer hat gesagt, wir sollen nicht aufstehen, bis er kommt und Guten Morgen sagt.“

„Heute ist der erste Tag, da ist's erlaubt!“

Sie sind jedoch nicht ganz überzeugt davon, denn, wenn auch ungern, legen sie sich alle wieder in ihre Betten.

„Herr Lehrer, bitte stehen Sie auf, uns ist langweilig!“

Drei Minuten bleibt es still, vielleicht schlafen sie noch einmal ein. Die Hoffnung trügt: da hat sich einer in die Mitte des Saales gestellt und sagt mit tiefer Stimme:

„Guten Morgen, Jungens, aufstehen!“

Und ein anderer, gewiß der Postminister, sagt:

„Warte nur, du äffst den Herrn Lehrer nach. Das werde ich ihm sagen!“

Bis sechs Uhr fehlen zwar noch zwanzig Minuten, aber da niemand mehr schläft und es am ersten Tage viel Arbeit gibt, kann man also früher anfangen.

„Guten Morgen, Jungens!“

„Guten Morgen!“

Sie öffnen die Augen, heben die Köpfe — wie musterhaft sie geschlafen haben und nun hat man sie geweckt! Ganz wie in der Geschichte für brave Kinder. Ach, wie dumm ist der Herr Lehrer, daß er nichts merkt!

„Wer von euch ist denn der Minister im blauen Hemd?“

Ein Blitz aus heiterem Himmel! Der Herr Lehrer tat, als ob er schlief und hat alles gehört. Was wird jetzt? Schrecklich, entsetzlich! Selbst der Minister ist fassungslos.

Aber der Herr Lehrer lacht. Er hat alles gehört und lacht. Er hat alles gehört und ist überhaupt nicht böse. Er geht durch den Saal, fröhlich, triumphierend wie Napoleon nach einer gewonnenen Schlacht: mit einem gelungenen Streich hat er das Vertrauen der Kinder gewonnen, ohne das er weder Bücher über Kinder schreiben, noch sie lieben, sie erziehen, sie nicht einmal betreuen könnte.

Acht Jungen, die an den Fenstern schlafen, werden zum Fenster-Dienst ernannt: ihre Aufgabe ist es, am Morgen die Fenster zu öffnen. Die am besten die Betten machen, haben den Betten-Dienst, einer für jede der fünf Reihen.

„So, aufstehen und ordentlich die Ohren waschen, denn ich werde sie mir ansehen.“

Zygmunt Bockiewicz räkelt sich träge und fragt verschlafen:

„Muß ich auch aufstehen? Ich möchte nämlich gern noch etwas schlafen.“

Der halbe Saal kam angelaufen, um den Jungen zu sehen, der noch weiterschlafen möchte und schon wissen sie, wie er heißt, schon gaben sie ihm den Spitznamen „Störchlein“ und schon gibt Achcyk, der künftige Bote des Ferienkolonial-Gerichts, seiner Vermutung Ausdruck:

„Er ist ein Storch und hat bestimmt zu viele Froschens gegessen, und jetzt ist er zu schwer.“

Lazarkiewicz berichtigt ihn ernst:

„Man sagt nicht Froschens, sondern Frösche.“

Während sich die eine Hälfte des Saals um das Störchlein versammelte, lauscht die andere Hälfte der spannenden Erzählung von Olek Ligaszewski. Neben Olek schläft Wiktor. Olek wacht in der Nacht auf, guckt und sieht, daß die Bettdecke fort ist — wie ist er da erschrocken! Er dachte bestimmt, die Bettdecke sei durch das Fenster weggefliegen wie das Taschentuch aus dem Zuge. Er weckte Wiktor. Wiktor guckt, und da liegt seine Decke auf der anderen Seite des Bettes. Die Decke muß heruntergefallen sein, und verschlafen hatte er Oleks Bettdecke an sich gezogen und sich in sie eingewickelt.

„Und ich, Herr Lehrer, bin nachts aus dem Bett gefallen.“

„Und mich hat eine Mücke gebissen.“

„Das mußte eine tolle Mücke gewesen sein, Herr Lehrer, denn er hat eine so große Quaddel bekommen.“

Sie laufen in den Waschraum, wo es gute und schlechte Wasserkräne gibt und pusten in die schlechten, damit mehr Wasser herausläuft.

„Sind meine Ohren sauber, Herr Lehrer?“

„Und meine auch? Eh, seine Ohren haben Sie lange nachgesehen und meine nur so obenhin.“

„Oh, wie naß ist's in meinen Ohren“ — stöhnt einer und schüttelt sich kräftig.

Jetzt steht jeder an der rechten Seite seines Bettes, der Betreuer gibt die Wäsche aus, dann die Hosen aus grauem Leinen und zuletzt die Hosenträger und die Blusen.

„Oh, die Hosenträger sind aus Docht gemacht!“

„Oh, was für ein ausgeleiertes Knopfloch!“

„Herr Lehrer“, sagt der kleine Kosieradzki mit Tränen in den Augen, „die Bluse ist mir zu eng.“

Zaremba wartete die Bluse nicht ab, sondern lief ohne Bluse und ohne Mütze auf die Veranda hinaus.

Der Ausreißer wird zurückgebracht und der Herr Lehrer dichtet folgenden Vierzeiler:

„Der Zaremba, dieser Bube,
rennt heraus aus unserer Stube,
ohne Bluse, ohne Mützen
wollte er ins Freie flitzen.“

Das Gedicht fand nicht weniger Beifall als die Taschentücher.

„Oh, die Taschentücher sind in diesem Jahre schöner, denn sie haben eine Borte.“

„Meines ist ohne Borte.“

„Aber deines ist größer.“

„Wenn du willst, tauschen wir.“ „Wie ist deine Borte?“

„Blau.“ „Ich will eine rote.“ „Ach, du Dummer, blau ist besser.“ „Nein, rot.“

Eine kleine Trompete ruft zum Morgengebet.

„Auf die Veranda“ heißt es.

Der Junge vom Saaldienst schließt die Tür ab.

3. Kapitel

*Die mißlungene Probe / Der Herr Lehrer hat geblasen, der
Herr Lehrer hat geblasen / Das Tagebuch des Jungen und die
Unterschrift mit Schnörkeln*

Als man den Jungen vorschlug, Tagebücher zu schreiben und ihnen sagte, daß jeder, der es tun wolle, ein Heft bekäme, fanden sich viele Bereitwillige.

„Ich möchte schreiben, Herr Lehrer!“ „Ich auch!“ „Und ich auch!“

Viele versuchten es, aber nicht alle konnten es; und selbst die, welche es ein wenig konnten, schrieben einige Tage, dann langweilte es sie und sie hörten damit auf.

Seitdem muß jeder, der ein Heft erhält, zur Probe auf ein Blatt schreiben, wie er einen Tag verbrachte.

Hier die mißlungene Probe vom Antos:

„Als ich am Morgen aufwachte, hat der Herr Lehrer geblasen, und ich verrichtete mein Gebet. Dann hat der Herr Lehrer geblasen, und ich habe Frühstück gegessen, dann hat der Herr Lehrer geblasen, und wir gingen baden, dann hat der

Herr Lehrer geblasen, und es gab Mittagessen, und der Herr Lehrer hat wieder geblasen, und wir gingen in den Wald."

"Du Dummkopf", rügte der Kamerad, „du wirst kein Heft bekommen. Du schreibst nichts als: der Herr Lehrer hat geblasen, der Herr Lehrer hat geblasen."

"Und was soll ich schreiben?"

"Wenn du's nicht weißt, dann schreib nicht und mach dich nicht zum Hanswurst."

Danach haben die Jungen besonders darauf aufgepaßt, daß in dem Tagebuch nicht zu oft stand: „Der Herr Lehrer hat geblasen“.

Viele Jungen haben mit dem Schreiben angefangen. Franek Przybylski, Chabelski Zygmunt, Karaskiewicz, Fabisiak, Piechowicz, Gryczynski Czesio, Olek Suwinski — aber einer wurde Bürgermeister, der andere Schiffskapitän, der dritte Richter oder Präsident von einem der zahlreichen Vereine. Nur Troszkiewicz und Legowski hielten bis zum Schluß durch.

Ich gebe hier einige Tagebuch-Auszüge für jene Jungen wieder, die vielleicht auch einmal ein Tagebuch schreiben möchten, um sie vor dem allzu häufigen und fatalen „Der Herr Lehrer hat geblasen“ zu bewahren — was dem Autor, wie man sah, Spott und Hohn einbrachte.

Natürlich habe ich nur die interessantesten Ausschnitte gewählt.

Mein Tagebuch

Eindrücke von dem Aufenthalt in der Kolonie Wilhelmowka.

Den ersten Tag auf dem Lande verbrachte ich auf folgende Weise:

Wir fuhren am Donnerstag um sechs Uhr nachmittags von Warschau ab. Wir fuhren mit der Bahn nach Goworow und gingen dann zu Fuß, aber die Jüngeren fuhren auf Leiterwagen. In Wilhelmowka mußten wir uns zu zweit aufstellen und uns auf die Bänke setzen, so wie wir immer sitzen werden, dann gab es das Abendessen. Nach dem Abendessen führte uns der Herr Lehrer in den Schlafsaal. Die Gruppen A und B schlafen unten und die Gruppen C und D im ersten Stock. Die Gruppe E

wurde auf verschiedene Säle verteilt, weil es nur vier Schlaf-
räume gibt. In jeder Gruppe sind dreißig Jungen. Im Schlafsaal
zeigte der Herr Lehrer jedem sein Bett, auch für mich hatte er
ein Bett ausgesucht, und ich legte mich hin, und der Herr Lehrer
ging im Saal auf und ab und sagte, was man hier nicht machen
darf und daß man zu ihm kommen soll, wenn man Sorgen hat.
Dann konnte ich nicht einschlafen, aber ich schlief doch ein.

Am zweiten Tag habe ich mich gewaschen, angezogen, das
Bett gemacht, und dann gingen wir auf die Veranda. Nach
einigen Minuten, als sich alle versammelt hatten, knieten wir
vor dem Altar nieder, der auf der Veranda ist und verrichteten
das Gebet, und dann sangen wir: „Steigt das Morgenrot
herauf.“⁴ Dann teilten die Jungen vom Saaldienst Brot und
Milch aus. Nach dem Frühstück hieß uns der Herr Lehrer
zu Paaren aufstellen und zeigte uns die Grenzen der Ferien-
kolonie, bis zu denen wir allein gehen und wo wir spielen
dürfen. Nach dem Mittagessen gingen wir in den Wald, aber
die Mädchen kamen nicht, denn von ihnen aus ist es weit, und
sie hatten wohl Angst, daß es regnen könnte.

Dann spielten wir Schlagball, und nach dem Abendessen
wuschen wir uns die Füße, und als wir uns alle hingelegt hatten,
erzählte uns der Herr Lehrer die Geschichte von drei Betten in
unserem Saal und wer vorher in ihnen geschlafen hatte.

Und das ist eine Probe aus meinem Tagebuch.

Samstag.

Heute waren wir baden. Später, wenn einer schwimmen
gelernt hat, kann er nahe der Badeanstalt ins Wasser gehen,
wo man richtig schwimmen kann.

Dann habe ich zusammen mit Wojdak Häuschen aus Sand
gemacht und Zugbrücken, aber die anderen Jungen haben uns
nicht in Ruhe gelassen und alles kaputtgemacht, und dann
haben wir zugeguckt, was andere machen.

Nach dem Mittagessen habe ich Dame gespielt, aber die
Jungen haben angefangen zu schreien, wir sollen alle kommen,
weil der Herr Lehrer einen riesigen Drachen losläßt. Herr A.
hat ihn hochsteigen lassen, und er flog herrlich, weil viel Wind

⁴ Ein als „Pieśń poranna“ (Morgenlied) in Polen sehr bekanntes reli-
giöses Lied von Franciszek Karpiński (1741–1825).

war, aber dann hat es angefangen zu regnen, und da hat ihn der Herr A. eingezo-gen, damit die Leinwand nicht aufweicht.

Dann wurde auf der Veranda Gericht gehalten über einen Jungen, weil er einen Frosch gequält hat.

Sonntag.

Heute ist Sonntag. Der Altar war schön geschmückt und Bänke waren aufgestellt; gleich darauf kamen die von Zoflowka, und ich habe Helenka gesehen.

Dann ist der Pfarrer gekommen und hat die Messe gelesen, und die Mädchen sind zum zweiten Frühstück bei uns geblieben.

Nach dem Mittagessen haben wir das Vesperbrot mit in den Wald genommen, und der Herr Lehrer hat Märchen erzählt, ein ulkiges und ein Märchen von einem Königssohn, und ich habe ein Buch gelesen.

Nach dem Frühstück haben wir bei Herrn B. Gesang, und da habe ich dieses Lied gelernt:

Frühling zieht im Lande ein,
und die Vögel kommen wieder,
singen uns im Sonnenschein
ihre wunderschönen Lieder.
Alle Lerchen jubilieren,
zwitschern laut und tirilieren.
Auch die Störche sind schon da
aus dem fernen Afrika.
Und die Finken und der Star,
und das treue Schwalbenpaar,
alle kommen angefliegen,
die im Winter weggezogen.
Und schon hört man überall
uns're kleine Nachtigall.

Dann gingen wir baden, und nach dem Mittagessen habe ich Zweige gesammelt, und wir fingen an, eine Hütte zu bauen, was ich zum ersten Male machte, und deshalb ist sie auch nicht gut gelungen.

Nach dem Frühstück gab's Gesang, und dann ging der Herr Lehrer mit uns in den Wald und teilte Zensuren für Betragen aus und fragte, wem es hier gut geht und wem es schlecht geht. Dann sammelten wir Zweige und bauten eine Hütte, die gut gelungen ist.

Dann waren wir wieder im Walde und ein Mädchen, das sie ‚Tröpfchen‘ nennen, hat schön deklamiert.

Nach der Vesper habe ich Schlagball gespielt und zweimal Punkte gewonnen, und dann habe ich mich hingelegt, um ein bißchen auszuruhen und bin eingeschlafen und habe so fest geschlafen, daß ich nicht gehört habe, wie zum Abendessen geblasen wurde, aber ich bin trotzdem aufgewacht und noch zurechtgekommen.

Nach dem Mittagessen, das aus Suppe, Grütze mit Braten und Brot bestand, bekam ich eine Schaufel, und zusammen mit Ligaszewski machten wir Wälle bei der Hütte.

Nach dem Regen gab es im Wald viele Pilze, ich fand zwei Braunrote und drei Steinpilze, und ein Junge ging im Wald verloren, aber er hat sich wieder eingefunden. Und nachher haben wir uns über die Ereignisse unterhalten.

Gestern habe ich vergessen aufzuschreiben, daß es Zauberkunststücke gab, zwei Groschen verwandelten sich in vierzig Groschen.

So habe ich den gestrigen Tag verbracht.

Ich habe viele schöne Lieder gelernt, auch dieses:

Aus dem Blatt von einer Linde
mach ich mir ein kleines Floß,
schwimmt den Bach hinab geschwinde,
und die Welt wird ihm so groß.

Gestern war in Zofiowka ein großes Fest mit Theater. Der Vorhang ging auf, und da war eine kranke Mutter, die hatte drei Töchter. Und da kam ein alter Mann und bat um Gastfreundschaft, und sie fragten ihn, wie sie die Mutter gesund

machen könnten, und der alte Mann hieß sie aus dem Walde Wasser holen.

Im zweiten Akt kamen zwei der Töchter in den Wald, aber ein Ungeheuer erschreckte sie und sie liefen fort. Dann kam die dritte Tochter und neben ihr waren Engel. Das Ungeheuer stieg aus dem Wasser und sagte: Ich gebe dir kein Wasser, bis du nicht meine Frau wirst. Sie war einverstanden, nahm das Wasser und ging nach Hause.

Im dritten Akt kommt der Prinz und will diese Tochter heiraten. Denn das Ungeheuer im Walde war ein verzauberter Prinz.

Das Tagebuch enthielt noch viele interessante Dinge, und auf der letzten Seite stand sorgfältig geschrieben:

„Ende vom ganzen Heft, in dem ich ein Tagebuch geschrieben habe, über alles, was ich in der Sommerkolonie gemacht, gesehen und gehört habe.“

Und dann folgt die Unterschrift des Autors mit einem großen Schnörkel.

Viertes Kapitel

Die großen Sorgen kleiner Kinder / Wacek sagt nicht mehr „Drecksböter“ / Die heiligen Tränen und der Verein zum Schutz der Einsamen

Ihr erinnert euch gewiß, wie Lewek Rechtleben in Michalowka Heimweh hatte; wie der liebenswerte Prager anfang zu weinen, als ihm einfiel, daß dem Vater die Ausweisung nach Sibirien drohte; wie ein anderer in seinem Brief fragte, ob der Bruder schon Arbeit gefunden habe und Geld verdient.

Die Kinder, die scheinbar so fröhlich sind, die lachend Wald und Wiese grüßen, laute Spiele, Beeren, Lieder und das Baden im Fluß lieben, tragen so manchen Kummer in ihren Herzen.

Nicht wahr, Stefek, nicht wahr, Wladzio, Oles, Karol — zuweilen haben kleine Kinder große Sorgen?

Stefek Trelewicz ließ in Warschau den kleinen Wacek zurück. Wacek ist vier Jahre alt und alle haben ihn gern. Zuweilen gibt der Vater dem kleinen Wacek zwei Groschen, und dann rennt Wacek sofort los, um sich Bonbons und Schokolade zu kaufen. Aber der Laden ist auf der anderen Straßenseite und auf der Straße fährt die Straßenbahn. Der kleine Wacek könnte unter die Straßenbahn kommen. Kürzlich wurde ein Mädchen aus dem Nachbarhaus von der Straßenbahn überfahren. Wer paßt jetzt auf den Kleinen auf?

Der Papa geht um sieben Uhr fort, weil er in einem Pelzgeschäft arbeitet und rechtzeitig den Laden öffnen muß; die Mama ist ebenfalls den ganzen Tag über beschäftigt — wer paßt jetzt auf den Kleinen auf?

Stefek weinte an zwei Abenden, am dritten kam er nicht dazu, denn er schlief ein; danach bekam er einen Brief von zu Hause und schon war er wieder froh. Nur bittet er, daß der Herr Lehrer ihm persönlich Gute Nacht sagen möge, weil er zu Hause vom Papa immer einen Gutenachtkuß bekommt. Und er bittet, daß auch Lutek kommen und ihm Gute Nacht sagen soll, denn Stefeks Bruder Lutek ist in der Gruppe C.

Als Lutek aus der Gruppe C zum ersten Male in unseren Saal kam, wollten die Jungen ihn wegdagen:

„Ooh, Herr Lehrer, ein Fremder streicht hier herum!“ — „Weg da, kisch, kisch!“

„Bin ich ein Huhn“, erboste sich Lutek, „daß ihr ‚kisch, kisch‘ ruft?“

„Das ist kein Fremder, das ist Stefeks Bruder.“

„Aber er ist nicht aus unserem Saal.“

„Na und? Er kommt, um Stefek Gute Nacht zu sagen.“

Und Lutek kommt jeden Abend, obwohl er ein Fremder ist, da er doch zur Gruppe C gehört, um Stefek Gute Nacht zu sagen und Stefek bangt nicht mehr um den kleinen Wacek . . .

Krawczyk hatte Heimweh, bis er nach Zofiówka kam und sich mit eigenen Augen davon überzeugte, daß in Zofiówka tatsächlich seine Schwester ist und daß er sich häufig mit ihr wird treffen können.

Auch Kowalski ist traurig, denn in einer Woche wird bei ihnen in Warschau Hochzeit sein, Gäste werden kommen, es

wird Musik und Torte aus der Konditorei geben, und er bekommt von der Torte nicht einmal eine Kostprobe.

Wladek Szawlowski sorgt sich um die Mutter.

„Die Mama wird dem Vater das Essen selbst bringen müssen, denn auch die Schwester ist aufs Land zum Onkel gefahren.“

„Ja, und was ist denn so schlimm dabei? Die Mama wird das Essen für den Vater schon tragen können, schließlich ist ein Mittagessen keine große Last.“

„Gewiß ist es keine Last, aber bis zur Fabrik ist es weit, und die Mama hat kranke Füße und häufig Kopfschmerzen.“

Wladek langweilt sich. Er dachte, die Sommerkolonie sei so etwas wie eine Schule, wo man viel lernt, so daß er, nach Warschau zurückgekehrt, anfangen könne, Geld zu verdienen, damit die Mutter nicht mehr so schwer arbeiten muß. Denn wenn die Mutter viel laufen muß, schwellen ihre Füße an und der Kopf tut ihr weh.

Nicht jeder sagt sofort, warum er traurig ist und warum er weint.

Wacek weint. Warum? — Der Zahn tut ihm weh. — Gewiß hat er ein Loch im Zahn und man könnte ihm etwas Watte mit Tropfen in den Zahn einlegen. — Nein, er will nicht: es tut ihm nicht der Zahn, sondern der Kopf weh. — In der Apotheke der Sommerkolonie gibt es ein Pulver gegen Kopfschmerzen. — Wenn es so ist, sagt er lieber die Wahrheit: nichts tut ihm weh, er möchte nur nach Hause, denn es gefällt ihm hier nicht.

Aber auch das war nicht die Wahrheit. Wacek log, weil er seinen Vater nicht bloßstellen wollte. In der Sommerkolonie gefällt es ihm, aber Waceks Vater ist ein Trinker.

Am Tage von Waceks Abreise hatte der Vater einen furchtbaren Streit mit der Mutter angefangen, weil sie Wacek zum Bahnhof bringen wollte, der Vater aber meinte, Wacek könne allein gehen, denn kein Teufel würde ihm ein Haar krümmen.

Als die Mama vom Bahnhof zurückkam, hat der Vater sie gewiß geschlagen.

Als Wacek im vergangenen Jahre aus Psary zurückkam, lag die Mama krank zu Bett, so sehr hatte der Vater sie geschlagen.

Wenn Wacek zu Hause ist, schleppt er für die Mutter das Wasser, fegt die Stube und holt den Vater ab, weil das den Vater beschämt, und er dann nicht das ganze Geld vertrinkt.

Wacek ist unsympathisch, er lernt schlecht, hat die dritte Klasse nicht erreicht, und prügelt sich gern. Aber in der Sommerkolonie hat er sich schon sehr gebessert: höchst selten noch schimpft er jemanden „Drecksböter“ und das nur, wenn ihn jemand sehr ärgert.

Aber warum weint Olek nun wieder?

Oleks Mutter ist Witwe, er ist ihr einziges Kind; er hat also weder einen Bruder, den die Straßenbahn überfahren könnte, noch tut seiner Mutter jemand ein Leid an.

Aber Oleks Mutter hat außer ihm niemanden, nicht einen einzigen Menschen auf der Welt, und jetzt, da Olek in der Sommerkolonie weilt, ist die Mutter völlig einsam und verlassen. Die Mama näht Hemden, und sie näht bis spät in die Nacht: immer wenn Olek nachts aufwacht, sieht er, wie die Mutter dasitzt und näht. Die Mutter ist so gut und so arm, und sie hat niemanden, aber auch niemanden auf der Welt.

Olek weint und jede Träne Oleks ist so heilig, als würde sie ein Kreuz enthalten mit einem Christus, der sehr traurig ist.

Also muß man doch alles tun, damit es den Stefeks, Waceks, Oleks und all den anderen Kindern in der Sommerkolonie gut geht und sie fröhlich sind, nicht wahr?

Wir geben uns alle Mühe und in dieser Hinsicht erwarb sich der Verein zum Schutz derer, die einsam sind, unschätzbare Verdienste. Sitz des Vereins sind die Bartyzek-, Poglud- und Dambrowski-Hütten auf der Lysa Góra⁵.

Alle paar Tage fragt der Herr Lehrer die Jungen, ob jeder schon einen Freund gefunden habe, mit dem er spielt; denn es

⁵ Wörtlich: Kahler Berg.

kann geschehen, daß einer zu schüchtern ist oder nicht gern umhertollt und deshalb Bekanntschaften ausweicht und sich langweilt, obwohl rings um ihn Lachen und Frohsinn herrschen.

Und eben derer, die niemanden haben, nahm sich die Gesellschaft an — hier fand der Waisenjunge Kopka Zuflucht. Eigentlich verdankt die Gesellschaft Kopka ihre Entstehung.

Karolek Kopka ist ein wenig dumm, er stottert und wird zuweilen ohnmächtig. Sein Vater ist Hausmeister, seine Mutter seit langem tot. Kopka wird zu Hause geschlagen. Einmal erhielt er Schläge auf den Kopf, war zehn Tage krank und als er wieder gesund wurde, stotterte er und war nicht mehr so gescheit wie vorher.

Deshalb wollte niemand in der Sommerkolonie gern mit ihm spielen.

Einmal bat Kopka um eine Schaufel. Der Betreuer wollte ihm zuerst keine geben, aber Kopka bettelte und bettelte. Die Schaufel brachte ihm kein Glück. Als die Jungen sahen, welch ein Krösus Kopka ist, da er doch eine Schaufel bekommen hatte, stellten sich sofort viele Freunde, Ratgeber und Teilhaber ein.

„Komm, Kopka, ich habe Zweige, wir bauen uns eine Hütte.“

Was weiter geschah, ist schwer zu sagen, jedenfalls nahm man Kopka die Schaufel weg, ohne ihm etwas im Tausch dafür zu geben; der Arme schleppte sich zur Bartyzek-Hütte, wo ausgerechnet niemand war, legte sich auf das Heulager und schlief weinend ein.

Nachdem der Waisenjunge Kopka hier Aufnahme fand, kamen Kasprzycki, der nach der englischen Krankheit krumme Beine zurückbehalten hatte, und Siniawski hinzu, dessen Gesicht durch Blattern entstellt war, und schließlich der nette Grudzinski, der sich von den Jungen fernhielt, weil ihn die Mutter gebeten hatte, sich nicht mit Strolchen abzugeben, und er selbst nicht unterscheiden kann, wer ein Strolch und wer kein Strolch ist.

Als in der Bartyzek-Hütte der Verein der Lesefreunde gegründet wurde, ernannte man den stillen Grudzinski zum Präsidenten, weil er fließend lesen kann, und zwar nicht nur Geschichten, sondern auch Gedichte. Darüber wird später noch ausführlich zu reden sein.

Fünftes Kapitel

Die vorgeschichtlichen Zeiten des Hügels bei dem wilden Birnbaum / Genaue Anweisung zum Bau von Sandhäuschen / Geburt, Entwicklung, Niedergang

Auf dem kleinen Hügel neben dem wilden Birnbaum wurde von der vorigen Gruppe im vergangenen Monat eine dräuende Festung errichtet. Obwohl seit den letzten Kämpfen schon zwei Wochen vergangen sind und mancher Regenguß die stolze Festung heimgesucht hatte, haben sich ihre Wälle und Gräben hervorragend gehalten; noch ist der Feldherrenhügel des Heerführers Suchta erhalten, sowie ein Teil des ersten Forts, sowie das ganze zweite Fort, und die Jungen springen von den Wällen in den Sand und üben sich dabei im „Trockenschwimmen“.

Und just hier, auf dem Felde blutiger Kämpfe, errichteten die ersten Baumeister Bien, Iwanicki und Slotwinski das erste Häuschen aus Sand, umgaben es mit einem Gärtchen aus Zweigen und Blumen und zäunten es mit einem Gatter aus abgebrochenen Zweigen ein. Das Häuschen war recht urtümlich: es hatte weder Türen, noch Fenster, noch einen Schornstein. Das schmälert jedoch in keiner Weise den Ruhm unserer Baumeister. Schließlich waren auch die erste Lokomotive und die erste Druckmaschine noch unvollständig, und ganze Generationen von Nachfolgern arbeiteten an der Verbesserung dieser denkwürdigen Erfindungen.

Eigentlich waren Bien, Iwanicki und Slotwinski nicht die Erfinder, denn wie man hört, hatte die Kunst, Häuser aus Sand zu bauen, bereits in Warschau zahlreiche Triumphe gefeiert. So hatten in Nowa Praga einige Jungen die ganze Jasna Góra⁶ aufgebaut und dabei nicht einmal die schwedischen Kugeln vergessen, denn in den Mauern ihres Tschenstochauer Klosters steckten überall kleine wilde Kirschen.

Ihr Verdienst ist um so weniger zu schmälern, als sie es verstanden haben, das Feuer der Begeisterung für die Baukunst in das entlegene Wilhelmowka zu tragen.

⁶ Jasna Góra = Heller Berg. Auf der Jasna Góra liegt das berühmte Kloster von Tschenstochau.

Mir fehlen zwar genügend Daten, um es mit Bestimmtheit zu behaupten, doch vermute ich, daß sich die Sandhäuschen im Laufe der Zeit in die Hütten aus Zweigen umwandelten, in so beachtliche Hütten, daß selbst der Hirt darin vor der Hitze und sogar vor dem Gewitter Schutz suchte.

Das Spiel mit den Sandhäuschen, das erste gemeinsame Spiel auf gemeinsamem Terrain, erlebte innerhalb von drei Tagen seine Entstehung sowie die Phase seiner Entwicklung und schließlich seinen Niedergang.

Die Anweisung zum Bau von Sandhäuschen habe ich aufbewahrt und zitiere sie ungekürzt, damit sie einem künftigen Historiker, der die Geschichte des Hügels am wilden Birnbaum schreiben will, dienlich sei:

„Man nehme ein Häufchen Sand und klopfe es von allen Seiten fest. Wenn es fest geklopft ist, macht man es glatt. Man muß den Sand aus der Tiefe nehmen, denn oben ist er trocken und aus trockenem Sand läßt sich nichts machen, weil er rieselt und niemals kann man einen Turm daraus formen. Ist der Sandhaufen festgeklopft und glatt, kommt jetzt alles darauf an, was man machen will. Türen und Fensterrahmen macht man aus Holzstückchen und zur Verzierung und für den Vorplatz nimmt man gewöhnliche Tannenzapfen oder besser noch grüne. Ein Häuschen im Schatten hält länger“ (Franciszek Przybylski).

Am ersten Tage wurde mit den Händen gegraben, am zweiten Tage gab der Herr Lehrer nach einer langweiligen Vorrede darüber, daß man sehr vorsichtig damit umgehen müsse, zur Probe fünf Schaufeln aus.

Die Sandhäuschen haben schon alle Türen, Fenster, Schornsteine, doch hörte es damit nicht etwa schon auf.

Badun stellte neben das Häuschen ein Kreuz aus zwei Holzstückchen, die er mit Grashalmen befestigte. Und gleich fingen alle an, neben ihre Sandhäuschen Kreuze zu setzen.

Poglud grub neben dem Zaun einen Brunnen mit einem Hebebaum und Szykiewicz, Zigeuner genannt, verbesserte den Brunnen, indem er an den Hebebaum einen Tannenzapfen hing, der ein Eimer sein sollte.

Karas deckte das Dach seiner Hütte mit Birkenblättern und eine ganze Stunde lang waren Birkenblatt-Dächer in Mode.

In Kowalczyks Garten kam eine Ameise und krabbelte akkurat den Weg entlang.

„Oh, eine Ameise! Wie sie krabbelt!“

„Der Armen fällt es schwer, im Sande zu gehen.“

„Dann setze sie in das Gras.“

„Du Dummer, im Grase ist es noch viel mühseliger.“

„Oh, was für Beinchen sie hat! Oh, sie geht auf den Wall, auf den Wall krabbelt sie!“

„Sie fällt runter!“ — „Sie fällt nicht.“ — „Sie fällt!“ — „Oh, sie fällt!“

„Gib sie, ich putz sie ab, sie ist ganz sandig.“

„Eine Ameise will er abputzen! Du würdest ihr die Haut abreißen.“

„Hat eine Ameise Haut?“

Gewiß wären jetzt die Ameisen in Mode gekommen, aber Terlecki hat eine Burg mit einer Zugbrücke gebaut.

Sofort wurden Burgen und Festungen gebaut und die Zugbrücken um die Wette verbessert, Ketten und Seile der Brücken wurden aus Binsen geflochten und Brückenstege aus Holzstückchen gemacht.

Chabelski grub unter der Burg das erste Verlies mit drei Ausgängen. Klar, daß in den Burgen Verliese sein müssen. Man begann, die alten Burgen in moderne mit Verliesen umzubauen, wobei gar manche zusammenstürzte.

„Habe ich dir nicht gesagt, daß sie einstürzt?“

„Weil du nur rumstehst und klug schwatzt.“

„Ich schwatz' nicht, ich sag' bloß, daß man Verliese anders bauen muß.“

„Was du nicht sagst!“

„Geh und guck doch, wie die anderen die Grundmauern machen.“

Jetzt sind Kapellen und Basteien aus Tannenzapfen bei den Burgen in Mode.

„Zweiundvierzig Sssapfen habe ich gefunden“, sagt der kleine Frankowski und schüttelt sie aus seinen Taschen und seiner Mütze.

„Und ich habe Zwergbimen für Kanonenkugeln gefunden.“

„Zeig her, sieh mal an, was du für einer bist! Gib mir eine!“

„Das hast du dir so gedacht!“

„Sind das überhaupt echte Zwergbirnen?“ fragt einer mißtrauisch. „Vielleicht falsche?“

Der Besitzer der echten Zwergbirnen fand im Nu Mitarbeiter beim Bau einer Festung mit Basteien, Wällen, Gräben, Verliesen, Zugbrücken und Munitionslager. Die Zwergbirnen werden sie neben dem Eingang zum Pulverturm lagern.

Neue Verbesserungen!

Zielinski baute ein ganzes Dorf mit einer Kirche, und an der Landstraße sind Laternen zu erkennen. Auf einem Holzstöckchen befestigt man einen Tannenzapfen, und fertig ist die Laterne. So einfach ist das, und doch fällt es einem erst so spät ein.

Legowski führte als erster die Treppe ein, und von diesem Zeitpunkt an hatten selbst die einfachsten Hütten mindestens eine Stufe am Eingang.

Man darf nicht glauben, daß sich beim Bau alles in bester Eintracht vollzog.

Krolik aus der Gruppe C stritt sich mit seinem Partner beim Bau des Wachturms.

„Hier muß ein Loch hin“, sagte der Partner.

„Es ist kein Loch nötig.“

„Und von wo aus sollen sie schießen?“

Krolik dachte nach, aber weil er nicht gerne nachgibt, sagt er:

„Vom Dach werden sie schießen.“

Die Ungehörigkeit, die Sache auf solche Weise zu lösen, war zu offenkundig, als daß Kroliks Partner ihn nicht hätte verprügeln müssen. Und der unter Mühen errichtete Prachtbau sank in Trümmer.

Wie oft überzeugten sich hier die Baumeister davon, daß durch Eintracht kleine Dinge groß werden, und durch Zwietracht die größten Dinge zunichte gemacht werden.

*Concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur*⁷ — sagt ein lateinisches Sprichwort.

Den einen brachten die Schaufeln Nutzen, denn sie konnten tiefer graben und hatten feuchten Sand zum Bauen, den anderen schadete die Schaufel nur bei der Arbeit, weil sie Zwietracht auslöste. Die einen sammelten lange Baumaterial, taten aber nichts weiter, andere taten nichts, hatten aber dafür viel Sand

⁷ Eintracht läßt kleine Dinge wachsen, Zwietracht große zerfallen.

in den Ohren und im Hemd; andere wieder zogen es vor, umherzuschlendern und die Bemühungen der Kameraden zu kritisieren, anstatt die Ärmel aufzukrempeln und sich selbst an die Arbeit zu machen.

„Dieses Haus sieht aus, als ob es gleich umfällt. Die Fenster schief, das Tor zu weit.“

„Kümmere dich um deine eigene Nase.“

Es gab hier Bescheidene und Ehrgeizige, Schöpfer und Nachahmer, Beharrliche und Ungeduldige — und es gab absolute Faulenzer.

Am zweiten Tage erreichten die Sandhäuschen ihren höchsten Entwicklungsstand, am dritten Tage machten sich nur noch die Kleineren daran zu schaffen, die Älteren hatten bereits andere Ambitionen.

Die Sonne trocknete den Sand aus, die herrlichen Paläste und die bescheidenen Hütten fielen zusammen, der Hügel am wilden Birnbaum verödete, aber nicht für lange Zeit.

Sechstes Kapitel

Nach Zofiowka / Erste Begegnung / Wikcias vertrauliche Mitteilungen / Große Geheimnisse

„Jungens, zu zweit aufstellen! Wir gehen nach Zofiowka.“

„Uuuh!“

Wer uuuh schreit, freut sich, wer ojoj schreit, freut sich sehr; und am meisten freut sich, wer gar nichts sagt.

Wiktor Krawczyk, der sich nun mit eigenen Augen davon überzeugen kann, daß seine Schwester in Zofiowka ist, sagt vor lauter Rührung gar nichts, sondern faßt nur seinen Nebenmann fest an der Hand, damit er nicht wegläuft.

„Herr Lehrer, mein Nebenmann ist irgendwo abgeblieben.“

„Ej, Jungs, wo ist mein Nebenmann von nebenan?“

Noch einmal wird den Jungen eingeprägt, daß sie den Mädchen gegenüber Kavaliere sein sollen . . .

Wir machen uns auf den Weg . . . fünfundsiebzig Paare, jede Gruppe mit ihrem Fahnenträger an der Spitze.

„Ich habe eine Kusine in Zofiowka.“

„Meine Schwester war mit der ersten Gruppe da . . .“

„Polcia ist Apolonia. Kann aber auch Paulina sein.“

„Herr Lehrer, er tritt mir auf die Füße!“

„Geh doch schneller und gaff nicht, du Dämlack!“

„Bitteschön, Herr Lehrer, er beschimpft mich . . .“

Eine außerordentlich interessante Erscheinung: wenn man sich beim Gehen eine Ähre unter das Hemd auf den Bauch legt, steigt die Ähre immer höher bis an den Hals und kommt unter dem Kragen wieder hervor.

„Du glaubst nicht? Wetten wir . . .“

Das fünfte Paar unterhält sich über die Sommerkolonie in Poboze, das sechste streitet sich darüber, ob Steine wachsen, das siebente macht Pläne, was man kaufen wird, wenn der Herr Lehrer einem vor der Abreise das Geld zurückgibt.

„Oh, die Eisenbahn, die Eisenbahn kommt!“

„Drängel nicht! Herr Lehrer, er drängelt sich vor!“

Einer fing an zu singen — jetzt singen sie alle.

„Herr Lehrer, wie weit ist es nach Zofiowka, eine Werst?“

„Ist es wahr, daß es Musik geben wird und daß wir tanzen werden?“

Tanzt der Laubfrosch mit der Grille,
schwenkt der Schnittlauch die Kamille,
und die Zwiebel sagt zum Dill,
daß sie auch mal tanzen will.

„Ich werde euch ein Bein stellen, damit ihr umfallt“, plant Achcyk⁸, der jeden verhaut, der ihn Sechcyk nennt.

Und der kleine Wiktor Krawczyk läuft alle Weile aus der Reihe und fragt, ob es noch weit sei.

„Drei Meilen hinter'm Ofen“, necken ihn die Jungen.

Die Mädchen haben schon von weitem unsere Fähnchen erkannt und laufen uns entgegen.

„Die Jungs kommen, die Jungs!“

Der kleine Wiktor schoß los wie eine Kanonenkugel und küßte seiner Schwester gerührt die Hand; und der Schwester kamen die Tränen: denn Wiktor ist klein und gewiß necken ihn die anderen Jungen.

Auch Czerewkas Schwester lief ihrem Bruder entgegen, aber als sie ihn sah, schämte sie sich und lief davon. Andzia's

⁸ Achcyk wird ausgesprochen wie Achtzig. Sechcyk wie Sechzig.

Schwester gab ihrem Bruder mit der Leinenmütze eins auf den Kopf; und der manierliche Troszkiewicz stellte seine Schwester dem Herrn Lehrer vor:

„Das, Herr Lehrer, ist Helenka.“

Helenka knickste artig und berichtete, daß sie gestern einen Brief von zu Hause erhalten habe . . .

Der kleine Gawlowski sah sich die Mädchen lange und aufmerksam an, dann tat er einen tiefen Seufzer und mit vor lauter Anstrengung zusammengekniffenen Brauen stellte er fest:

„Die Mädels haben dieselben Mützen wie wir.“

Die Mädchen sitzen vor der Veranda auf Bänken.

Die Jungen, ihre Kavaliersplichten vergessend, vertrieben sie von den Bänken und setzten sich selbst darauf, aber als sich die Damen von dem Überfall erholt hatten, erkämpften sie sich mit ihren Mützen die verlorenen Plätze schnell wieder.

Das vollzog sich unter nicht geringem Lärm, was zur Folge hatte, daß alle Spatzen aus Zoflowka flohen.

Neben dem Brunnen spielen einige Mädchen Schule.

„Auf dem Lande spielen sie Schule“, spotten die Jungen.

Wikcia Korzeniowska vertraut Felek unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihre zahlreichen Abenteuer an.

Wikcia und Felek wohnen in Warschau im selben Haus und Felek ist der Freund von Wikcias Bruder, dem er versprach, sich um Wikcia zu kümmern.

Wikcia hat in Warschau zwei Puppen: eine bekam sie von der Tante und die zweite bekam sie — von derselben Tante. Wikcia hat einen schiefen Zahn und die Schwester Elzbietka und den Bruder Wladek, und den krummen Zahn hat sie deshalb, weil sie die Stelle, wo der Milchzahn herausgefallen war, dauernd mit der Zunge angetippt hatte. Jetzt hat Elzbietka niemanden zum Spielen, gewiß spielt sie jetzt mit den Puppen.

Wikcia kriegte auf der Zunge einen Pickel, weil sie so viel geredet hat, und den Wladek traf einmal ein Junge mit einem Stein und so viel Blut ist gelaufen, daß er jetzt eine Narbe auf der Stirn hat.

Wenn Wladek mit Felek in die Weichsel baden geht, betet Wikcia, daß sie nicht ertrinken. Wladek geht zum Mittagessen

immer zu derselben Tante, die Wikcia einmal die eine Puppe und ein andermal die andere Puppe geschenkt hatte.

Wikcia liebt am meisten die Mama, aber den Papa und Elzbietka liebt sie ganz genauso, und ebenso liebt sie Wladek und Felek und die Tante, obwohl Felek nicht einmal ihr Cousin ist. Aber das Mädchen, mit dem sie hier in der Sommerkolonie geht, das liebt sie nicht. Es ist unartig, läßt niemanden vorbeigehen, ohne sich zu zanken. Das Mädchen heißt Zosia und wenn sie sie fände, dann würde Wikcia sie ihm zeigen.

Mit Zosia hat sich Wikcia einmal beinahe geprügelt und sie erzählt gern, wie das war, aber nur wenn man es nicht weiter erzählt, denn es ist ein Geheimnis.

Irgendein Mädchen hatte Wikcia und Zosia zwei Tannenzapfen weggenommen und Zosia dachte, Wikcia hätte es getan und sagte etwas, was Wikcia nicht wiederholen kann, weil sie sich schämen mußte. Dann hat Zosia sie gestoßen, und Wikcia hat Zosia gestoßen, und Zosia hat sie so gekratzt, daß Blut gekommen ist. Und jetzt sprechen sie nicht mehr miteinander.

Wikcia will noch etwas erzählen, aber nur, wenn es ein großes Geheimnis zwischen Felek und ihr bleibt.

Also eigentlich sind sie schon seit langem böse miteinander, nämlich seit gestern nach dem Mittagessen.

Denn einmal hat Wikcia ein Häuschen und einen Tisch gemacht, alles aus Sand, und beides war so schön, daß das Fräulein von der Gruppe E gekommen ist, um zu gucken, ob sie bei Wikcia nicht eine Wohnung mieten könne, und da hat Wikcia der Zosia angeboten, sie könne mit ihr spielen. Aber wie nun gestern die Zosia eine Wohnung gemacht hat und sie, Wikcia, mitspielen wollte, da hat Zosia gesagt, sie soll weggehen, weil kein Platz mehr da ist.

Und am Morgen, wenn sie sich waschen, will Zosia keinem die Seife geben. Und noch früher hat sie über Wladek getratscht und gesagt, er sei ein Lummel und wird von der Schule fliegen. Damals hat es Wikcia nicht mehr ausgehalten und gesagt: „Du Lügnerin“ und „Du falsche Katze.“ Denn Zosia kennt den Wladek überhaupt nicht, weil sie ganz woanders wohnt.

Wikcia kann Streit nicht leiden und nimmt solche Ausdrücke nie in den Mund; aber als allergrößtes Geheimnis erzählt sie,

was Zosia über sie gesagt hat: sie hat zu ihr gesagt: „Rotznase“ und dann „Rotzmädel“ und dann — „Klatschbase“.

Wikcia findet es weniger schlimm, wenn man Rotznase zu ihr sagt, denn das heißt, daß sie noch klein ist und klein zu sein ist keine Schande, denn sie wächst ja noch; Klatschbase ist bedeutend schlimmer, denn das heißt, daß sie tratscht und gerade sie erzählt schließlich nur, was geheim bleiben soll. Rotzmädel ist genau dasselbe wie Rotznase. Das sind sehr häßliche Ausdrücke — es soll heißen, daß sich Wikcia nicht die Nase putzt, und Wikcia schämt sich fast, daß sie das alles sagen mußte — aber es bleibt ja ganz geheim.

Als Wikcia einen Splitter im Fuß hatte, war sie die Sommerkolonie leid und wollte nach Warschau zurück, aber jetzt, wo Felek da ist, könnte sie das ganze Jahr so sitzen . . .

Felek hatte all den Geheimnissen Wikcias aufmerksam zugehört, und als er gefragt wurde, ob Wikcia klug sei und ob er sie gern habe, antwortete er, daß sie so sehr klug wohl noch nicht sei, weil in ihren Erzählungen alles durcheinandergeht, aber er habe sie sehr gern, weil sie gut sei und er sie von klein auf kenne.

Mittlerweile hatte Wikcia ihre Zosia gefunden, und weil es Zosia kalt war, überließ Wikcia ihr ihren Umhang und sie leisteten einander Abbitte und Wikcia bat, daß bis zur Abreise alles ein tiefes Geheimnis bleibt.

Siebentes Kapitel

Die Sache mit dem Nest, dem Frosch und dem Bad / Die Sache mit den Spitznamen

Erratet ihr, wie viele Fälle das Gericht⁹ der Sommerkolonie Wilhelmwka im Laufe von zwei Monaten zu behandeln hatte? Dreiundvierzig Fälle.

Außerordentlich viele! Wenn man jedoch bedenkt, daß zwei Kinder, die in einem Zimmer spielen, es fertigbekommen, sich im Laufe einer Stunde fünfmal zu zerstreiten, sich gegenseitig

⁹ Über das Kameradschaftsgericht vgl. Korczak, Wie man ein Kind lieben soll, im gleichen Verlag, 4. Aufl. 1972, S. 304ff.

bei der Mutter anzuklagen, sich zu versöhnen und sich wieder zu streiten, dann ist die Anzahl der Gerichtsverhandlungen bei hundertfünfzig Jungen im Laufe von vier Wochen und dann wieder hundertfünfzig Jungen im Laufe der darauffolgenden vier Wochen auf dem Lande nicht zu groß.

Und die Urteile: Die höchste Strafe: zwanzig Minuten knien — sie wurde über zwei Jungen verhängt . . .

Oft schien es, als hätte ein Junge eine große Schuld begangen; aber wenn das Gericht in alle Einzelheiten drang, wurde seine Schuld geringer, klein, winzig.

Der ältere P., S. und B.¹⁰ zerstörten ein Vogelnest. In dem Nest waren fünf Eier.

Das ausgeplünderte Nest hatten die Angeklagten selbst auseinandergenommen und sie zählten auf, was es enthielt: 73 Federn, 280 Strohhalme, 246 Stückchen Birkenrinde, 148 Roßhaare. Wieviel Kleinarbeit des armen, schwachen Vögelchens wurde zunichte gemacht! Und die kleinen Eierchen waren doch die Kinder des Vögelchens! Das Heim vernichtet, die Kinder getötet!

Der Ankläger beantragte die strengste Strafe, aber der Verteidiger ergriff das Wort:

„Meine Herren Richter, seht euch die Angeklagten an! Einer von ihnen weint, der andere sitzt traurig da und wenn der dritte lacht, dann nur, um seine Betrübnis zu verbergen. Meine Herren Richter, ob die Jungen wohl eine so böse und unkluge Tat begangen hätten, wenn sie gewußt hätten, was sie jetzt wissen?“

Der Verteidiger sprach lange und schloß mit den Worten:

„Meine Herren Richter, ich versichere Sie: wäre jener Vogel hier anwesend, würde er folgendes zu ihnen sagen: ‚Die Jungen fügten mir ein sehr, sehr großes Leid zu, aber verzeiht ihnen, denn eine Bestrafung gibt uns weder unser Heim zurück, noch macht sie unsere Kinder wieder lebendig. Bittet sie aber, so etwas nie wieder zu tun, denn auch wir haben ein Herz, das lieben und verzeihen kann.‘ Ihr Richter, laßt euch also von dem kleinen Vogel nicht beschämen!“

¹⁰ Der Autor kürzt die Namen, um den Jungen keinen Verdruß zu bereiten, falls ihnen die Erzählung in die Hände fallen sollte (Anmerkung des Autors).

Das Urteil lautete im vollen Wortlaut:

„Am 3. Juli, Freitag nach der Vesper, verhandelte das Gericht der Sommerkolonie, das sich aus folgenden Richtern zusammensetzt: Tarkowski aus der Gruppe A, Holec aus der Gruppe B, Antczak aus der Gruppe C, Faszczewski aus der Gruppe D und Spychalski aus der Gruppe E, den Fall der Zerstörung eines Vogelnestes durch P., S. und B. Alle Angeklagten bekannten sich freiwillig zu ihrer Schuld. Das Gericht zieht in Betracht, daß

1. die Zerstörung eines Nestes zum ersten Male geschah;
2. dies nicht mit der bösen Absicht geschah, einem schutzlosen und unschuldigen kleinen Vogel ein Leid zuzufügen;
3. die Schuldigen nicht versuchten, sich herauszureden und zu lügen, sondern sofort und ausführlich alles erzählten.“

Indem das Gericht alles dies berücksichtigte, beschloß es:

„B. und der ältere P. werden heute das Abendessen gesondert einnehmen.“

Ferner sah das Gericht die Teilnahme von S. an der Nestzerstörung als nicht erwiesen an und beschloß in Anbetracht seiner aufrichtigen Reue:

„S. wird verziehen.“

Schlimmer war der folgende Fall, und obwohl auch hier der Verteidiger versuchte, den Angeklagten wenigstens teilweise zu entschuldigen, fiel das Urteil im Sinne des Staatsanwaltes aus:

„Dasselbe Gericht verhandelte in derselben Sitzung den Fall der Quälerei und des Tötens eines Frosches durch W. Das Gericht zog in Betracht, daß:

1. W. ein Frosch-Herz sehen wollte, von dem in der Schule gesprochen und von dem der Lehrer ein Bild gezeigt hatte.
2. W. zum ersten Male in einer Sommerkolonie ist und nicht wissen konnte, wie streng verboten es ist, Tiere zu quälen.“

Und es beschloß, dem Angeklagten eine milde Strafe zu gewähren.

Jedoch in Anbetracht des Schmerzes, den er dem unschuldigen Lebewesen angetan hatte, ordnete das Gericht als Strafe an: „Zehn Minuten knien.“

Dasselbe Gericht verhandelte in derselben Sitzung den Fall Z., der angeklagt war, zwei Frösche erschlagen zu haben.

Indem das Gericht in Betracht zog, daß Z. dies ohne irgend-einen Grund tat, da man die Tatsache, daß ihn beim Walderdbeerenpflücken zuweilen ein Frosch erschreckte, nicht als hinreichenden Grund ansehen kann, verhängte es über Z. die Strafe von zwanzig Minuten knien.

„Demjenigen, dem das Urteil vielleicht zu streng erscheint, gibt das Gericht zu bedenken, wie sehr die gequälten Frösche gelitten haben.

Das Gericht macht nachdrücklich darauf aufmerksam, daß es nicht gestattet ist, über eine auferlegte Strafe zu lachen, da ansonsten eine doppelte Strafe droht.“

Der zweite, dem die harte Strafe von zwanzig Minuten knien auferlegt wurde, war Stasiek, der sich ständig verspätete und nie das Trompetensignal beachtete, sondern im Walde blieb, wo man ihn immer suchen mußte.

Nur ein Fall war von der Beurteilung durch das kollegiale Gericht ausgenommen und wurde von dem Gericht, das sich aus den Betreuern zusammensetzte, behandelt.

Einige Jungen gingen in den Fluß baden — dies gilt in der Sommerkolonie als das größte Vergehen.

Denn man muß bedenken: die Eltern vertrauen ihr Kind der Sommerkolonie an; schon im Winter mußten sie hingehen und es vormerken lassen, dann ging's zur ärztlichen Untersuchung und schließlich mußte auch noch die Geburtsurkunde beschafft werden. Es fällt der Mutter nicht leicht, sich von der Hauswirtschaft loszureißen und in das weit abgelegene Büro zu laufen; und wie besorgt sie war: ob das Kind auch verschickt wird, ob genügend Plätze da sind oder ob nicht gar alle Mühen vergeblich sind?

Und wofür alle diese Sorgen und Mühen? Dafür, daß das Kind auf dem Lande ein bißchen zu Kräften kommt.

Und dann erhält die Mutter plötzlich die Nachricht, daß ihr Sohn im Fluß ertrunken ist! So einen Fall gab es; vor fünfzehn Jahren geschah es, und seitdem ist es den Kindern strengstens untersagt, allein an den Fluß zu gehen.

Was nützt es, daß einer der Jungen, die baden gingen, so gut schwimmen kann, daß er die Weichsel hin und zurück durchschwimmt? Wenn wir es ihm heute gestatten, macht es ihm morgen irgendein Taugenichts nach und schon ist das Unglück

geschehen. Die Betreuer schrieben den Eltern offene Postkarten des Inhalts:

„Hiermit setzen wir Sie davon in Kenntnis, daß sich Ihr Sohn eigenmächtig aus der Sommerkolonie entfernte und ohne Begleitung eines Betreuers baden ging. Wir bitten, uns mitzuteilen, wie wir ihn dafür bestrafen sollen. Der Fluß ist tief, und wir können für die Folgen solcher Eigenmächtigkeiten keine Verantwortung übernehmen.

Die Betreuer der Kinder“

Den Jungen wurde jedoch zugesichert, daß die Karten nicht abgeschickt werden, wenn sie alle feierlich versprechen, bis zum Feriende niemals wieder allein baden zu gehen.

Und bis zum heutigen Tage liegen diese Karten bei mir in der Schublade, zur Erinnerung an die fünf tapferen Jungen, die den Mut hatten, ihr Vergehen einzugestehen und die Charakterstärke, den Verlockungen des Flusses zu widerstehen und ihr Versprechen zu halten. Aus ihnen werden tüchtige Männer.

Die meisten Zivilprozesse, das heißt Gerichtsverhandlungen, bei denen ein Junge und nicht ein Betreuer der Kläger ist, lieferten uns die Spitznamen.

Sowinski nannten sie Sowa¹¹, Stachlewski — Staśka, Frankowski — Franek oder Jud, und Achcyg — Zechcyg¹².

Den Pajer rufen sie Frajer Pierwszy¹³, Nowakowski: cip, cip, cip, Nowa kokoszka¹⁴ und Dajnowski greifen sie an die Nase und sagen: daj nos, Dajnowski¹⁵.

Nicht jeder fühlt sich durch einen Spitznamen beleidigt.

Bockiewicz nennen sie Bocian¹⁶, Szczepanski — Ciamajda¹⁷, andere nennen sie Paluszek¹⁸, Kuma¹⁹, Bednarz²⁰ und sie ärgern sich überhaupt nicht darüber. Und unsere Könige Lokie-

¹¹ Sowa = Eule.

¹² Wird ausgesprochen wie: Achtzig — Sechzig.

¹³ Frajer Pierwszy = Depp der Erste.

¹⁴ Kokoszka = Huhn, nowa = neu.

¹⁵ Daj = gib; nos = Nase.

¹⁶ Bocian = Storch.

¹⁷ Ciamajda = Tolpatsch.

¹⁸ Paluszek = Fingerchen.

¹⁹ Kuma = Mulme.

²⁰ Bednarz = Böttcher.

tek²¹, Krzywousty²², Laskonogi²³, Smiały²⁴ — haben sie nicht Spitznamen gehabt, die sogar in die Geschichte eingingen?

Wenn einer kein Imbryk²⁵, Chinese, keine Babcia²⁶, Ciocia²⁷, kein Elefant und kein Schlappschwanz sein will, der hat völlig recht, nur daß bei einer Gerichtsverhandlung das Gelächter größer ist als der Nutzen, denn meistens sind beide Parteien schuld.

Kaza nannte Smolarek einen Köter und Smolarek nannte Kaza Koza²⁸.

Olsiewicz sagte:

„Warte Babcia, nach dem Mittagessen werde ich es dir geben!“

Aber Gajewski schüttete Olsiewicz Grütze ins Kompott.

Ich kann mich nicht erinnern, daß einer dieser Zivilprozesse anders als mit einem Vergleich endete.

Achtes Kapitel

Das Schiff „Brise“ / Der Dampfer „Blitz“ und sein Ehrengast / Der Bau der „Hoffnung“

Soll man es den Jungen erlauben oder nicht erlauben, auf Bäume zu klettern? — lange berieten sich die Betreuer; wenn man es erlaubt, könnte einer herunterfallen, wenn man es verbietet — werden sie es heimlich tun.

„Bleib hier stehen und nick' mit dem Kopf, wenn der Herr Lehrer kommt.“

Der auf der Lauer steht, nickt, und Hals über Kopf rutscht der Junge den Baum herab, wobei er umso leichter abstürzen kann. Schließlich ist es auch angenehmer, etwas zu erlauben, als zu verbieten.

Chabielski half den Betreuern aus der Verlegenheit, indem er als erster in Wilhelmowka ein Schiff auf einem Baum ein-

²¹ Łokietek = Däumling.

²² Krzywousty = der Schiefmäulige.

²³ Laskonogi = der Langbeinige.

²⁴ Śmiały = der Kühne.

²⁵ Imbryk = Teekessel.

²⁶ Babcia = Großmutter.

²⁷ Ciocia = Tante.

²⁸ Koza = Ziege.

richtete. Die Geschichte seines Schiffes erzählt Chabielski folgendermaßen:

„Einmal, als ich mich langweilte, traf ich Iwanicki und schlug ihm das Spiel mit dem Schiff vor. Er war einverstanden, und wir suchten einen schiefen Baum. Wir fanden ihn am Berg neben der Lichtung. Der Baum besteht aus zwei Teilen: dem vorderen, schiefen Teil — das ist der Bug vom Schiff — und dem hinteren, höheren Teil — dem Mastkorb. Beide Teile des Schiffes sind durch das Deck verbunden: das ist ein dicker Ast, den man auf die Aststümpfe am vorderen und hinteren Teil des Baumes legt. Den vorderen Teil des Schiffes nehmen die Matrosen und der Steuermann ein. Das Steuer ist ein langer, herabhängender Zweig. Etwas höher neben dem dicken Aststumpf sitzt der Maschinist. Der Aststumpf ist die Maschine, und der Maschinenschlüssel ist ein kleiner Zweig, der sich am Ende gabelt. Mit dem Schlüssel läßt man den Dampf ab.

Das Schiff trägt den Namen „Brise“.

Die Verbesserungen folgten eine nach der anderen. Zwischen der Kajüte und dem Vordeck sind jetzt Stufen aus Stöcken; Maschine und Steuer wurden durch ein Deck miteinander verbunden. Der Anker ist ein dicker Baumstumpf mit Wurzel, den man bei einem größeren Ausflug im Walde fand. Auf dem Schiff sind zwei Taucher, die sofort ins Meer springen, wenn etwas herunterfällt.

Die „Brise“ pflegt zuweilen ein Seeräuberschiff zu sein und dann jagt es Handelsschiffe oder aber es flieht vor den Verfolgern; zuweilen ist es ein Fischdampfer; dann lassen sie lange Stangen ins Meer herab, mit denen sie die gefangenen Walfische heraufziehen.

Die Abfahrt vollzieht sich auf folgende Weise:

Der Kapitän zieht dreimal an einer Schnur, bei jedem Zug an der Schnur pfeift der Maschinist, der Anker wird heraufgezogen, die Maschine fängt an zu zischen, das Segel entfaltet sich. Ach, hätte man doch ein Handtuch für das Segel! Jetzt klettert ein Matrose in den Mastkorb, schaut durch das Fernglas auf das Meer und die „Brise“ sticht in See.

Der Kapitän hat eine Landkarte und einen Kompaß.

Neben dem Schiff sind die Hütten von Zielinski und Lokajski, wo die Schiffsbesatzung nach ermüdender Reise gastfreundliche Aufnahme findet.

Einmal meuterten die Matrosen, wie das auch auf dem Schiff von Kolumbus geschah — sie wollten die Befehle nicht ausführen und bombardierten das Schiff mit Tannenzapfen. Einer von ihnen wurde gefangen, der andere lief weg. Zur Strafe für den Ungehorsam wurde er auf einer unbewohnten Insel ausgesetzt und spielte weiterhin nicht mehr mit.

Statt seiner wurde Tomek Galas genommen, der vortrefflich in den Masten klettert und den Dienst im Mastkorb versieht.

Einmal geriet das Schiff auf dem Meer in einen Sturm. Der Kapitän befahl, das Segel einzuziehen, und lief, von der Kompaßnadel geleitet, den Hafen an.

Einmal wurde das Schiff von Seeräubern überfallen. Die Besatzung teilte sich in zwei Hälften: die eine, geführt vom Kapitän, übernahm den Angriff, die zweite, mit Iwanicki an der Spitze, kam von hinten und bereitete dem Feind eine schwere Niederlage. Bei der Besatzung des Schiffes vollzog sich ständig ein starker Wechsel. Der Gehilfe des Kapitäns nach Iwanicki wurde Olek Ligaszewski, später Kossowski. Nach Galas übernahmen Szczesny, dann Lobanski den Mastkorb. Häufig legte sich ein Matrose oder ein Taucher der „Brise“ ein eigenes Schiff zu.

Zum Beispiel Ligaszewski.

Ihm war es auf der abenteuerlichen „Brise“ zu laut, er wurde Kapitän auf dem ruhigen Passagierschiff „Blitz“.

Meistens macht Ligaszewski seine Reisen allein, weil der Matrose Wiktor Maly dem Herrn Lehrer beim Anlegen von Verbänden hilft und nicht immer Zeit hat, seinen Kapitän zu begleiten. Der häufigste Passagier ist Dobilis. Man muß wissen, daß der Kapitän von der „Blitz“ sehr gern liest und schwimmt, und nur hin und wieder wirft er einen Blick auf das Meer, ob er nicht gegen einen Felsen fährt, und schon versenkt er sich wieder in seine Lektüre; er nimmt nur ruhige Passagiere mit, nur Passagiere mit Büchern.

Einmal hatte die „Blitz“ einen Ehrengast: es fuhr mit ihr Mania Wdowik, die vortreffliche Rezitatorin von Zofiowka. Wiktor Maly schenkte ihr zum Andenken das Schiffsfernglas

— eine wunderschöne Hülse von einer abgebrannten Feuerwerksrakete.

„Siehst du, du Dummkopf, sie macht sich nichts draus, sie zerreißt es und wirft es weg und ihr habt jetzt kein Fernglas mehr“ — wurde dem freigebigen Matrosen gesagt.

„Wenn sie mich darum bittet“, versuchte er, sich zu rechtfertigen, fühlte jedoch seine Schuld.

(Es ist bekannt, daß Seeleute einen großen Respekt vor Damen haben und daß sie außerdem großzügig und leichtsinnig sind.)

Wer ein neues Schiff einrichten will, muß vor einer Kommission ein Examen ablegen und auf den Mastkorb klettern; der für das Schiff ausgewählte Baum muß ausprobiert werden: ob die Äste stark sind, ob das Deck nicht zu hoch ist. Dann bekommt das Schiff einen Namen, der Name des Kapitäns wird aufgeschrieben, denn er ist verantwortlich für die Sicherheit der Besatzung. Wenn irgend etwas geschieht, trägt der Kapitän für alles die Verantwortung.

Einmal fiel Kapitän Ulrych während eines Manövers vom Deck der „Sternschnuppe“ — zwei Tage lang tat ihm die Hand weh. Das Meer mußte an dieser Stelle sehr hart gewesen sein.

Dort wird in fieberhafter Arbeit ein neues Schiff gebaut, die „Hoffnung“.

„Den Ast legen wir hierher, das wird die Kajüte vom Steuer-
mann.“

„Guck, ich habe eine Schnur, da kann man's festbinden.“

„Warte, die Schnur kommt an den Anker, und den Ast legen wir auf den Stumpf.“

„Aber paß auf, daß er stark genug ist“, mahnt der für die Sicherheit der Mannschaft verantwortliche Kapitän der „Hoffnung“ besorgt.

„Seht mal, das Loch wird ein Ölkessel.“

„Und du geh einen Maschinenschlüssel suchen. Bring vorläufig irgendeinen, nach dem Mittagessen gehen wir in den Wald, da finden wir einen besseren.“

Ein großer Ast ist noch übrig.

„Das wird eine Schaluppe. Und du da komm runter, sonst fällst du noch.“

Der Kapitän ist sich der Schwere der auf ihm lastenden Verantwortung bewußt.

„Ich will auch mitspielen“, meldet sich ein neuer Kandidat.

„Schön, du wirst Taucher.“

Schließlich ist alles für die Fahrt bereit.

„Alles auf die Plätze, wir fahren ab! Der Maschinist soll den Dampf ablassen.“

„Und der Anker, Herr Kapitän?“

„Richtig, hab ich vergessen.“

Es ist ein junger, unerfahrener Kapitän.

„Schisch-sch“ — zischt die Maschine.

Dort rüstet sich das Kriegsschiff „Vergeltung“ zur Abreise; dort der Fischdampfer „Sobieski“ und an anderer Stelle legt der „Hai“ ab.

Außer den großen gibt es die kleinen Boote der kleinen Kapitäne: das von Fingerchen²⁹ und Terlecki auf der krummen Birke, das von Sulejewski auf der niedrigen, kleinen Eiche. Wer jetzt das martialische Antlitz des Kapitäns Sulejewski sieht und seine dröhnenden Befehle hört, würde kaum glauben, daß er vor einer Woche bittere Tränen vergoß, weil ihn seine Schwester nicht in die Sommerkolonie begleitete, und kummervoll hatte er sich die Nase am Ärmel abgewischt.

Ist dem Kapitel über die Entwicklung der Marine in Wilhelmowka noch etwas hinzuzufügen? Vielleicht ist noch zu sagen, daß hier, wie überall, die einen das Spiel bald verwarfen, andere die Arbeit durch Streitereien beendeten, bevor das Spiel überhaupt begann, und wieder andere versuchten, fertige Schiffe einfach in Beschlag zu nehmen, was ihnen jedoch nicht gelang, da in der Hauptkanzlei des Marine-Ministeriums alle Schiffe und ihre Besitzer eingetragen waren. Eine beträchtliche Anzahl der Schiffe blieb bis zum Ende der Sommerkolonie erhalten.

²⁹ Spitzname. Paluszek = kleiner Finger.

Neuntes Kapitel

Das Pumpen-Meer am Brunnen / Die Admiralsflotte vom Pumpen-Meer / Die Stöckchen-Bahn und die Eierschale

Hinter der Sommerkolonie ist das Tretrad, das die Jungen am ersten Morgen irrigerweise für ein Karussell hielten.

Am Morgen spannt Jan das Pferd vor das Rad, das im Drehen das Wasser aus dem Brunnen in die Pumpe und den Wasserbehälter hebt.

Überzeugt davon, daß das große hölzerne Rad kein Karussell ist, gaben einige das Spiel für verloren. Andere jedoch stellten fest, daß man auf dem Holzrad durchaus Karussell fahren kann. Wenn die Hülse von einer Feuerwerksrakete ein Fernrohr, ein Baum ein Schiff und ein Ast ein Anker sein kann, warum sollte ein Tretrad nicht ein Karussell sein?

Nur von fern, so scheint es, schauen sie zu und wundern sich, daß dem Pferd nicht schwindelig wird von dem dauernden Im-Kreise-Gehen — und man ahnt nichts Böses; aber Jan braucht nur für einen Augenblick fortzugehen, schon fangen sie an, Karussell zu fahren.

Einmal fehlte nicht viel und Dalkiewicz wäre unter das Rad gekommen, denn er hatte sich so in der Leine verheddert, daß ihm die Mütze vom Kopf fiel — erst seinem Freund gelang es, sie aufzuheben. Jan hatte sich so erschreckt, daß er ihm bestimmt eins mit der Peitsche versetzt hätte, wäre Dalkiewicz nicht wegelaufen und hätte Jan die Peitsche gerade zur Hand gehabt.

Es gab viel Ärger mit dem Tretrad, bis Dajnowski und Wiktorowski Admirale der vereinigten Flotten des Pumpen-Meeres und Besitzer des ganzen, an das Meer grenzenden Terrains wurden.

Amtswürden und Vorrechte legen einem immer schwere Pflichten auf. Dajnowski und Wiktorowski sind Eigentümer des Meeres, das sich in dem Loch neben der Pumpe gebildet hatte, und sie erteilen die Genehmigung für alle Arbeiten, Kanäle und Häfen und ohne ihre Zustimmung zeigt sich kein Boot in den Gewässern des Pumpen-Meeres. Aber sie sind auch für das gesamte Tretwerk verantwortlich, für alle Vorkommnisse auf dem Terrain, das ihrer Herrschaft unterstellt ist.

Wiktorowski hat zwei aus Baumrinde geschnittene Boote. Eines davon schenkte er später Kucharski und machte sich ein anderes mit einem Segel, einem Deck, einem Steuer und Bänken. Dajnowski hat vier Segelboote.

Die Sache mit der Baumrinde für den Schiffsbau ist jedoch nicht so einfach, wie es den Anschein hatte. Denn man darf die Rinde nur von Baumstämpfen und niemals von gesunden Bäumen abziehen. Deshalb muß die Rinde, die man zum Bauen verwenden will, zur Begutachtung vorgelegt werden und für die Verarbeitung genehmigt sein; ansonsten gelten die Schiffe als nicht gemeldet, also als Seeräuberschiffe — sie werden konfisziert und der Besitzer wird gerichtlich belangt.

Es gibt noch andere Einschränkungen, denn man darf auch nicht zu viel Wasser in das Meer laufen lassen; dafür hat man jedoch alle Freiheit, die sich auf dem rechtmäßigen Besitz gründet.

Früher mußte man, wenn Jan sich zeigte, die ganze Flotte zusammenraffen und sich schleunigst aus dem Staube machen. Das verletzte die Würde und war mit der Bedeutung des Pumpen-Meeres nicht zu vereinbaren. Jetzt, da die rechtliche Seite geklärt ist, kann dergleichen nicht mehr geschehen.

Die seinerzeit zu Jan entsandte diplomatische Mission erhielt seine wohlwollende Zustimmung, wenn auch in einer nicht besonders formgerechten Ausdrucksweise:

„No, spielt man scheen, aber nich Wasser laufen lassen. Und nich am Rade gehen, oder ich mach' euch Beine.“

Dieser Akt, wenn auch nicht durch Brief und Siegel verewigt, bestätigte das Recht von Dajnowski und Wiktorowski. Und das Spiel ging los.

„Guck, mein Boot hat Balken geladen.“

„Und mein Boot hat ein anderes Boot geladen.“

„Ej, dein Boot kippt zur Seite.“

„Weil es der Wind auf die Seite drückt.“

„Sieh mal, meins wendet von allein um.“

„Und jetzt stößt ein Boot das andere.“

„He, du, willst du wohl gleich vom Rad weggehen!“

Jetzt kann man wegen des Rades ganz beruhigt sein.

„Sieh mal, wieviel Sand ich rein getan habe und es sinkt nicht.“

„Weil ein Boot Ballast haben muß.“

„He, warum schmeißt du Holzstücke rein — hau ab!“

Die Admirale passen auf.

„Mein Schiff fährt nach Amerika.“

„Meins kommt ans Ufer, weil Wasser reingelaufen ist.“

Dann machten sie einen großen Sturm und retteten die gefährdeten Schiffe.

Das Pumpen-Meer erfordert einen großen Arbeitsaufwand, damit seine Sicherheit gewährleistet wird und es für die Schifffahrt tauglich bleibt.

Zu allererst muß die Tiefe ausgemessen und der Meeresboden erforscht werden. Wo Sandbänke oder unter Wasser Felsen sind, werden Holzstöcke eingerammt. Felsen, die beim Segeln sehr störten, werden beseitigt oder an einen weniger wichtigen Platz versetzt. Einige Sandbänke mußten ebenfalls entfernt werden. Der Bau eines Leuchtturms wurde in Angriff genommen.

Der ältere Bednarski aus der Gruppe B, der Ingenieur, fing an, einen Kanal zu graben.

„Hör mit deinem Kanal auf, denn das Wasser läuft ab.“

Ein Kanal ist ein ziemlich riskantes Unternehmen, denn er gefährdet das Wasser des Pumpen-Meeres; aber über den Kanal kann man eine Brücke bauen und die Schiffe könnten unter der Brücke hindurchschwimmen.

„Und auf die Brücke kommt eine Eisenbahn.“

„Hast du ein Federmesser?“

„Ich habe es dem Jozek geborgt und er hat's verloren.“

Ein Mitarbeiter für den Bau der Gleise aus Holzstückchen auf der Brücke, die über den Kanal des Pumpen-Meeres führte, wurde gesucht und es fand sich ein Mitarbeiter mit einem Federmesser. Dieser Mitarbeiter hatte nicht nur ein Federmesser, sondern auch eine Reihe hervorragender Einfälle.

„Man muß eine Bucht, einen Hafen und eine Anlegestelle machen.“

„Klar, das muß man.“

Einer will ein Salznäpfchen ins Meer setzen, um es schwimmen zu lassen.

„Hau ab, du Esel, ein Salznäpfchen ins Meer zu setzen!“

Jemand findet eine Eierschale. Die kommt gut zupasse.

„Man könnte sie zerkleinern und verladen.“

„Ach, schade um sie: zum Verladen haben wir Sand und Holzstückchen.“

Recht hat er, eine Eierschale sollte eine wichtigere Rolle spielen.

„Weistewas, laß sie halt rumschwimmen und stell' inzwischen fest, wo das Wasser tief ist. Nachher wird man schon sehen, was man mit ihr macht.“

Wie auch immer, die Eierschale blieb dem Inventar des Pumpen-Meeres erhalten. Was die Admirale sich über ihren weiteren Verwendungszweck ausdachten, vermag ich nicht zu sagen — ihr weiteres Schicksal ist mir unbekannt.

Zehntes Kapitel

Die Geschichte von den drei Betten / Die mit dem Bann belegten Geister der Sommerkolonie / Und dennoch haben sie sich gebessert

Wenn der Herr Lehrer am Abend die Saaltüren öffnet, dann verkündet derjenige, dem es als erstem gelang, in den Saal zu stürzen, triumphierend:

„Ich kam heute als erster in den Saal!“

Denn der erste hat unbestrittene Vorrechte: er erwischt den besten Wasserkran im Waschraum, er hat einen trockenen Lappen zum Abtrocknen der Füße und kann am ehesten im Bett liegen, und er kann im Bewußtsein seiner Überlegenheit den anderen zurufen:

„Vorwärts, ihr Trödelbritzen, in die Betten! Immer muß man auf euch warten.“

Man muß wissen, je eher alle in den Betten liegen, um so länger wird der Herr Lehrer Märchen erzählen können. Und Märchen pflegen — wie das bei Märchen so ist — mehr oder weniger spannend zu sein. Aber das kann man nie im voraus wissen. Vielleicht gibt es ausgerechnet heute ein besonders schönes Märchen und da wird der Herr Lehrer bei der spannendsten Stelle abbrechen, weil es zu spät ist, und erst morgen wird er es zu Ende erzählen. Das mögen sie ganz und gar nicht.

Am besten ist es, wenn der Herr Lehrer das ganze Märchen bis zu Ende erzählt und dann noch etwas Kurzes als Zugabe.

Heute wird es kein Märchen, sondern eine richtige Geschichte sein, die Geschichte von drei Jungen, die vorher hier waren. Denn man weiß, daß vor einem Monat in demselben Saal und in denselben Betten andere Jungen geschlafen haben, die dieselben Blusen trugen, aus denselben Bechern Milch tranken, Drachen steigen ließen und ebenfalls Dame und Mühle spielten.

Jetzt sind sie schon wieder in Warschau, aber die Erinnerung an sie ist geblieben — und heute erzählt der Herr Lehrer die Geschichte von den drei Betten. Am aufmerksamsten werden Czesio Gryczynski, Trzesniewski und Karol Zaremba zuhören, denn ihre Betten sind es, in denen die Jungen, von denen die Rede sein wird, geschlafen haben.

Und das war so:

Ein paar Tage nach der Ankunft in der Sommerkolonie machte man sich in den Wald auf. Damals gab es viele Erdbeeren. Einige aßen die abgepflückten Erdbeeren sofort auf, andere sammelten sie in ihre Mützen.

Der kleine Jasiak, ein schwächlicher Junge, der außerdem noch stotterte, sammelte in seiner Mütze sehr viele Erdbeeren, und weil er darauf stolz war, zeigte er allen, wie viele Erdbeeren er in seiner Mütze hatte. Da rissen die drei Jungen, die in den Betten Nummer neun, dreiundzwanzig und achtundzwanzig schliefen, Jasiak die Mütze aus der Hand, aßen die Erdbeeren auf, warfen die Mütze ins Gebüsch und drohten ihrem Opfer noch, falls Jasiak sich über sie beschweren würde.

Die Zeugen dieser häßlichen Szene waren empört, nannten sie Diebe und beschlossen, weder mit ihnen zu spielen, noch ihnen überhaupt die Hand zu geben. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß diese von nun an ausgeschlossenen und zurückgewiesenen drei Jungen ihr einziges Vergnügen darin fanden, die Spiele der anderen zu stören, sich mit allen zu streiten und zu schlagen.

Als die Sache endlich zur Sprache kam, stellte es sich heraus, daß die drei bei vierzehn der Jungen einen solchen Groll erregt hatten, daß sich diese sogar in den Briefen an ihre Eltern beklagten: „Mir würde es hier gefallen, aber es gibt hier Schlägereien und Ärger mit den Jungen.“ — „Ich möchte zurück nach

Hause, denn die Jungen stoßen einen, lassen niemanden in Ruhe und sagen häßliche Sachen.“ Wie böse Geister trieben sie in der Sommerkolonie ihr Wesen, säten Klagen und Tränen und ernteten Haß.

Kann man es dulden, daß solche drei Taugenichtse den Frieden der ganzen Sommerkolonie stören, oder sollte man diese drei Bösewichter nicht nach Warschau zurückschicken? Immerhin muß man bedenken, daß diese Schlimmsten der Schlimmen auch die Allerärmsten und am meisten Vernachlässigten in der Sommerkolonie waren und man sie hier eigentlich bessern sollte und könnte.

Immer war es ein solcher Bösewicht, der auf dem Bahnhof die schmutzigsten Ohren, die längsten Fingernägel hatte, der am seltensten einen Brief von zu Hause bekommt und der beim Mittagessen mit dem habgierigsten Blick sofort die größte Fleischportion entdeckt. Es gibt in der Kolonie keine Reichen, aber es gibt verschiedene Stufen der Armut oder Bedürftigkeit. Von jenen dreien geht in Warschau keiner zur Schule, sie machen dort, was sie wollen.

Der Vater von Kazio, des einen von den dreien, arbeitete in einer Fabrik, wurde krank und verlor seinen Arbeitsplatz. Warum der Vater den Fabrikanten anzeigte, weiß Kazio nicht so recht; jedenfalls hatte der Fabrikant einen Rechtsanwalt und Kazios Vater verlor den Prozeß. Einen anderen Arbeitsplatz wird er wohl nicht bekommen, denn dafür müßte er erst einmal die Meister bewirten oder ihnen ein paar Zlotys geben. Kazios Vater ist ein guter Mensch: wenn er eines seiner Kinder zuweilen schlägt, bereut er es sofort und weint und geht zur Beichte — denn Schlagen, sagt er, ist eine Sünde. Aber er hat sechs Kinder; und nur Emilka verdient etwas. Als im Winter ein Kind starb, blieb es vier Tage liegen, weil kein Geld für die Beerdigung da war.

Der Vater des zweiten Jungen, Jozek, liegt im Spital, weil ihm ein Faß, als man es in den Keller rollte, das Bein brach und den Knochen zersplitterte. Der Vater verträgt sich nicht mit der Mutter. Der Vater hat einen Bruder und eine Schwester, denen er Geld gibt, worüber sich die Mutter erzürnt. Bruder und Schwester verführen den Vater zum Biertrinken, wiegeln ihn gegen die Mutter auf und dann kommt der Vater so böse nach

Hause, daß man Angst haben muß. Und sie überreden ihn dazu, Sachen aus dem Haus zu tragen und zu verkaufen.

Der dritte der Jungen, in dessen Bett jetzt Czesio schläft, hat überhaupt keinen Vater, denn dieser ging einfach fort und niemand weiß, wo er jetzt steckt. Die Mutter verdient wenig, denn sie ist schwächlich. Manchmal leben sie die ganze Woche nur von trockenem Brot und Tee. Als er klein war, ging er in den Kinderhort. Aber das Fräulein war nicht gut, sie schlug ihn wegen jeder Kleinigkeit mit dem Lineal auf den Kopf. Jetzt geht er auf den Platz, wo eine Kapelle gebaut wird und verkehrt mit Jungen, die Karten spielen und Zigaretten rauchen.

Auf dem Platz freundete er sich mit Julek an. Julek ist von allen der Schlimmste. Schließlich kaufte ihm der Großvater für zwei Zloty ein Beet, damit er hier säen und pflanzen kann und sich nicht mehr mit den liederlichen Kerlen abgibt. Der Schwester kaufte der Großvater auf Raten eine Maschine zum Strümpfestricken, aber als er nicht mehr zahlen konnte, wurde die Maschine wieder weggeholt. Der Bruder ist bei einem Schlosser in der Lehre, die er in einem Jahre beenden wird. Die übrigen Kinder sind noch klein, das jüngste fängt gerade erst an zu laufen . . .

Drei Jungen können nicht so schlecht sein, als daß die hundertsiebenundvierzig anderen sie nicht bessern könnten, wenn sie wollten. Wenn sie häßliche Dinge sagen, warum sollten sie nicht auch hübsche Dinge sagen können? Ist es denn angenehmer zu sagen: „Verflucht, du Köter, krepieren sollst du!“ als „Schmetterling, Eichhörnchen — komm, spielen wir Schlagball?“ Ist es angenehmer, den Kameraden zu schlagen, anstatt den Ball zu schlagen, daß er bis in die Wolken fliegt?

Die drei hatten Jasiak die Erdbeeren fortgenommen, weil sie ihm, der sich gerühmt hatte, einen Schabernack spielen wollten — sie hielten es für einen Scherz — Erdbeeren gibt es viele, er wird sich neue pflücken. Aber ihr sagt gleich: „Diebe, wir spielen nicht mehr mit ihnen, geben ihnen nicht mehr die Hand.“ Ist es ein Wunder, daß sie zu Feinden der ganzen Sommerkolonie wurden?

Aus Feinden Freunde machen — welch eine schöne Aufgabe. Der erste Schritt auf diesem Wege heißt, daß man das Unrecht und den Zorn darüber vergessen muß.

Das Gericht sprach die drei Jungen, die in den Betten Nummer neun, dreiundzwanzig und achtundzwanzig schliefen, frei und alle haben sich sehr bald gebessert. Als erster Kazik. Er lernte von den Kameraden das Spiel mit der Festung und Mühle spielen und freundete sich später mit dem Jungen an, der im Bett Nummer vierzehn schlief. Der zweite, Jozio, bekam einen Brief von zu Hause, daß es mit Vaters krankem Bein besser ginge und der Vater bald wieder zur Arbeit gehen könne. Und der dritte, der am längsten brauchte, um sich zu bessern, hörte schließlich das Gebet des Waldes und wurde gut und freundlich.

Was das mit dem Gebet des Waldes auf sich hat und warum es den dritten gebessert hat, wird der Herr Lehrer morgen erzählen . . .

Obwohl die Geschichte von den drei Betten eine wahre Geschichte war, hatte sie allen sehr gut gefallen, denn jeder ist neugierig und möchte wissen, wer es war, der in seinem Bett lag, und was er tat, wie er hieß.

„Bitte, Herr Lehrer, erzählen Sie auch die Geschichte von meinem Bett, ganz kurz“, bitten die Jungen.

Elftes Kapitel

*Das Gebet des Waldes / Das Dorf hat ein Herz / Der Junge, der
am längsten brauchte, um sich zu bessern*

Am nächsten Abend wuschen sich die Jungen schnell die Füße, denn es wurde reine Wäsche ausgegeben; und es bedarf einiger Zeit, um sich umzukleiden, die schmutzige Wäsche abzugeben und einzusammeln und so könnte es geschehen, daß es dem Herrn Lehrer zu spät wird, um von dem Gebet des Waldes zu erzählen und davon, wie der letzte der drei Jungen sich gebessert hat.

„Wir liegen schon alle im Bett, Herr Lehrer.“

„Bitte, Herr Lehrer, wir sind so weit.“

Stille breitete sich im Saal aus und keiner hätte geglaubt, daß in den vierzig reihenweise aufgestellten Betten Jungen liegen, so mucksmäuschenstill war es.

„Alsdann, was wollte ich erzählen? Ja, richtig, von dem dritten Jungen wollte ich erzählen. Also mit diesem Jungen, der in Warschau einen Freund Julek hatte, geschah eines Abends ein Wunder. Diesen Allerschlimmsten, der sich am allerspätsten gebessert hat, mit dem die anderen am allerlängsten nicht spielen wollten, den schloß plötzlich der Betreuer, dann die Gruppe und schließlich die ganze Sommerkolonie in ihr Herz. Mit diesem Wunder hatte es folgende Bewandtnis:

Es war ein stiller Abend in der Sommerkolonie. Die Kinder hatten sich schlafen gelegt. Durch das offene Fenster war der Himmel zu sehen, der gute ländliche Himmel, der die Kinder liebt, ihnen am Tage mit der Sonne zulacht und ihnen nachts mit seinen funkelnden Sternen ein stilles Wiegenlied singt. Der gute ländliche Himmel schaut durch das offene Fenster und freut sich, daß die Kinder schlafen, damit sie fröhlich und ausgeruht aufwachen und ihr unterbrochenes Spiel fortsetzen.

Die Fenster waren offen.

Die gute, reine Landluft, die den Kindern Gutes tun, sie froh und gesund machen will, strömte in den Saal. Auf leichten Flügeln schwebte sie durch den Saal, an jedem Bett verharrte sie einen Augenblick, küßte den schlafenden Jungen auf die Stirn und flüsterte: ‚Schlaf schön, sammle Kraft — werde groß und stark und tapfer.‘

Die Flurtür war angelehnt und man hörte das Spiel der Geigen. Die Geigen danken dem Dorf, daß es die Stadtkinder liebt.

‚Das Dorf liebt, die Luft küßt, der Himmel lacht mit der Sonne!‘

Wie kann das Dorf lieben, wenn es kein Herz hat, wie kann die Luft küssen?

Wie kann der Wald beten? Denn wollte ich heute nicht vom Gebet des Waldes erzählen?

Das Dorf hat ein Herz, Jungens. Das Dorf hat kräftige Arme, mit denen es die Städte wie eine gute Kinderfrau ans Herz drückt. Das Dorf hat eine breite Brust, die uns wärmt und nährt. Das Dorf ist bei der Arbeit krumm und gebückt. Wie Wurzeln eines alten Baumes sehen die geschwollenen Adern an seinen Schläfen aus. Jeder Grashalm, jedes Getreidekorn wird hundertfältig mit seinem Schweiß benetzt. Das Dorf hat Augen, die in den Himmel gerichtet sind und mit dem Walde at-

met es wie mit einer Lunge. Wenn es seufzt, braust ein Sturm, wenn es weint, strömt der Regen. Und wenn es am Abend zum Gebet niederkniet, werden die Eichhörnchen, die Vögel und Schmetterlinge still, um es nicht zu stören. Wie aber, wenn das Dorf kein Herz hätte, wie sollte dieser sanfte arbeitsame Riese denn leben, da doch sogar eine Schwalbe ein Herz braucht, um ein Nest zu bauen und die Jungen zu füttern?

Abends betet das Dorf mit dem Feld, der Wiese, dem Fluß und dem Wald — der Gesang ist leise, so leise, daß man aufmerksam lauschen muß, um dieses Flüstern, um dieses Abendlied zu hören.

Der dritte Junge, der sich zu allerletzt gebessert hat, hörte den Gesang des Waldes.

Er ist hergekommen wie ihr alle. Ich habe ihn nicht gekannt, wie ich keinen von euch am ersten Tage gekannt habe. Aber als ich ihn kennenlernte, dachte ich gleich:

„Dieser Junge wird hören, wie der Wald singt. Möge er doch so schnell wie möglich den Gesang des Waldes hören.“

Und ich wartete.

Ich wartete eine Woche, zehn Tage, zwei Wochen — und endlich erlebte ich jenen Abend, von dem ich spreche, als durch das offene Fenster der gute ländliche Himmel in den Saal hereinschaute, durch die angelehnte Tür das Spiel einer Geige zu hören war, und der Wald leise vor sich hin sang.

Als alle Jungen bereits eingeschlafen waren, schlief er als einziger nicht. Gleich neben dem Fenster lag er, ganz still, seine Augen waren geöffnet und er lauschte.

Und plötzlich begann er zu weinen.

Ich setzte mich neben sein Bett und fragte:

„Warum weinst du? Denkst du an zu Hause, an Warschau?“

„Nein, ich denk' an nichts.“

„Oder hast du vielleicht etwas Schlimmes angestellt und hast Angst, daß es herauskommt?“

„Nein, ich hab' nichts angestellt.“

„Warum weinst du dann?“

„Weiß ich selber nicht.“

Er wußte nicht, warum er weint, aber ich wußte es: der Junge hörte das wehmütige, zu Herzen gehende Abendlied des Waldes, er hörte das stille Gebet der Bäume — deshalb begann er

zu weinen. Es ist ein merkwürdiges, wunderbares Gebet: der Wald spricht und der Himmel antwortet ihm. Sie sprechen über die Kinder, die gut und lieb sein können. Und wenn sie es nicht sind, dann sind nicht immer sie daran schuld. Sie sprechen über verschiedene Dinge.

Ihr werdet vielleicht fragen, woher ich weiß, daß der Junge das Gespräch der Bäume mit dem Himmel gehört hat, wenn er selbst nichts davon weiß.

Wer das Gebet des Waldes vernimmt, dem wird es irgendwo wunderlich ums Herz, daß er weinen muß, obwohl er nicht traurig ist — er weint und weiß selbst nicht warum. Aber am Morgen ist er dann immer besser, viel besser als vorher, bevor er den Gesang vernommen hatte.

Der Junge, der sich zwei Wochen lang nicht bessern konnte — plötzlich hatte er sich gebessert und die Sommerkolonie gewann in ihm einen fröhlichen Spielgefährten: beim Fangspiel, beim Schlagballspiel, beim ‚Dritten-abschlagen‘ und beim Felderspiel.

Es kann sein, daß es auch unter euch einige gibt, die das Gebet des Waldes gehört haben, doch soll man sie nicht danach fragen, denn wer es vernahm, der hütet das Wunder als sein Geheimnis und bewahrt die wunderbare Melodie tief in seinem Herzen — er erzählt es niemandem weiter.“

Zwölftes Kapitel

*Das Bad / Schwimmen wie ein Frosch und wie ein Hund / Über
den grammatischen Lazarkiewicz*

Hurtig, hurtig, kein Verweilen,
laßt uns schnell zum Flusse eilen.
Eins und zwei,
drei und vier,
frisch und frei,
das sind wir.

Das kleine Wäldchen neben dem kahlen Berg, die Wiese mit dem schmalen Pfad entlang dem Graben — schon sieht man von weitem den Fluß.

Ohne Zittern, ohne Zagen,
alle wollen wir es wagen:
patsch, hinein
in das Naß,
das ist fein,
das macht Spaß.

Kennt ihr das Liedchen? In Michalowka marschieren die Jungen im Takt des gleichen Liedchens zu zweit zum Fluß.

Wie hier, so ist auch dort das Baden der allerschönste Zeitvertreib.

Schon morgens klettern sie auf den Pfeiler der Veranda, wo das Thermometer hängt: die Herren Betreuer werden doch nicht etwa sagen, daß es kalt ist?

„Oh, heute ist das Wasser sicher kalt“, sagt einer unvorsichtigerweise.

„Wenn es heiß wäre, dann würdest du dich verbrühen, du Dummkopf.“

Und sie geben ihm einen Rippenstoß, damit er den Mund hält.

„Gehen wir baden, Herr Lehrer?“

„Wahrscheinlich nicht, es ist sehr windig.“

„Um so besser, Herr Lehrer! Der Wind zieht die Kälte aus dem Wasser.“

Nur einer mag kein kaltes Wasser, Wladek. Wenn die Wladeks Namenstag hatten, bekamen alle Wladeks für den ganzen Tag Schaufeln, jenem aber wurde erlaubt, sich an diesem Tage nur das Gesicht und die Hände zu waschen — Hals und Ohren wurden ihm geschenkt. Den meisten Spaß am Baden hat Wikcias Freund, der auch der beste Schwimmer der ganzen Kolonie ist.

„Kannst du schwimmen?“

„Ja, kann ich.“

„Richtig oder wie ein Frosch?“

Wer wie ein Frosch oder wie ein Hund schwimmt, der paddelt mit den Armen wie ein Hund mit den Pfoten im Wasser und kann sich kaum an der Oberfläche halten. Diese Art von Schwimmen erweckt bei niemandem Achtung.

„Kannst du einen Hechter?“

„Bah, große Kunst!“

„Kunst oder nicht Kunst, aber wenn du beim Hechtsprung auf den Bauch fällst, platzt dir die Leber und du stirbst.“

Sie machen Hechtsprünge vom flachen Ufer und vom hohen Geländer der Badeanstalt. Sie machen kurze und lange, flache und tiefe Sprünge.

„Wenn sie mich nicht hindern würden, hätte ich die Badeanstalt schon zur Hälfte durchschwommen.“

Das Gespräch zum Thema Baden ist unerschöpflich.

Wie hat jemand schwimmen gelernt?

„Mir ist mal der Ball ins Wasser gefallen, aber nicht meiner, sondern von einem Jungen. Er wollte, daß ich ihm zwanzig Groschen dafür bezahle — was er gar nicht wert war. Da hat mich so eine Wut gepackt, daß ich denke: ‚Entweder ich ertrinke oder ich kriege ihn.‘ Ich kriech ins Wasser, aber ich habe furchtbare Angst.“

„Und weiter?“

„Weiter nichts, ich habe den Ball gerettet und schwimmen gelernt.“

„Aber bißchen hast du schon gekonnt?“ — forschen die Vorsichtigeren.

„Na ja. bißchen.“

Einen anderen wiederum hatten die Jungen in der Badeanstalt in Warschau ins Wasser geworfen. Er strampelte so viel er konnte, und er kriegte so viel Wasser in die Nase, daß es ihn noch eine Stunde später in der Nase kitzelte. Aber gleich danach schwamm er . . .

Ob einer mal ertrunken ist und wie er gerettet wurde?

„Ich habe mal in der offenen Weichsel gebadet. Ein Herr ist auf der Stelle geschwommen und tat so, als ob er auf dem Grund steht. Ich dahin und — rums — bin ich in einem Loch. Er hat mich am Kragen gepackt und hat mich rausgezogen.“

„Und mich hat der Rettungsdienst mal rausgefischt.“

„Am schlimmsten ist ein Krampf im Wasser.“

„Ach was, ein Strudel ist viel schlimmer.“

Sie bemühen sich, die Betreuer davon zu überzeugen, daß ein Mensch eigentlich gar nicht ertrinken kann, denn wenn er sich auf den Rücken legt, bringt ihn das Wasser nach oben wie einen Korken. Sie bemühen sich, die Betreuer davon zu über-

zeugen, daß die Badeanstalt in Wilhelmowka für Jungen völlig unnötig ist und man sie den Mädchen überlassen könnte.

„Die Mädchen haben ihr eigenes Bad.“

„Sollen sie zwei haben, dann haben sie's bequemer.“

Diese Großzügigkeit! Wie besorgt sie um das Wohl der Mädchen sind . . .

„Eine Badeanstalt ist unbedingt notwendig“, sagt Lazarkiewicz.

„Wenn einer von uns ertrinken würde, könnten die Eltern gegenüber den Lehrern Ansprüche geltend machen.“

Lazarkiewicz liest viele Bücher und bedient sich beim Sprechen sehr gern der klugen Worte aus den Büchern, was seine Kameraden außerordentlich belustigt.

„Du bist impertinent“, sagt Lazarkiewicz, wenn ihn einer ärgert.

Als einmal ein Junge im Gespräch mit dem Betreuer die Hände in den Hosentaschen behielt, machte Lazarkiewicz ihn darauf aufmerksam.

„Du beträgst dich ungehörig, du zeigst dem Herrn Lehrer deine Geringschätzung. Er könnte sich dadurch gekränkt fühlen.“ Und er fügte hinzu:

„Das könnte unabsehbare Folgen haben.“

Als ein anderer einmal sagte, sein Großvater sei alt, widersprach Lazarkiewicz sofort:

„Du drückst dich unglücklich aus. Bei einem Menschen heißt es bejahrt und nicht alt.“

Und er fügte hinzu:

„Die Reinheit der Sprache ist die Tugend der Nation.“

Als er dem Betreuer sagen wollte, daß er Kopfschmerzen habe, verkündete er:

„Ich möchte Sie davon in Kenntnis setzen, daß ich mich unpaßlich fühle.“

„Zeig' die Zunge“, sagte der Betreuer, „weil sich daraus unabsehbare Folgen ergeben könnten.“

„Ich bin mir dessen bewußt“, entgegnete Lazarkiewicz seufzend, „daß mir ein Löffel Rizinusöl droht.“

Als ein Junge einen frischen Zweig für das Dach seiner Hütte abriß, rief Lazarkiewicz:

„Das berechtigt für die Zukunft zu üblen Hoffnungen.“

Und als Wiktor der Kleine, der zum Bestreichen von Schürfwunden mit Jod Pinselchen aus Streichhölzern macht, einmal fragte:

„Essen die Vogels Quark?“ rief Lazarkiewicz aufgebracht:

„Du hast einen skandalösen Fehler gemacht!“

Sie lachen über Lazarkiewicz. Aber es liegt ihm schon im Blut, daß er so reden und die Reinheit der polnischen Sprache pflegen muß — und dank seiner Achtsamkeit wurde nicht mehr so oft gesagt:

„Die Mädchen ging, kam, nahm . . .“³⁰

„Mädchen ist ein Hauptwort sächlichen Geschlechts, also heißt es: das Mädchen. Wenn man falsch spricht, können die Folgen unabsehbar sein“, setzt er geheimnisvoll hinzu.

Er interessiert sich als einziger für die geplante Erzählung über Wilhelmowka und obwohl er bemerkt, daß es schade um das Papier sei, alle Dummheiten, die er, ebenso wie alle anderen Jungen, sagt, aufzuschreiben, bittet er, ihn in der Erzählung trotzdem nicht zu übergehen und einzufügen, daß Lazarkiewicz ein Grammatischer war . . .

Dreizehntes Kapitel

Ein verachtenswertes Spiel / Die Freischützen / Die Jägersiedlung / Die indianische Wasserleitung

Das Indianerspiel entstand aus dem Räuberspiel. Stöcke, Tannenzapfen und Zweige werden auf einen Haufen gelegt, so als wenn es richtige Sachen wären, dann kommt der Räuber und stiehlt. Die Wächter verfolgen ihn und pfeifen, die Polizisten eilen herbei, verhauen den Räuber und bringen ihn auf die Wache.

„Ein verachtenswertes Spiel“, rief der grammatische Lazarkiewicz aus, der viele Indianernamen kennt. Ihm gebührt die Ehre, das Schützenspiel entdeckt zu haben.

³⁰ Das Beispiel im Original bezieht sich auf die in der polnischen Sprache bei Hauptwörtern weiblichen Geschlechts veränderte Verbform und ist unübersetzbar.

Hinter dem Kreuz, im verwilderten Teil des Waldes, der mit Wacholderbüschen dicht bewachsen ist, an einem menschenleeren Ort, haben die Indianer ihr Lager. Ihr Führer ist Rechtes Herz. Bezwinger der Tiger, Adlerflügel und Röhrender Hirsch sind seine tapferen Helfer, und die Wirtschaft führt Magda.

Magda ist der sogenannte Fröschefresser — Bockiewicz. Wie die polnische Magda unter die Rothäute geriet, wer weiß es? Vielleicht wurde sie schon in der Kindheit entführt, vielleicht lief sie von zu Hause fort, verfolgt von einem grausamen Stiefvater, oder aber sie fanden die Verirrte im Urwald?

Neben dem gefälltten Baumstamm, in der von allen Seiten von Wacholderbüschen verdeckten Mulde, ist das Lager und die Waffenkammer. In der Waffenkammer haben die Jäger Tannenzapfen und Pfeile, Bogen und Büchsen und viele Knochen von erlegten Tieren.

Die Indianer sind Christen. Vor jedem Jagdzug legen sie Blumen unter das Kreuz oder hängen ein von Magda geflochtenes Kränzchen dran, setzen sich im Kreise nieder und singen das Jägerlied, das mit den Worten beginnt:

Mit dem Pfeil und Bogen
kommt der Jägersmann
früh durch's Tal gezogen,
steigt den Berg hinan.
Trallala, trallala, trallala.

Einen Teil des erlegten Wildes essen sie auf, den anderen Teil verstecken sie in der Speisekammer. Die Speisekammer ist vom Lager weit entfernt. Man muß bis zur krummen Kiefer gehen, dann vierzehn Schritte nach Südwesten und hier unter einem dicken Wacholderstrauch ist der tiefe Keller, geschützt durch ein Gitter aus Ästen, bedeckt mit trockenem Moos, Blättern und Tannennadeln. Der Boden des Kellers ist mit Farnblättern ausgelegt. Hier haben sie als Vorrat zwei Stücke Brot, die auf einem Spieß stecken, ein Binsenkörbchen voller Beeren und zwei Kirschen, die sorgfältig in Krautblätter gewickelt sind.

Einmal spürten die Bleichgesichter Kopec, Czarcinski und Gorski ihre Mulde auf. Von diesem Zeitpunkt an bleibt immer einer als Wache da und die zurückkehrenden Schützen geben, wenn sie sich nähern, die Parole des Kuckuckrufs, und der auf

Wache Stehende muß ihnen antworten. Noch größere Vorichtsmaßnahmen müssen getroffen werden, wenn Magda zur Vorratskammer geht: Rechtes Herz und Adlerflügel stellen sich bei der krummen Kiefer auf die Lauer, etwa vierzehn Schritte vom Keller entfernt. Röhrender Hirsch und Bezwingen der Tiger gehen die ganze Gegend ab, und wenn sie nichts Verdächtiges beobachten, hissen sie die weiße Fahne.

An Feiertagen schmücken sie sich mit Bärlapp anstatt mit Federn und ihr Kopfschmuck besteht aus Schilf und Binsen. Sie halten im Lager einen Festschmaus, dann singen sie und erzählen sich ihre Jagdabenteuer.

Einmal kam ein verirrter Reisender ins Lager der Indianer. Obwohl er ein Bleichgesicht war, galt er als Gast, und sie nahmen ihn auf und gaben ihm zu essen. Der Reisende war ein mächtiger Herrscher und stattete den gastfreundlichen Hausherren seinen Dank ab: er brachte ein Stück Kuchen und einen Becher voll Erdbeeren. Magda freute sich über diese Bereicherung ihrer Vorratskammer.

Von da an wurden die Indianer modern, und auf dem Berg, wo später Lysa Gora entstand, hatten wir jetzt das Jagdlager der Freischützen. Die Schützen beschäftigen sich auch ein wenig mit Landwirtschaft — sie haben Pflüge, Schaufeln, Eggen, Heugabeln, Ställe, Pferde und Zügel.

Das beste Pferd ist der kleine, schwarze Jozik Przybylski: er möchte dauernd herumtraben.

„Du bist schon gelaufen, jetzt ruh' dich aus“, sagt Eulenaugen, aber das Pferd schnaubt, zerrt und bäumt sich auf.

Der beste Hase ist Niewczas, und der Hund ist Felek, der Lungenentzündung hatte und sehr mager ist, so daß man ihn im hohen Steppengras nicht sieht.

Hau, hau, hau — bellt der Hund mit rauher Stimme.

Hyänenrachen schießt einen Pfeil ab, und der verwundete Hase piepst:

„Pi, pi, pi, pi!!!!“

Als die Schützen so viele waren, daß sie keinen Überfall mehr fürchteten, begannen sie, Häuser zu bauen. Verzeihung, ich habe mich falsch ausgedrückt: es waren keine Häuser, sondern Höhlen, Grotten, die nicht gebaut, sondern in der Erde ausgehoben wurden. Nur die Dächer waren aus Zweigen. Weit

noch waren diese wilden Leute von dem Bau kunstvoller Hütten entfernt . . .

Am größten ist die Höhle von Prager, dem sogenannten Frajer³¹, Pompka, Czczot, Pasiewicz und den Zwillingsbrüdern Lenczewski, die sich sehr ähnlich sehen.

Das stärkste Dach hat die Höhle von Klimczak, Nowak und Faszczewski, denn als es einmal einen heftigen Regen gab, hatte es durch alle Dächer hindurchgeregnet, nur ihr Dach hielt dem Regen stand.

Stachlewskis Höhle hatte zwei Ziegel, aber Stachlewski hopste auf das Dach von Podkowski und mußte dem Nachbarn einen Ziegel als Schadenersatz geben.

Auch hier — wie überall — wurden zahlreiche Verbesserungen eingeführt. Neben den Höhlen erschienen allmählich Zäune, dann Gärten. In den Höhlen selbst entstanden Kamine, Heulager für die Pferde, Haken zum Aufhängen der Flinten und Bogen, Keller, Regale und Kammern für die landwirtschaftlichen Geräte — dann kamen Tische, Betten, und Galezowski bastelte sogar einen Wasserkran mit Ausguß — nur daß aus dem Wasserkran kein Wasser lief.

Vierzehntes Kapitel

Erdbeeren sind weniger interessant als Pilze / Mania, Tröpfchen und die Zauberei mit der Schürze / Der große Ameisenhaufen unter dem dicken Baum

Auf der Veranda hängt eine Tafel, auf der die giftigen und die eßbaren Pilze aufgezeichnet sind. Bevor es Pilze gab, hing die Tafel einsam und verlassen. Es gab zu der Zeit Erdbeeren, die jeder auch ohne Tafel bestens kennt und ohne Furcht ißt. Zwar hatte jemand im „Podarunek“³² gelesen, daß sich fünftausend Franzosen an Wolfsbeeren vergiftet hätten, aber wer kann Wolfsbeeren von Erdbeeren nicht unterscheiden?

So wie jetzt die Jungen bitten:

„Hälehrer, Pilze sammeln!“

³¹ Frajer = Depp, Tolpatsch.

³² Eine Zeitschrift (wörtl. Gabe oder Geschenk).

So bettelten sie damals:

„Hälehrer, Erdbeeren pflücken!“

Erdbeeren sind jedoch weniger interessant als Pilze, denn sie sind alle gleich, und Pilze gibt es verschiedene: Steinpilze, Pfifferlinge, Stockschwämmchen, Birkenpilze, Braunrote. Hinzu kommt, daß man Erdbeeren nicht trocknen kann: entweder du ißt sie auf oder du gibst sie jemandem und schon ist die Sache zu Ende.

Gern bieten die Jungen ihre Erdbeeren den Mädchen an, denn sie sind Kavalier und haben keine Angst, weit in den Wald vorzudringen. Dieser oder jener hat eine kleine Schwester — und was kann so ein Dummchen schon viel pflücken —, also gibt man ihr eine Handvoll Erdbeeren, soll sie ihre Freude haben.

„Willst du Erdbeeren, Kleine?“

„O ja“, sagt Nelka erfreut.

„Ist das eine Bekannte von dir?“ fragt, erstaunt ob der Großzügigkeit des Jungen, der Betreuer.

„Nein, ich kenne sie nicht.“

„Warum schenkst du ihr dann deine Erdbeeren?“ fragt er noch verwunderter.

„Weil sie unreif sind“, sagt der kleine Kavalier. Die reifen, süßen hat er aufgegessen — und die kleine Nelka, was versteht sie schon davon?

Das sind solche Wohltäter, von denen das Sprichwort sagt:

„Alles für den armen Mann, was man selbst nicht tragen kann.“

Die gelben Pfifferlinge werden allgemein mißachtet.

„Um Pfifferlinge lohnt es nicht, sich zu bücken.“

Aber weil es so viele gibt, ist es schade, sie stehen zu lassen, also sammeln sie die Jungen, um sie zu verschenken oder um sie später einzutauschen — eine Mütze voll Pfifferlinge gegen einen Steinpilz.

Am gefährlichsten von allen Giftpilzen ist der Satanspilz, denn er ist dem Braunroten sehr ähnlich.

„Weißt du, wie man den Braunroten vom Satanspilz unterscheidet?“

„Der Satanspilz ist bitterer.“

„Seht ihn euch an: er will ihn erst anknabbern! Der Satanspilz hat einen roten Stil und einen Kopf wie Schokolade.“

„Wie Schokolade?“

Und gleich erinnert sich Janek an eine ulkige Geschichte.

„Die Mama kaufte einmal eine schwarze, gut riechende Seife, und der kleine Bruder dachte, es sei Schokolade und biß rein, und dann spuckte er und machte Grimassen und spuckte und spuckte.“

Sie bersten vor Lachen über Janeks Bruder.

„Das ist vielleicht ein Depp!“

Für ein langes Geplauder ist jedoch keine Zeit. Alle gehen mit zur Erde geneigten Köpfen. Höchstens im Vorbeigehen fragt man:

„Hast du viele? Zeig' mal. Och, ein Birkenpilz.“

„Ein Birkenpilz ist genauso wie ein Braunroter.“

„Aber der hat bestimmt Würmer?“

„Mach ihn bloß nicht kaputt.“

Der ältere Frankowski fand einen Steinpilz, Zdzisiek Waliszewski zwei Braunrote und selbst der kleine Zabucki, der dreimal ein paar auf die Pfoten bekommen sollte, fand einen Braunroten.

„Gib ihn mir“, bittet ihn der älteste Bednarski, „dir nützt er nichts, denn du trocknest ihn nicht.“

Zabucki wurde eine große Ehre zuteil, daß sogar Bednarski persönlich ihn um etwas bat. Und Zabucki, der einmal eins auf seine Pfoten haben sollte, weil er einen Ameisenhaufen zerstörte, und das zweitemal eins auf seine Pfoten bekommen sollte, weil er in ein Getreidefeld rannte, und der das drittemal eins auf die Pfoten bekommen sollte, aber sich nicht mehr erinnern kann, wofür — er schenkte dem ältesten Bednarski den Braunroten.

Die kleine Trompete erschallt: Vesper im Walde!

Den Mädchen teilen die Fräulein das Vesperbrot aus, den Jungen die Betreuer.

„Verzeihung, Herr Lehrer, aber die Jungen sagen eklige Sachen.“

„Was sagen sie?“

„Sie sagen, in unserer Milch sind Frösche.“

Das ist noch nicht einmal das Schlimmste. Es konnte vorkommen, daß, wenn die Mädchen ruhig dasaßen, irgendein Halunke einen richtigen Frosch zwischen sie warf. Der Frosch flieht, die Mädchen fliehen — aber man darf so etwas nicht tun, denn ein Frosch ist kein Ball, sondern ein lebendes Wesen.

Im allgemeinen aber vertragen sich Zofiwka und Wilhel-mowka mustergültig miteinander. Einige Mädchen erfreuen sich großer Wertschätzung unter den Jungen — zum Beispiel Mania Wdowik, Tröpfchen genannt, die enormes Glück mit Pilzen hat und sehr nervös ist. Einmal gingen sie alle an einem Baum vorbei und niemand sah etwas, nur Tröpfchen entdeckte sofort zwei Pilze. Aber nicht deswegen schätzen sie die Jungen, sondern weil sie schön deklamieren kann.

Als die Landleute einmal beim Waldhüter Korn gedroschen haben und Mania ihnen vortrug, wie das Korn wächst, wie es gesät und dann geschnitten wird, da haben sie sich bei ihr bedankt und der Kapitän von der „Blitz“ lud sie auf sein Schiff ein und Wiktor, der die Pinselchen zum Jodauftragen für Schürfwunden macht, schenkte ihr die Hülse von einer Feuerwerksrakete.

Sie nennen Mania Tröpfchen, weil sie ein kleines Gedicht über Bronisia, die Heulsuse, deklamiert, die so oft weinte, bis ihre Augen krank wurden und sie fast nichts mehr sehen konnte:

Und der Arzt mit schwarzem Bart
an Bronisias Bettchen trat.
Zieht vom Fläschlein ab das Stöpfchen
und gibt ihr ein Augentröpfchen.

Weil der Doktor der kleinen Bronisia ein Tröpfchen ins Auge tropfen ließ, nannte irgend jemand Mania kurzerhand Tröpfchen und dabei blieb es bis zum Schluß.

Nicht immer ist Mania böse, wenn man sie Tröpfchen nennt, aber wenn sie erregt ist, mag sie es nicht. Einmal hat sie Kazik sogar am Ohr gezogen. Kazik hat zwar gelacht, aber sein Ohr war ganz rot.

Manchmal ist Mania so böse, daß es kaum zu glauben ist. Einmal saß sie auf dem Fensterbrett, als ihr Bruder sie derartig erzürnte, daß sie nach ihm ausholte und zum Fenster heraus-

fiel — gut, daß sie im Erdgeschoß wohnt, sonst hätte sie tot sein können.

„Uuu“, fingen die Jungen an zu weinen und sich die Augen zu reiben bei dem Gedanken, was es für ein Unglück wäre, wenn sich Tröpfchen zu Tode gestürzt hätte.

Mania wurde wütend, teilte an die Jungen Hiebe aus, weil sie sich über sie lustig machten, und dann erzählte sie eine weitere interessante Geschichte.

Einmal hatte sie sich in Zofiowka mit den Mädchen über das Fürchten unterhalten und da passierte eine Hexerei. Denn ein Mädchen hatte seine Schürze, die am Brunnen naß geworden war, unter einen Baum gelegt. Wie sie plötzlich hinschauen, ist die Schürze weg. Und die Zweige an den Bäumen bewegen sich so, so hin und her und immerfort. Und von weitem kommt ein Mann mit einem Hut den Weg entlang, und er hatte einen Stock, so einen ganz krummen. Dann hat sich Mania bekreuzigt und die Schürze fand sich unter einem anderen Baum wieder.

„Uuuu“, fingen die Jungen an zu schreien und schüttelten sich vor Angst über die schrecklichen Dinge, die ihnen Mania erzählt.

„Uuuu, Tröpfchen, was sind das für Hexereien?“

Tröpfchen sagte, sie würde weinen, wenn sie nicht aufhörten, denn sie sei sehr nervös und nichts würde sie ihnen mehr erzählen.

Und sie erzählte weiter, daß ihr ein Mädchen absichtlich ein Bein gestellt und sich dann entschuldigt habe, es sei unabsichtlich gewesen, aber es sei nicht wahr, daß Mädchen sich gern zanken und dann sagen:

„Warte, das sage ich auf dem Bahnhof deiner Mama.“

Und daß sie Polcia sehr gern hätten, weil sie, wenn sie Dienst hat, gerecht sei, aber Wacia gäbe das dick bestrichene Brot immer nur ihren Bekannten und Olesia sage einem immer die Wahrheit ins Gesicht, aber niemals sage sie etwas hinter dem Rücken.

Tröpfchen hätte noch lange erzählt, aber Franek fand einen riesengroßen Ameisenhaufen unter dem Baum und man muß den Ameisenhaufen betrachten und die Ameisen mit dem Vesperbrot füttern.

„Sie schafft es nicht allein.“ — „Sie schafft es.“ — „Aber nein. Siehst du, sie ging Hilfe holen.“

Die Ameisen zerkrümeln das Brot und schaffen es in das Innere des Ameisenhaufens.

„Dort sind Gänge und Zimmer.“

Sie erzählen jetzt, was sie über die Ameisen gelesen haben, über ihre Kühe³³ und Kriege.

„Oh, und sie laufen auf den Baum.“

„Uch, was für ein dicker Baum.“

„Laß mich mal, ich kann ihn umfassen. Kannst du ihn umfassen?“

Jeder will jetzt den dicken Baum umfassen, und die Vorsichtigen mahnen, daß man die Ameisen, die am Baum entlanglaufen, nicht zerdrückt und den Ameisenhaufen nicht beschädigt.

Die Trompete. Nach Hause zum Abendessen.

„Schoooo?“

Es vergeht viel Zeit, bis dreihundert Kinder sich versammelt haben.

„Oh, wo ich war, ganz weit!“

„Seht ihn an, so weit war er und bloß Pfifferlinge hat er gesammelt, und ich war ganz nah und habe zwei Braunrote gefunden!“

„Und ein Junge hat einen Braunroten gefunden, groß wie die Mütze.“

„Und unser Herr Lehrer fand vier Braunrote und zwei Steinpilze.“

„Und ich habe ein Federmesser gefunden“, sagt Tomaszewski.

Und alle, die ein Federmesser verloren haben, besichtigen es, ob es nicht vielleicht das ihre ist.

Die Nachzügler kommen.

„Uch, wo ich war! Die Trompete war kaum, kaum zu hören, als ob eine Bremse sumnte.“

„Und ich habe hinter der Chaussee gesammelt.“

„Und uns haben die Jungen aus dem Dorf gejagt. Gorski drehte sich um und dabei hat er alle Pilze ausgeschüttet.“

³³ Gemeint sind wahrscheinlich Blattläuse, die, wie man sagt, von den Ameisen „gemolken“ werden.

Der höfliche Czesio Gryczynski sammelt Pilze für die Haushälterin, und der kleine Frankowski hat die Mütze voller Fliegenpilze.

„Wirf sie weg, du Dummkopf, sonst kriegst du Pickel auf dem Kopf.“

Und Ciamara meldet würdevoll: „Ich war die ganze Zeit bei den Herren Lehrern.“

Er hätte noch sagen sollen: ich hatte etwas Angst, weil ich mich gestern im Walde verirrt.

Einer wünscht die Lösung einer komplizierten Rechtsfrage:

„Herr Lehrer, wenn zwei gleichzeitig einen Pilz sehen, wer soll ihn dann kriegen?“

„Aber der Bednarski, das ist ein Betrüger! Ich fand einen Braunroten und er sagte, das ist ein Satanspilz. Als ich ihn fortwarf, da nahm er ihn und lachte, weil ich ihn weggeworfen habe.“

„Und ich will den Piechowicz dem Gericht übergeben, denn er wirft einem Pilze in die Augen.“

Immer noch kommt einer der Nachzügler an.

„Sind alle da?“

„Ja, alle!“

Wir machen uns auf den Weg durch den Wald. Unterwegs liefern sich Zofiwka und Wilhelmowka einen Kampf mit Tannenzapfen.

„Fräulein, die Jungen werfen mit Tannenzapfen!“

„Herr Lehrer, die Mädchen werfen mit Tannenzapfen!“

Bei der Lichtung trennen wir uns.

„Herr Lehrer, ich möchte den Bednarski nicht mehr dem Gericht melden, denn er gab mir für den Pilz ein Boot aus Baumrinde.“

„Und ich habe Piechowicz vergeben.“

„Daß er dir einen Pilz ins Auge warf?“

„Ja, daß er mir einen Pilz ins Auge warf.“

„Um so besser.“

Fünfzehntes Kapitel

*Das schreckliche Abenteuer Ciamaras, den Kowalski behexte /
Fingerdien als Prophet / Drei kleine Pilze und ob Ciamara sich
gebessert hat?*

Wie man aus dem vorangegangenen Kapitel weiß, verirrte sich Ciamara im Walde. Das war ein schreckliches Ereignis.

Alle hatten sich bereits versammelt, sogar solche wie Kopec, Czarcinski und Gorski, auf die man immer warten muß — aber Ciamara war einfach nicht zu sehen. Kein Zweifel, er war verschwunden.

So viele Male hatte man es wiederholt, hatte erklärt, gebeten:

„Jungens, entfernt euch nicht, denn ihr verirrt euch! Nehmt euch in acht, denn der Wald hat drei Meilen.“

Nun haben wir's, Ciamara ist weg und verschwunden.

Als das Vesperbrot im Wald ausgeteilt wurde, war er noch da, denn er bekam sein Butterbrot und zwei Eier — später noch sah ihn Cieniewski, aber dann hat ihn niemand mehr gesehen.

Was ist zu tun? Man kann nicht alle im Wald zurückhalten, denn die Haushälterin wartet mit dem Abendessen. Drei Betreuer blieben da, um Ciamara zu suchen. Die anderen gingen nach Hause, das Herz schwer von Angst und Sorgen.

Und von nichts anderem als von schrecklichen Unfällen ist jetzt die Rede.

Im vergangenen Jahr, in Psary, ist auch ein Junge verschwunden. Und zwei Jahre vorher haben sich drei Mädchen verlaufen. Und Tomek Subocz hat sich, als er klein war, in Warschau verirrt und im Kommissariat beim Wachposten übernachtet.

Und Stefan fiel aus dem Fenster. Einem anderen hatte die Mutter mit dem Hackmesser auf die Hand geschlagen, als sie Holz zum Feueranzünden zerkleinerte. Zdzisiek fiel einmal ein Stück Kohle auf den Finger, so daß ihm der Fingernagel abriß. Janek fiel in Saska Kępa³⁴ aus der Schaukel, und Wojdak hat sich mit den Glasscherben von einem Tintenfaß so geschnitten,

³⁴ Saska Kępa ist ein Stadtviertel von Warschau.

daß sein Finger nur noch an einem Stück Haut hing, aber später ist er wieder angewachsen und man sieht nur noch eine Narbe.

Alle besichtigen neugierig die Narbe an Wojdaks Finger und um zu sehen, ob er sich bewegt, baten sie ihn, mit dem Finger zu wackeln.

„Wackel noch mal“, bitten sie, „ich hab’s noch nicht gesehen.“

Aber Wojdak wackelt nur für die älteren Jungen, denn für die kleineren lohnt sich’s nicht, weil sie ohnehin nichts davon verstehen.

„Ihr schwatzt und schwatzt, aber Ciamara ist und bleibt verschwunden.“

„Sicher haben ihn die Wölfe gefressen.“

„Ach was, im Wald gibt’s keine Wölfe. Aber ein Junge aus der Gruppe C hat drei Rehe gesehen und die sind nicht wegge-
laufen.“

„Warum soll auch ein Reh vor einem Kinde weglaufen.“

„Aber ein Wildschwein greift den Menschen an.“

„Mein Bruder, wie er so ging, da ist ihm ein Eichhörnchen vor die Füße gelaufen und dann ging’s weg“, erzählt der kleine Stefek, der sich gern in die Unterhaltungen der Älteren einmischt.

„Was soll da dran sein? Mir sind hundert Eichhörnchen vor die Füße gelaufen.“

„Die Mehrzahl von Fuß heißt Füße und nicht Fuße“, berichtigt der grammatische Lazarkiewicz, der es im Blut hat, daß er verbessern muß, weil doch die Reinheit der Sprache die Tugend der Nation ist . . .

Was wird sein, wenn Ciamara sich nicht findet?

Inzwischen ging das Gerücht um, daß Ciamara nicht von allein verschwunden sei, sondern daß Kowalski aus der Gruppe B ihn verzaubert habe (Wir haben drei Kowalskis in der Kolonie).

Das war so:

Als der Betreuer im Wald das Vesperbrot austeilte, kam Ciamara nicht, nur sein Partner nahm für ihn das Brot und die Eier in Empfang und ging ihn suchen. Kowalski aus der Gruppe B sieht, daß Ciamaras Partner vier Eier in der Hand hält und fragt sofort:

„Woher hast du die vier Eier?“

Und Ciamaras Partner antwortet:

„Die zwei Eier sind für Ciamara.“

Und Kowalski aus der Gruppe B sagt:

„Gib mir ein Ei.“

Aber Ciamaras Partner, versteht sich, wollte kein Ei abgeben.

Darauf Kowalski:

„Oh, was bist du ehrlich! Aber du wirst sehen, du findest Ciamara sowieso nicht.“

Er hat Ciamara zwar gefunden und ihm die Eier gegeben, aber danach ist Ciamara verschwunden.

Kowalski aus der Gruppe B ist nach Eiern gierig. Dem Andziak hatte er erzählt, daß er hundert Eier auf einmal aufessen könne — also hat er Ciamara vor Wut sicher verzaubert.

Während des Abendessens prophezeite Fingerchen, daß Ciamara ganz bestimmt gefunden wird und wollte sogar mit Cieniewski darum wetten, daß er zurückkäme.

Wie kommt es, daß sich Fingerchen zum Propheten aufspielt und sogar wetten will? Nun, während des Abendessens verschüttete Fingerchen ein wenig Milch von seinem Löffel auf dem Tisch, und die Milchpfütze nahm die Form eines hübschen, gleichmäßigen kleinen Eies an — Kowalski aus der Gruppe B wollte mit einem Stöckchen das Ei vom Tisch wischen, aber es gelang ihm nicht, weil sich immer wieder von neuem ein Ei bildete. Und da erkannte Fingerchen, daß Kowalski bei Ciamara seine Zauberkraft verloren hatte.

Ciamara heißt eigentlich Szczepanski und die Jungen nannten ihn so, weil er ewig zu spät kommt, ob zum Gebet, zum Mittagessen oder zum Schlafengehen — immer ist er der letzte, immer muß man ihn suchen und auf ihn warten³⁵.

Fingerchen heißt auch nicht Fingerchen, aber er bekam den Namen, weil er den Frauen keine Gleichberechtigung geben wollte.

Einmal nämlich kam ein Herr aus Warschau in die Sommerkolonie und hielt drei kleine Vorträge vor den Jungen und Mädchen. Er zeigte das Modell von einem gesunden Herzen, von

³⁵ Ciamara kommt von Ciamajda, und das heißt soviel wie Tolpatsch, Waschlappen, ein unbeholfener, energieloser Mensch.

solchen, die keinen Schnaps trinken, und von einem kranken Herzen, von solchen, die Schnaps trinken. Dann war eine Abstimmung darüber, wer meint, daß es gut sei, Schnaps zu trinken, und wer meint, daß es schlecht sei.

Dann sprach der Herr davon, daß man alle Kinder lieben soll, sogar die schwarzen Mohrenkinder und die gelben Chinesenkinder mit den Zöpfchen. Und wieder hoben alle ihre Finger zum Zeichen, daß sie die schwarzen Kinder und die gelben Kinder mit den Zöpfchen lieben.

Schließlich sprach der Herr davon, daß die Jungen durchaus nicht schlauer oder besser seien als die Mädchen. Die Frauen arbeiten genauso wie die Männer, also sollten sie auch die gleichen Rechte haben. Und wieder hoben die Jungen die Finger zum Zeichen, daß sie für die gleichen Rechte der Frauen sind. Nur Fingerchen saß da und wollte seine Stimme nicht abgeben.

„Und dein Fingerchen?“ fragte der Herr, der beobachtete, daß Fingerchen seinen Finger nicht hochgehoben hatte.

„Ich will nicht, daß die Frauen Rechte haben“, sagte Fingerchen, und nur durch ihn war alles verdorben, und deswegen nannte man ihn Fingerchen, den großen Frauenfeind, und das blieb so bis zum Ende der Sommerferien.

Und denkt mal an — diesmal hatte der Frauenfeind sogar recht!

Ciamara kehrte zurück — und es waren nicht einmal die Herren Betreuer, die ihn fanden, sondern er kam von selbst zurück.

Als Ciamara von seinem Partner das Brot und die Eier bekommen hatte, ging er Pilze sammeln. Dann sagte ein Junge, er wisse, wo drei kleine Pilze sind, aber er wolle sie nicht abreißen, damit sie in der Nacht noch wachsen könnten. Und ein anderer Junge sagte wiederum, daß er sich, obwohl er den Wald nicht kenne, nie verlaufe, weil er sich nach der Sonne richte. Wenn die Sonne rechts von ihm stünde, ginge man in das Innere des Waldes, stünde sie links, dann bedeute dies, daß man aus dem Walde herausginge.

Ciamara ließ die Sonne rechts und ging die drei kleinen Pilze suchen. Zunächst traf er andere Jungen, dann sah er niemanden mehr. Aber er fürchtete sich nicht, sondern setzte sich und wartete auf den Trompetenton. Dann wurde es ihm lang-

weilig und er ging weiter, aber er sah schon nichts mehr. Er fing an zu weinen, denn er sah irgendwelche Hügel, und von diesen Hügeln kam ein roter Schein. Dann war es ihm, als hörte er die Trompete, aber er fürchtete sich, weiterzugehen, denn er wußte nicht wohin. Also kniete er unter dem Baum nieder und begann zu beten, daß der Herr Jesus ihn aus dem Walde herausführen möge. Und gleich darauf hörte er wieder die Trompete und er begann zu laufen, aber er täuschte sich, und er kam nicht zu den Betreuern, sondern zu der Landstraße.

Er setzte sich auf einen Stein neben der Landstraße, denn er wußte nicht, auf welcher Seite die Kolonie liegt und wartete auf jemanden, den er hätte fragen können.

Ein Hirt kam, aber der wollte es ihm nicht gleich sagen.

„Was gibst du mir, wenn ich dir's sage?“

„Ich habe nichts“, sagte Ciamara, „nur ein Taschentuch.“

„Dann gib das Taschentuch.“

„Das Taschentuch gebe ich nicht, das gehört der Kolonie, und der Herr Lehrer würde böse sein.“

Gut, daß er das Taschentuch nicht hergab, denn später kamen Leute mit Sicheln und erkannten, daß Ciamara sich verlaufen hatte.

„Warum hast du Dummkopf dich denn von den Herren Lehrern entfernt?“

„Ich wollte die drei kleinen Pilze finden.“

Sie brachten Ciamara bis zur Lichtung, und von der Lichtung fand er allein nach Hause.

Meint ihr, daß Ciamara sich gebessert hat? Nein — er kam auch weiterhin zu spät, aber er hielt sich nicht mehr an die Sonne an seiner rechten Seite und suchte keine kleinen Pilze, die während der Nacht noch wachsen sollen.

Sechzehntes Kapitel

Gesang / Die großen Hindernisse beim Singen / Die Legende vom Lied

Nach dem ersten Frühstück findet auf der Veranda eine Singstunde statt. Weil es morgens aber die meisten Pilze gibt, denn sie sind nachts gewachsen und noch niemand hat sie eingesam-

melt, laufen die Jungen, sowie sie es nur können, vor der Singstunde davon und die weniger kühnen Naturen, die auf der Veranda bleiben, sind schlecht gelaunt, und immer wieder werden während des Singens Klagen laut:

„Herr Lehrer, er drängelt sich.“

„Herr Lehrer, er stößt mich mit dem Fuß!“

„Hälehrer, er läßt mich nicht hinsetzen!“

„Hälehrer, er pufft mich und kneift mich!“

Einer der Betreuer, ein ehrgeiziger Mann, überzeugt von der Kraft seiner Beredsamkeit, faßte den stolzen Entschluß, den Widerwillen der Jungen gegen das Singen zu überwinden.

„Wollt ihr, daß ich euch ein Märchen erzähle, Jungs?“

„Ja, das wollen wir“, antworteten sie und irgendwo erhob sich eine einzelne Stimme:

„Man sagt nicht wir wollen, sondern wir bitten.“

Das geschah während des zweiten Frühstücks, wenn die Jungen ruhig ihre Butterbrote essen und also keiner den anderen stört und keiner ruft:

„Herr Lehrer, er hat meine Gabel vertauscht!“

Oder:

„Herr Lehrer, er pustet mir in die Suppe!“

Folgendes Märchen wurde ihnen erzählt:

„Als die ganze Welt erschaffen und alles fertig war, mußte jeder zugeben, daß sie sehr schön ist. Inmitten der wogenden Meere wurde das schokoladenbraune Land verstreut, auf dem Lande wurden Berge aufgeschüttet und Wälder gepflanzt. Die Gipfel der Berge wurden mit daunenweichem Schnee bestreut, die Berghänge mit weichem Gras gepolstert und mit weißen, blauen, gelben und roten Blumen verziert.

In den Wäldern gab es viele verschiedene Tiere, kleine und große, und keines glich dem anderen. Auf den Bäumen bauten die Vögel ihre Wohnungen und mit verschiedenfarbigem Gefieder segelten sie auf ihren Flügeln durch die Lüfte. Der König der Vögel war der Adler.

Die Menschen wußten nicht, daß der Adler so hoch fliegt, hoch über den Mond, die Sonne und alle Sterne. Der Adler konnte es nicht erzählen, denn er hatte keine Stimme, wie auch die anderen Tiere, die Wälder, die Meere und die Menschen

damals keine Stimme hatten. Es war alles so schön wie heute, aber alles war still und stumm, also traurig.

Eines Tages flog der Adler so hoch, daß er den Himmel erreichte. Er sieht, daß die Engel sich versammelt haben und auf etwas warten. Und dann kam ein Engel und brachte einen goldenen Schrein, öffnete ihn mit einem Schlüssel aus Brillanten und entnahm ihm eine Perlenschnur. Er löste die seidene Schnur und verteilte die Perlen an die Engel, jedem gab er eine. Und das geschah in größter Ordnung, keiner der Engel drängelte sich vor, zankte sich, beklagte sich und keiner schrie: ‚Mir, mir, mir!‘

Und der Adler schaut verwundert zu, denn er weiß nicht, was daraus wird.

Als die Perlen ausgeteilt waren, setzten sich die Engel auf die Bänke, jeder steckte die erhaltene Perle in seine Engelskehle — und sie begannen zu singen. Ach, war das wundervoll! Der Adler weinte und lachte vor Freude und als er auf die Erde zurückkam, war ihm furchtbar traurig zumute, nichts freute ihn mehr — weder die hohen Felsen, noch das wogende Meer, weder die funkelnden Sterne, noch der glitzernde Schnee — er dachte nur an den goldenen Schrein, wo die Perlen-Lieder verwahrt waren.

Ich werde sie stehlen, dachte er schließlich.

Die Vögel bemerkten, daß ihr König betrübt war, nicht mehr essen und schlafen konnte, wildzerklüftete Gipfel mied und oft für lange Zeit verschwand — und das stimmte sie um so trauriger, als sie darüber weder sprechen noch singen konnten, denn sie waren stumm.

Schließlich schlich sich der Adler in den Himmel ein, und als die Engel schlafen gingen, öffnete er mit seinem Schnabel und seinen Krallen den Schrein, wobei sich sein Schnabel bog und seine Krallen krumm und blutig wurden. Er riß die Schnur der Lieder an sich und flog schnell zur Erde zurück. Aber ob er an einem Stern hängenblieb oder ob er sich an der Sonne verbrannte — die Seidenschnur riß jedenfalls und die Perlen fielen wie Regentropfen zur Erde.

Eine Perle fiel in das Meer, und das Meer begann zu singen, eine zweite fiel in den Wald, und der Wald summt ein Lied, und der Bach murmelte, und die Berge schwatzten miteinander.

Die Vögel dachten, es fielen kleine Fliegen vom Himmel. Und sie bekamen von den kleinen Perlen am meisten ab und deshalb singen sie auch am meisten.

Ein Junge saß auf der Schwelle vor seiner Hütte und blies in ein Hölzchen, in das er kleine Löcher gebohrt hatte. Plötzlich fiel eine kleine Lieder-Perle in eines der Löcher, und die Schalmey begann zu trillern. Und der Junge rief ein ums andere mal:
,Ach, wie schön!'

Die größte Perle fing der Adler ein und verbarg sie in einem Felsspalt. Aber das schlechte Gewissen gab ihm keine Ruhe. Der Mond, die Sterne und die Sonne riefen dauernd hinter ihm her:

,Dieb! Er hat gestohlen! Dieb!'

Der Adler schenkte diese letzte Perle der Nachtigall, und die Nachtigall gab sie der Schwalbe, und die Schwalbe gab sie dem Menschen.

Nur drei Tage waren die Perlen der Engel auf der Erde, denn dann schmolzen sie und stiegen im Abendnebel wieder zum Himmel.

Aber der Mensch hatte bereits gelernt, die Stimmen aller Perlen nachzuahmen: die des Meeres, der Berge und der Wälder — so stark war die Kraft jener größten Perle.

Seit dieser Zeit schwingt sich der Adler so hoch in die Lüfte, hat einen gebogenen Schnabel und krumme Krallen, seitdem dürfen die Nachtigallen nur nach Sonnenuntergang singen, die Schwalben dürfen in den Häusern der Menschen wohnen, und der Mensch beherrscht den Gesang, der alle Stimmen nachahmt und den Menschen in Freude und Leid, bei der Arbeit und im Kampf begleitet. Man muß den Gesang lieben und ehren, denn er stammt von den Engeln. Wir verdanken ihm einem königlichen Opfer und der Anhänglichkeit der treuen, kleinen Vögel.

Herr B., der euch die Lieder lehrt, liebt den Gesang und es betrübt ihn, wenn ihr dem königlich-engelhaften Gesang die dummen Pilze vorzieht. Wenn er eine schöne Melodie hat, sagt er:

,Schade drum, die Jungen verderben sie.'

Denn wenn man ein Lied nicht achtet, kann man es verderben, zerstören wie ein schönes Buch, zerreißen wie ein Bildchen, das man einem dummen Kind in die Hand gibt. Lauscht

aufmerksam der Melodie des Liedchens: „Aus dem Blatt von einer Linde mach ich mir ein Floß“ — ihr werdet darin das Rauschen der Ruder und das Plätschern des Wassers haben. In dem Liedchen „Mit dem Pfeil und Bogen“ habt ihr das Echo der Berge, Hörnerklang und schwirrende Pfeile. In dem Liedchen „Hei, es läuten die Glocken“ findet ihr alles, was Feld, Wiese und Wald singen. Und wenn ihr sie in Warschau singt, erinnern sie euch an die Sommerkolonie und ihr werdet fröhlich sein, ob bei der Arbeit, in der Werkstatt oder abends nach der Lehre.“

Die Jungen hatten bereits ihre Butterbrote gegessen, also mußte man zum Ende kommen.

„Werdet ihr die Gesangstunde nicht mehr schwänzen?“

„Nein.“

„Werdet ihr euch während der Gesangstunde nicht mehr zanken?“

„Nein.“

Der Betreuer, ein ehrgeiziger Mensch, überzeugt von der Kraft seiner Beredsamkeit, war sehr mit sich zufrieden. Unglücklicherweise aber regnete es in der Nacht, und man weiß, daß es nach einem Regen die meisten Pilze gibt. Also entwischten am nächsten Morgen wieder alle, die kühneren Mutes waren, in den Wald — nur die Klagen waren während des Singens vielleicht ein wenig seltener zu hören:

„Herr Lehrer, er läßt mich nicht singen!“

„Herr Lehrer, er pufft und kneift mich!“

„Herr Lehrer, er pustet mir ins Ohr!“

Siebzehntes Kapitel

Mittagessen / Ein Mittel, um ein Graf zu werden / Die Schwierigkeiten der Diensthabenden / Zwei Fliegen in der Suppe

Alldiweilen ich in „Die Mojsches, Joscheks und andere Lausbuben“ bereits über die Brotkrüste, über Rühreier und häßliche und schöne Gabeln gesprochen habe, brauche ich es hier nicht zu wiederholen.

Hier, wie in Michalowka, plaudert man, sofern das Mittagessen selbst keinen interessanten Gesprächsstoff liefert, über abseitige Dinge:

Daß in chinesischen Schulen der Lehrer die Schüler auf die Fersen schlägt, daß die beste Note die römische Eins ist, daß früher die Leute so etwas wie die erste Etage waren, daß ein Fräulein einen Zahn in der Nase hatte.

Zuweilen gibt einer ein Rätsel auf:

„Was ist das für ein Tier, hat Federn und der Beine vier?“

„Ein Mensch“, wagte einer zu sagen — so aufs Geratewohl.

„Du Dummkopf, hättest du Vogel gesagt, dann hättest du wenigstens einen Teil erraten.“

„Ein Bett“, rät einer richtig — und es beginnt ein Streit darüber, ob er es erraten hat oder schon von früher wußte, und daß nicht das Bett Federn habe, sondern das Kissen, und daß das Bett überhaupt kein Tier sei. Dann wiederum prahlt einer damit zu wissen, wann Jan Sobieski³⁶ und Tadeusz Kościuszko³⁷ geboren wurden und wie Hut und danke schön auf französisch heißen. Zuweilen tauschen die Jungen ihr Essen untereinander aus:

„Gib mir deine roten Rüben, ich gebe dir mein Fleisch.“

„Das ganze Fleisch gibst du?“

„So schlau bist du?“

„Ein Junge hat von seinem Nachbarn grüne Tannenzapfen für seinen kleinen Bruder gekauft.“

„Was hat er dafür gegeben?“

„Butter. Er hat ihm erlaubt, die Butter von seinem Brot abzuschlecken.“

„Wie, mit der Zunge durfte er die Butter vom Brot lecken?“

„Eh, nicht mit der Zunge, mit dem Finger.“

Wenn es am Montag Kuchen gibt, rechnen sie aus, wieviel Mehl auf so viel Kuchen draufgeht.

³⁶ 1624–1696 polnischer König, befreite das von den Türken belagerte Wien (Schlacht am Kahlenberg).

³⁷ 1746–1817 polnischer Feldherr und Nationalheld, Führer des polnischen Aufstands 1794, der von russischen und preußischen Truppen niedergeschlagen wurde.

Manchmal verekelt einer dem anderen das Essen. Vom Reis sagt er, es sei Kleister oder daß er sah, wie die Köchin Koteletts aus Froschfleisch gemacht habe.

„Na und? . . . Nicht wahr, Herr Lehrer, die Grafen essen doch Frösche?“

„Dann iß doch auch einen Frosch, damit du ein Graf wirst, du Depp!“

Manchmal stößt einer jemanden, wirft eine Schüssel um, Milch wird verschüttet. Und einmal hat der liebe Gott den Staszek dafür bestraft, daß er so gierig ist: er hatte noch einen halben Becher Milch und drängelte zum Nachfüllen, aber der Becher verbiegt sich und was noch drin war, lief aus . . .

Wenn sie etwas nicht mögen, muß man dafür sorgen, daß sie es aufessen. Makkaroni nennen sie „Gasrohre“ oder „Kanalisation“.

Dafür essen diejenigen, die Makkaroni mögen — und deren gibt es ziemlich viele — drei volle Schüsseln und japsen:

„Ich habe soviel gegessen, daß mir der Bauch weh tut!“

Als es einmal zum zweiten Frühstück Brot mit Honig gab, mußte das Singen unterbrochen werden, so groß war die Verwirrung.

„Die Diensthabenden lecken den Honig ab!“

Die Diensthabenden beweisen, daß ihre Finger klebrig sind und sie sie also ablecken müssen. Die einen freuen sich, die anderen grämen sich, weil ihnen vom Honig die Zähne weh tun.

Die Diensthabenden können es auch niemals allen recht machen. Tomek Galas mag keinen Mangold und keine roten Rüben und grollt dem Diensthabenden, weil er ihm absichtlich „Abfall“ in die Suppe geschüttet habe. Dem einen geben sie kein Messer, dem anderen keine Gabel.

„Dieser wichtige Diensthabende, immer fehlt bei ihm was. Komm, borg mir mal dein Messer!“

Ist der Nachbar gefällig, verleiht er das Messer, ist er un-gefällig, gibt er es nicht her.

„Warte, das wirst du bereuen! Du sollst mich nochmal um etwas bitten . . .“

Es ist wahr, man muß die Diensthabenden beaufsichtigen, denn zuweilen mißbrauchen sie ihre Macht. Sie begünstigen

ihre Bekannten und benachteiligen den, der sich mit ihnen überwirft.

Achcyk wollte einmal einen Knopf annähen und ging zum diensthabenden Schneider, um Nadel und Faden zu holen. Der gab ihm einen Faden, wollte ihm aber keine Nadel geben.

„Für dich ist ein Faden schon genug“, sagte er.

„Heller Blödsinn“, behauptet Lazarkiewicz, „solange die Welt steht, hat noch niemand einen Knopf mit Faden ohne Nadel angenäht.“

Einmal bereitete die Haushälterin die Pilze zu, die die Jungen selbst gesammelt hatten. Es war das höchste Glück, das sich der Mensch vorstellen kann. Pilze essen und wissen, daß man sie mit eigenen Augen gesucht, mit eigenen Händen gesammelt, in der eigenen Mütze nach Hause getragen hat. Es gab welche, die Stückchen ihrer Pilze wiedererkannten.

„Siehst du, dieses Stück ist von meinem Steinpilz.“

Bei den Blaubeeren spricht man weder vom Schlagen auf die Fersen, noch von römischen Einsen, noch von Zähnen in der Nase.

„Guck, ich hab' mehr!“

„Ist nicht wahr, wir haben alle das gleiche.“

„Oh, wie die Milch blau geworden ist!“

„Iß sie nicht, du vergiftest dich: das sind gefärbte Beeren. Gib sie lieber mir.“

Eine Reihe wichtiger Fragen erhebt sich. Ist die Milch gezuckert, daß sie so süß ist? Sind die Blaubeeren aus unserem Walde?

Und zahlreiche Einfälle:

Wenn sie ohne Milch wären, dann könnte man sie aufbewahren. Mit Blaubeeren kann man sich einen Bart unter die Nase malen.

Und sie malen sich Bärte an — das sieht furchtbar schön aus . . .

Zuweilen geschieht etwas wirklich Komisches:

Janek legte auf sein Quarkbrot drei Erdbeeren, die er im Walde gefunden hatte. Er hält das Brot sehr vorsichtig, denn die Erdbeeren liegen ganz am Ende, zum Nachtsch. Und da stößt ihn ein Junge und zwei Erdbeeren fallen herunter. Fast

wäre das ganze Brot auf die Erde gefallen, denn Janek hielt es nur ganz leicht und vorsichtig mit den Fingerspitzen.

Und einmal gab es wieder etwas Ergötzliches. Zwei Fliegen jagten sich und fielen vor lauter Schwung in die Suppe von Karaskiewicz — denkt mal an! Akkurat in die Suppe und gleich zwei Fliegen — und genau in Karaskiewicz's Teller!

„Hilfe, Leute, sonst platz' ich vor Lachen!“

Karaskiewicz war zuerst fassungslos, dann mußte er selber lachen.

Achtzehntes Kapitel

*Die Sache mit Paulinkas Haus / Die Aushebung zum Heer /
Oberst Suchta / Der Krieg*

Beide Armeen standen schon in Gefechtsordnung, bereit zum Kampf, als das kurze Urteil in der Angelegenheit der Zerstörung von Paulinkas, Todzias und Zosias Häuschen verlesen wurde.

Die Zeitung „Wilhelmowka“ schreibt in der dem Krieg gewidmeten Nummer über jenen Vorfall:

„In wenigen Augenblicken beginnt der Kampf, in wenigen Augenblicken werden die Mädchen als barmherzige Schwestern die verwundeten Ritter sorglich pflegen. Ist es ein Wunder, daß in einem solch großen Augenblick Paulinka, Todzia und Zosia den ihnen zugefügten Schaden verziehen haben? Wilhelmowka — der Bruder, Zofiowka — die Schwester. Die Schwester verzeiht dem Bruder. Es gibt keinen Ärger, keinen Streit, keinen gegenseitigen Groll. Auf daß sie gesund und fröhlich bleiben, sie leben hoch! Vivat!“

„Vivat“, riefen die Jungen und Mädchen, der Wald, die Festung, das Feld, die Wiese . . .

Paulinka hatte ein so schönes Häuschen.

Zwischen den Kiefern war die Erde sorgfältig geglättet und sauber mit gelbem Sand bestreut. Das Häuschen zwischen den Kiefern war durch Holzstücke in zwei kleine Zimmer und eine Küche unterteilt. Schön aus Sand geformt waren da ein Tisch, zwei Stühle, ein Bett und eine Kommode. Auf der Kommode

ein Spiegel aus einem Brettchen und ein Blumentopf aus einem Tannenzapfen. Und im Blumentopf Blumen. In der Küche am Kamin kochte in einer Streichholzschachtel eine Kartoffelsuppe aus Wacholderbeeren. Und auf dem Tisch lagen zur Verzierung des Zimmers noch zwei Knöpfe.

Neben dem Häuschen war ein Gärtchen, im Gärtchen Lupinen, Glockenblumen, Kornblumen, Immortellen. Vier Rabatten und sechs Beete. Bei der Gartenarbeit halfen auch die Jungen. Kopec machte aus Stöcken die Einzäunung. Bockiewicz trug den Sand, aber die Mädchen nannten ihn Wojtek, und da war er beleidigt und ging. Dann kam er wieder zurück, aber er wollte keinen Sand mehr tragen.

So schön war Paulinkas Häuschen — da kamen die Jungen nach Zofiwka und machten alles kaputt. Zuerst waren es zwei: ein großer und ein kleiner, dann kamen vier. Einer sprang auf den Tisch aus Sand — es sei eine Kanzel, sagt er.

„Hört, Mädchen, ich halte euch eine Predigt!“

Und er zertrampelte den schön festgeklopften Tisch, zerstörte den Blumentopf aus dem Tannenzapfen mit den Blumen, und die zwei Knöpfe, mit denen der Tisch dekoriert war, gingen verloren.

„Wartet, das sagen wir eurem Lehrer!“ sagen Broncia, Helenka und Zosia.

„Da sind wir aber bange!“

Aber ein Junge sagte zu den anderen Jungen:

„Macht das nicht kaputt, denn sie haben ja schließlich gearbeitet. Da seht, was ihr für Ferkel seid!“

Dann liefen an die zwanzig Mädchen herbei, aber sie wollten sich mit den Jungen nicht prügeln und schließlich war das Häuschen ohnehin schon zerstört. Nachher hat Zosia, die sie Herodes nennen, nur gesagt:

„Schade, daß ich nicht dabei war. Ich hätte ihnen so eingeheizt, daß sie immer daran denken müßten.“

Es waren sieben Jungen, die bekannten, an dem Überfall teilgenommen zu haben. Die Besitzerinnen des Häuschens, Paulinka, Todzia und Zosia, saßen über sie zu Gericht. Zuerst wollten sie die Jungen dazu verurteilen, daß sie zur Strafe einen ganzen Tag im Bett bleiben müssen, aber gleich darauf haben sie ihnen verziehen.

Erinnert ihr euch an den Plan der Festung von Michalowka? Nun, auch hier war es die gleiche Festung, nur daß sich hier zu beiden Seiten des ersten Forts zwei große Erdhügel erhoben: der rechte Hügel von Oberst Suchta, der linke von Oberst Robak.

Ratet ihr, wie man aus hundertfünfzig Jungen zwölf Oberste für zwölf Regimenter auswählt?

„Sicher wählt man die Stärksten?“

„Oh nein, Kraft allein reicht hier nicht aus.“

„Dann also die Tapfersten?“

„Auch das nicht, denn wie soll man vor dem Kampf wissen, wer tapfer ist?“

Die zwölf Obersten für zwölf Regimenter werden auf folgende Weise ausgewählt:

Während des Mittagessens wurde die allgemeine Einberufung verkündet und der Befehl ausgegeben, daß die Jungen nach dem Mittagessen die Veranda nicht verlassen sollen. Aber gleich nach dem Mittagessen lief ein Teil der Jungen in den Wald. Der Rest wartete und wartete und wartete, aber da sie nichts von einer Aushebung sehen, geht wiederum ein Teil fort. Der Rest wird ungeduldig und fängt an zu murren — nicht ganz dreißig blieben auf der Veranda.

„Sicher hat es der Herr Lehrer vergessen“, sagen sie.

Das ist gut: die allgemeine Einberufung verkünden und sie dann vergessen.

„Wie, nur so wenige sind dageblieben? Hm, das ist wenig, sehr wenig. Kommt, Jungens, wir gehen zum Brunnen, das Schöpfrad drehen, denn Jan ist mit dem Pferd nach Goworow gefahren, um Fleisch zu holen und die Haushälterin hat gebeten, daß ihr heute das Rad dreht.“

„Och“, erhob sich ein Murren der Enttäuschung. So lange haben sie gewartet und jetzt sollen sie das Schöpfrad drehen?

Und auf dem Wege zum Schöpfrad verschwand ein Teil der Jungen im Walde. Zu Obersten ernannt wurden diejenigen, die am fleißigsten und am ernsthaftesten das Schöpfrad drehten.

Denn ein guter Heerführer muß streng, geduldig, verständig und verträglich sein. Wenn er will, daß man ihm gehorcht, muß auch er Befehle ordentlich ausführen.

Am nächsten Tage wurde die allgemeine Einberufung verkündet, und diesmal sorgten bereits die Heerführer für Ordnung. Die Aushebung fand sofort nach dem Mittagessen statt. Alle mußten anwesend sein, anderenfalls ihnen das Nichtteilnehmenddürfen am Kriege drohte. Die Schwachen und Kleinen kamen zu den Seitenforts, die Kleinen aber Tüchtigen kamen zu den Regimentern von Suchta und Robak auf dem Hügel, und das ganze erste Fort und das Zentrum mit der Fahne — insgesamt zehn Regimenter — unterstanden dem General Gorecki.

Jeder der Befehlshaber erhält ein Blatt mit einer Namensliste der Soldaten und muß sich bis morgen mit seinem Regiment bekannt machen. Morgen, während der Musterung, wird er über seine Arbeit Rechenschaft ablegen. Das Blatt heißt des höheren Ansehens wegen ein Papier der Regimentsdienststelle . . .

Am nächsten Tage Musterung und Übergabe der Fahnen.

„Erstes Regiment!“

„Hier“, grüßt der Oberst.

„Die Dienststellenpapiere?“

„Ich hab' sie im Bett unter dem Kissen gelassen, weil ich Angst hatte, ich verliere sie.“

„Du kommst ohne die Liste der Soldaten zur großen Musterung, Oberst? Ein Verweis!“

„Zweites Regiment. Oberst Osuchowski!“

Die Papiere sind in Ordnung, aber er kennt seine Soldaten nicht.

„Wenn du sie jetzt schon nicht kennst, wo sie ruhig in einer Kolonne dastehen, Oberst, wie willst du sie im Schlachtgetümmel erkennen, die Kämpfenden, Verwundeten, Gefallenen, woher wirst du wissen, wer von ihnen tapfer gekämpft oder seine Stellung verlassen hat? Ein Verweis!“

„Oberst Suchta!“

„Hier.“

„Dienststellenpapier?“

„Da ist es“ — in Zeitungspapier eingewickelt, damit es nicht schmutzig wird, nicht einmal zerknittert, weil sorgfältig auf eine steife Unterlage gelegt.

„Vortrefflich. Die Namen der Soldaten, Oberst?“

„Szymczak, Kletke, der kleine Pyrzak, Sniatala, Tyszkiewicz, Krolikowski, Maciejewski, Dydek, Krzysztofik, Kwas.“

„Keine Klagen?“

„Keine Klagen, ein Gesuch. Pyrzak möchte an Krolikowskis Seite gehen, denn er ist sein Cousin.“

„Gut. Sollen sie ihre Nebenmänner tauschen.“

Suchta erläßt die Ordre:

„Das zweite Paar: Pyrzak und Krolikowski, das dritte: Tyszkiewicz und Sniatala.“

„Welche Stellung nimmt das vierte Regiment ein?“

„Den rechten Hügel des ersten Forts.“

„Was ist eure Aufgabe?“

„Das erste Fort nicht von hinten umgehen lassen.“

„Da ist eure Fahne, Oberst Suchta. Musterhaft, Oberst! Es lebe das vierte Regiment und sein Befehlshaber Suchta!“

„Vivat, Vivat, Vivat!“

Alexander Suchta hat Tränen in den Augen, aber diese Tränen, Tränen des Stolzes und der Zufriedenheit, tun der Ehre des Befehlshabers keinen Abbruch.

Das fünfte Regiment führt Robak — die Schwester wird das Schicksal ihres Bruders von weitem verfolgen! Das sechste Regiment führt der einäugige Michalski, das siebente Krecinski.

Krecinski schrieben die Eltern nach dem Kriege von zu Hause: „Es freut uns sehr, daß Du Oberst wurdest. Jetzt wirst Du Dich sicher nicht mehr mit den Jungen auf dem Hof herumtreiben.“

Offenbar verbrachte Oberst Krecinski in Warschau ein bißchen zu wenig Zeit hinter den Büchern und zu viel im Hof. Daran erkennt man die soldatische Natur . . .

Tomczyk führt das achte Regiment. Slabik das neunte. Gratkowski wird mit dem zehnten, Bienkonwski mit dem elften und General Gorecki mit dem zwölften Regiment im Zentrum des Forts bei der Fahne stehen.

Die Angreifer zählen nur drei Regimenter, man braucht ihre Kräfte nicht auf einem großen Terrain zu verteilen, je weniger Befehlshaber, um so besser. Die Mitte des Angriffs führt Wojciechowski, den linken Flügel Forysiak, den rechten Tyczynski.

Wir sind auf den Wällen. Die Kriegstrompete erschallt.

„Alles in Ordnung?“

Oberst Suchta meldet:

„Soldat Sniatala vom vierten Regiment möchte sich vor der Schlacht von seiner Schwester verabschieden.“

„Recht so. Wer möchte sich auch noch von seiner Schwester, Cousine oder seiner Bekannten verabschieden?“

Der Befehlshaber des linken Hügels, Robak, will sich nicht verabschieden, er darf vor der Schlacht nicht rührselig werden. Der kleine Krawczyk bat, daß Schwester Julcia an seiner Seite sein soll. Und weil das Seitenfort außer Gefahr ist, wird gestattet, dort eine Sanitätsstation einzurichten und sie erhält sogar ein Bett aus dem Feldspital.

„Soldat Sniatala vom vierten Regiment vortreten! Verabschiede dich von deiner Schwester!“

Helenka Sniatala, die von den Mädchen Zigeunerin genannt wird, weil sie so braungebrannt ist, kam angelaufen — sie umarmten sich beide innig und herzlich und beide brachen in Tränen aus. Und man weiß schon aus dem Kriege von Michalowka, daß derjenige, der auf dem Schlachtfelde weint, als verwundet oder krank gilt und ins Lazarett kommt. Die barmherzigen Schwestern nahmen also Sniatala unter ihre Obhut. Er nahm an den Kämpfen nicht teil.

Ich muß hier hinzufügen, daß wir im Lazarett fünf Betten haben, das Lazarett von einem Wall umgeben ist und die Leitung in der Hand von Oberst Bonski liegt. Bonski hat nur eine Hand, denn mit der anderen geriet er als Kind in die Häckselmaschine. Ihr erinnert euch gewiß an den lahmen Wajnrauch aus Michalowka. Dort war er es, der das Lazarett verwaltete.

Ein langes Trompetensignal, durchdringend, kriegerisch — vorwärts! Vorwärts!

Alexander Balasinski bekreuzigte sich schnell, senkte den Kopf zu Boden wie ein wütender Auerochse und warf sich als erster in den Angriff. Das sind die ersten telegrafischen Nachrichten vom Kampfplatz von dem Korrespondenten der Zeitung „Wilhelmowka“:

Vier Uhr, zehn Minuten.

Die erste mutige Attacke der Angreifer zurückgeschlagen. Soldat Czarcinski wegen Schlägerei und Mißhandlung eines Gegners unter Arrest genommen. Durch Tapferkeit zeichnete sich Soldat Tomczuk aus.

Ein nachträgliches Rundschreiben wurde herausgegeben, daß jeder unter Arrest gestellt wird, der Hemden zerreißt. Es ist nur erlaubt, den Gegner mit den Händen zu stoßen oder vom Wall herunterzuziehen.

Feldlazarett, vier Uhr, fünfzehn Minuten.

Verwundete: Niemczuk (weinte), Smolarek, der ältere Pajer, Dabrowski, Maciejewski (zerrissenes Hemd). Die barmherzigen Schwestern versorgen die Verwundeten. Keiner von ihnen befindet sich in Lebensgefahr.

Vier Uhr, dreißig Minuten.

Der zweite Angriff zurückgeschlagen.

Die Führung des zweiten Regiments übernahm Stachlewski, das achte Regiment übernahm Tadeusz Dabrowski. Unter Arrest: Andrzejczyk und Kopec. Es zeichneten sich aus: Machlewicz, der kleine Pyrzak und sein Vetter Krolikowski — und das ganze vierte Regiment, weil der zweite Angriff auf den Hügel von Suchta gerichtet war.

Vier Uhr, fünfundvierzig Minuten.

Der dritte Angriff zurückgeschlagen.

Soldat Nowakowski entri Faszczewski die Fahne des ersten Forts, die dieser bereits gepackt hatte. Sanitäter Walczynski verließ ohne Befehl das Spital und kämpfte in den Reihen der Abwehr. Sent vom Angriff kämpfte noch, nachdem die Trompete zum Rückzug geblasen hatte. Tykwinski bekam wegen Schlägen auf den Rücken Arrest.

Feldlazarett.

Die barmherzige Schwester Zatorska gab ihre eigene Mütze einem Verwundeten, der sie während der Schlacht verloren hatte. Schwester Paulinka pflegte einen Verwundeten, der an dem Überfall auf ihr Häuschen teilgenommen hatte. Es zeichneten sich aus die Schwestern: Rosinska, Sarnecka, Luczkowska und viele, viele andere. Die Redaktion bringt ihnen aus vollem Herzen ein Hoch aus: Vivat!

Vier Uhr, fünfundfünfzig Minuten.

Das erste Fort ist erobert.

Einzelheiten folgen . . .

Wie bekannt, hatten die Angreifer, um sich von den Verteidigern zu unterscheiden, ihre Blusen ausgezogen und in

Hemden gekämpft. Hier nun bedienten sie sich einer List: einige Angreifer zogen, hinter dem Wall verborgen, ihre Blusen wieder an, mischten sich unbemerkt unter die Verteidiger und stifteten hier Panik und Verwirrung.

Ehe die Verteidiger begriffen, was vorgefallen war, war die Fahne des ersten Forts erobert. Völlig zu Unrecht empörte sich General Gorecki. Er war nicht tüchtig genug, denn man muß vorausschauend sein, aufmerksam, alles beobachtend, immer auf eine Falle oder eine List des Gegners vorbereitet sein.

Der Ärger hielt nicht lange an. Der Friedensvertrag, der am zweiten Fort niedergeschrieben wurde, versöhnte die Angreifer und Verteidiger und den Rest vollbrachte ein Chorsingen beider Sommerkolonien um einen brennenden Holzstoß, lebende Bilder bei bengalischer Beleuchtung und Feuerwerk.

Neunzehntes Kapitel

*Briefe / Liebe Eltern, was ich auch euch wünsche / Der Herr
Lehrer kann keine Briefe schreiben / Das Echo des Hauses*

Man kann nicht über die Sommerkolonie schreiben, ohne, wenn auch nur in aller Kürze, die Briefe zu erwähnen. Zwar geschieht es täglich, daß einige Jungen Briefe bekommen, aber geschrieben werden Briefe nur einmal in der Woche — mit großem Lärm, unter vielen Abenteuern und zahlreichen Klagen.

„Herr Lehrer, er hat mir den Federhalter weggenommen, er will die Tinte nicht geben, er schmiert, er hat einen Klecks gemacht, er schubst, er stört, er guckt in meinen Brief . . .“

Wer weiß, wie schwer es Jungen fällt, sich an einem Tisch einträchtig eines Tintenfassers zu bedienen, der wird die Zänkereien beim Briefeschreiben als ebenso natürlich ansehen, wie das Schließen der Augen beim Schlafen oder das Hochziehen der Nase, wenn man Schnupfen hat.

„Herr Lehrer, er stößt mich dauernd.“

„Ich stoße ihn überhaupt nicht, er kann bloß nicht schreiben, er hat Kleckse gemacht und jetzt legt er sich mit mir an.“

„Herr Lehrer, er schreibt: ‚Liebe Eltern, was ich auch Euch wünsche‘ — aber er schreibt nicht: ‚Ich bin gesund.‘“

„Weil es mir so gefällt. Und du hau ab!“

In fremde Briefe zu schauen, gehört nicht zum guten Ton, aber das Auslassen von „ich bin gesund“ ist immerhin bemerkenswert.

„Bitte, Herr Lehrer, wieviel wiege ich, ich hab's vergessen und wollte es schreiben.“

Und er schreibt befriedigt:

„Gelobt sei Jesus Christus. Ich bin gesund, wiege siebenundfünfzig Pfund und gehe in den Wald und bade und bin gesund.“

„Dummkopf, zweimal schreibt er, daß er gesund ist!“

„Na und? Ich hab's halt vergessen . . .“

Hier wie in Michalowka bittet der eine oder andere den Betreuer, ihm den Brief zu schreiben.

„Geh nicht zum Herrn Lehrer, es strengt ihn an, wenn er einen Brief schreiben soll.“

Aber Tomek will es — denn es wird schöner.

„Soll ich schreiben, daß dich die Köchin mit dem Wischlappen aus der Küche gejagt hat?“

„Nein, nur daß ich in der Küche Pilze trockne.“

„Und daß der Diensthabende dir Kehricht in die Suppe schütten ließ?“

„Ach, so ein Blödsinn.“

„Und daß du einen scharfen Grashalm abgerissen und dich in den Finger geschnitten hast?“

„Oh, das arme Kindchen hat ein Wehwehchen am Fingerchen!“

„Hau ab!“

Tomek ärgert sich bereits, daß er zu dem Betreuer gegangen ist.

„Soll ich in dem Brief deinen Bruder grüßen?“

„Äh, schon wieder ihn grüßen . . .“

„Oder vielleicht küssen?“

„Was noch!“

Dieser Herr Betreuer kann überhaupt keine Briefe schreiben. Am besten, man läßt ihn nur die Linien ziehen und bittet dann einen Kameraden . . .

Stefan Frankowski schreibt und Kazik Frankowski geht ihm die Feder eintunken — und der Arme ahnt nicht, daß der Bruder eine Anklageschrift über ihn verfaßt:

„Liebe Eltern, wir sind gesund, ich wiege neunundfünfzig Pfund und Kazik zweiundfünfzig und Kazik betrügt sich schlecht. Wir essen fünfmal am Tag und Kazik rennt hinter den Jungen her und ruft: ‚Eselskopf‘ und sucht mit allen Streit und Piehawicz will ihn dem Gericht übergeben. Ist Jadzia gesund und, liebe Mama, schreib‘, er soll artig sein. Auf Wiedersehen.“

Und während er den Brief beendet, sagt Stefan:

„Warte, du kriegst’s von der Mama!“

Die Briefe der Kinder enthalten verschiedene Neuigkeiten:

„Wir gehen Beeren sammeln — wir singen und Herr B. spielt Geige — der Schlafsaal ist so sauber, daß nicht eine einzige Wanze im Bett ist, ich habe eine Eins in Betragen gekriegt — Fleisch is sich hier jeden Tag, bloß am Freitag da is sich kein Fleisch.“

„Ich sah mich oft mit Stacha“, schreibt Janek, „Stacha bekam gestern einen Brief und hat vier Funt zugenommen und Papa und Mama küsse ich 100 000 000 Mal die Hände.“

Auch Klagen enthalten die Briefe: die Jungen ärgern einen, hauen, machen die Häuschen kaputt. Ich bin ohne Papa und Mama traurig.

Auch Fragen gibt es in den Briefen: ob der Onkel Arbeit gefunden hat, ob Manusias Geschwür aufgegangen ist, ob Janus schon gesund ist, ob schon Taufe war und wie der Kleine heißt.

Auch Aufträge enthalten die Briefe: Wicus soll nicht schreiben, denn ich kanns nicht lesen. Polek soll mir eine neue Mütze zum Bahnhof mitbringen. Mama soll allen vom ganzen Korridor Grüße von mir ausrichten.

Und Oberst Suchta fragt, ob Karola die Bücher in der Leihbibliothek umtauscht; wenn nicht, soll sie ihn in der Bibliothek abmelden, weil es nicht erlaubt ist, Bücher länger als zwei Wochen zu behalten.

In den Briefen der Eltern gibt es Ratschläge und Ermahnungen: sei brav, gehorche dem Herrn Betreuer — aber auch Nachrichten, meistens frohe, um die Kinder nicht um ihr Vergnügen zu bringen.

Dem Papa geht es besser, Maniek arbeitet und man hat ihm fünf Rubel pro Monat versprochen, und Wladzia schrieb nach Kielce, daß Karol Schuhe für den Winter schicken soll, denn die sind schon zerrissen und haltenden Winter nicht mehr durch.

Zuweilen heißt's nur: mit meiner Gesundheit stehts nicht sehr gut — klagt die Mutter. Das kleine Jungchen vom Szpakowski ist gestorben. Und die besorgte Frage: bist du nicht traurig, hast du nicht manchmal Heimweh?

Manchmal hat zu Hause jemand Sehnsucht.

„Komm schon zurück“, schreibt Stefan aus Warschau seinem Bruder, „denn ich hab jetzt keinen, mit dem ich mich kloppen kann.“

Einmal schrieb Jakubowski, und das ist einer besonderen Erwähnung wert, daß er fröhlich sei, nur zuweilen „überkommt ihn abends das Heimweh und die Gedanken fliegen zu den Lieben“.

Ach, mit welcher Ungeduld erwarten die Jungen die Briefe von zu Hause!

Als die drei Gajewski-Brüder eine Postkarte bekamen, wollte jeder sie zuerst lesen, sie schlugen sich, rissen die Karte entzwei, erst dann einigten sie sich, legten sie zusammen und entzifferten sie nicht ohne Mühe, denn sie war ganz zerknittert.

Wenn Bockiewicz abends zu Bett geht, stellt er jedesmal dieselbe Frage:

„Verzeihung, Herr Lehrer, Sie werden wieder sagen, daß ich ein unerträglicher Quengler bin und daß Sie es mit mir nicht mehr aushalten, aber bitte sagen Sie mir, was sie meinen: werde ich morgen einen Brief bekommen?“

„Fünf Briefe kriegst du morgen, aber jetzt leg' dich mal schnell hin und schlaf!“

„Das sagen Sie bloß, um mich loszuwerden“, nörgelt Bociek, klopft zum zehnten Male sein Kissen auf und streicht irgendwelche Falten in seinem Bettuch glatt. Bis ein Junge ihn schließlich anbrüllt:

„Legst du dich jetzt hin oder nicht, Bociek? Wegen ihm kann der Herr Lehrer nicht mit dem Märchen anfangen!“

Beim Briefeschreiben verschüttet jede Woche einer obligatorisch die Tinte. In der zweiten Woche war es Balasinski, derselbe, der sich im „Krieg“ als erster in die Attacke warf.

Zwanzigstes Kapitel

Auf der Waldlichtung / Schlagball, Schlange und Damespiel / Märchen vom Drachen

Zwischen dem Wäldchen der Sommerkolonie und dem großen Wald erstreckt sich eine Waldlichtung. Wenn das Wetter ungewiß ist oder die Zeit für einen Spaziergang in den Wald nicht ausreicht, geht man zur Lichtung, wo jeder tun kann, was er will.

Ein Teil der Jungen spielt Schlagball. Die einen verfehlen das Ziel beim Schlagball, die anderen gewinnen. Dabei gibt es Mütter, Bengel, Halbziele, Wischlappen, Einlösungen, Nachspiele. Hier kommen die Schiefen nicht an. Hier gibt es welche, die eine Kerze mit der Hand fangen und die anderen rufen: „Nicht fangen, du verbrennst dich!“ Hier gehen Bälle verloren, platzen, da schleicht sich ein Dummer ein und man verfehlt durch ihn das Ziel. Ein anderer stört absichtlich, er stellt sich so, daß man das Ziel nicht trifft. Und diejenigen, die das Ziel erreichten, werfen vor Siegesfreude die Mützen in die Luft. Irgendwo abseits der Wettkämpfe macht man Wethüpfen — mal in der Hocke, mal mit durchgedrückten Knien, steif wie ein Brett — und schließlich läßt man Drachen steigen.

Der Wind ist stark, der Drachen steigt gut in die Höhe — ein großer Drachen aus Leinwand auf einem Holzrahmen und einem etwa drei Ellen langen Schweif.

„Er steigt — er steigt nicht — er steigt! Oh, er kommt! Oh, er fällt! Der Wind ist nicht gut.“

Der Wind ist gut, nur hat der Drachen keine Gewichte am Schweif. Vier Leinenmützen werden an seinem Schweif befestigt, damit er Gewicht bekommt.

„Jetzt steigt er. Oh, er geht! Oh, wie gleichmäßig er steigt! Zieh an der Schnur! Nein, nicht ziehen!“

„Oh, wie klein er ist! Und was für ein Schwänzchen! Und die Mützen sind überhaupt nicht mehr zu sehen!“

„Ich möchte so hoch sein wie dieser Drachen!“

„Warte, vielleicht wächst du noch!“

Dort wieder bilden die Jungen eine Schlange. Sie fassen sich an den Händen, zwanzig, dreißig — die Stärksten führen sie an,

lassen die Schlange sich zusammenrollen und wieder auseinanderziehen. Je weiter man am Ende ist, um so schwieriger ist es, Schritt zu halten, bis sich der ganze Schwanz — an zehn Jungen — mit Schwung losreißt und alles durcheinandergerät.

Hier und dort haben sich einige ins Gras gelegt, spielen Dame und Mühle, und die Vorsichtigeren sprechen sich vorher ab:

„Schlägt man von rückwärts oder schlägt man nicht? Spielen wir mit Steine-wegnehmen oder nicht? Ich stelle nur eine Bedingung: vorsagen und mogeln ist verboten.“

Anfangs nahm man Bücher mit in die Waldlichtung, aber einmal verlor Achcyk ein Buch, wo zu Beginn etwas über die Wilden stand, dann kam das Begräbnis der Ratte, aber was dann war, hat er vergessen, weil er nicht mehr weitergelesen hat. Darauf wurde das Mitnehmen von Büchern in den Wald verboten. Aber Achcyk fand das Buch wieder und eine fremde Mütze als Zins dazu. Wiktor Maly nahm das Spielzeug und die Bücher unter seine Obhut. Nun darf man sie wieder zur Waldlichtung mitnehmen.

Jakubowski liest über die Rebhühner, über die Hochzeit der Finken und über den Igel.

„Der Igel lebt von Würmchen.“

„Siehst du, er lebt von dir, denn du bist auch ein Würmchen.“

„Hör auf, sei still und stör' mich nicht.“

Aber am schlimmsten ist es, wenn einer bei den Märchen stört . . .

In Michalowka erzählte die schönsten Märchen Najmajster, in Wilhelmowka ist es Kaza. Das heißt nicht, daß andere etwa keine Märchen erzählen konnten. Aber sie waren entweder nicht so spannend, oder nicht so viele, oder nicht so lange.

„Also, hört zu!“

Zunächst sind es in der Regel nicht viele, die zuhören, aber dann bleibt immer wieder jemand stehen, hockt sich nieder, setzt sich schließlich und so vergrößert sich die Schar der Zuhörer.

„Drängelt euch nicht, sonst kann man nicht reden.“

Manchmal kommt einer in der Mitte des Märchens hinzu, aber er kennt den Anfang oder ahnt ihn — oder aber er kann

es sich nicht zusammenreimen und geht betrübt fort. Oder er wartet auf das nächste Märchen, langweilt sich indessen und stört die anderen.

Zuweilen kommt einer mit einer wichtigen Neuigkeit angelaufen, sieht, daß ein Märchen dran ist, schweigt und geht schnell wieder weg.

„... Also die Königstochter geht durch den Wald, und sie geht und geht, aber sie hat einen Durst zum Umfallen. Sie guckt und da ist ein kleiner Fluß, so ein Bächlein fließt da vorbei. Das hat absichtlich dieser Zauberer, der damals mit dem Teufel gewürfelt hat...“

„Oh, guckt mal, das Würmchen!“

„Wo ist ein Würmchen?“

„Ruhe dort mit diesem dauernden Würmchen! Wenn ihr nicht zuhören wollt, dann haut ab!“

„... Also die Königstochter hat nichts gewußt und trank das Wasser, und sofort wurde sie ganz schwarz. Aber sie merkt nichts. Sie geht und geht. Da guckt sie ihre Hände an: schwarz. Sie guckt auf ihre Füße: auch schwarz, ganz schwarz wie Tinte.“

„Du, hörst du wohl auf, mit Sand zu schmeißen?“

„So, und warum steckst du mir den Strohalm ins Ohr?“

„Damit du denkst, eine Fliege krabbelt dir im Ohr und damit du dich kratzt.“

„Hört auf dort!“

Und an der spannendsten Stelle, wo der Ritter mit übermenschlicher Anstrengung die Königstochter schon bis zum Hals entzaubert hat — denn der Kopf ist am schwierigsten —, just da findet einer ein durchlöchertes Blatt oder einen toten Maikäfer oder er entdeckte eine Warze auf der Hand seines Nachbarn. Und wieder heißt es:

„Hört auf dort, haut ab!“

Der eine oder andere bekommt auch mal eins hinter die Ohren, wenn die Zuhörer sehr ungeduldig werden.

„... Und die Königstochter setzte sich mit dem Löwen in die letzte Kutsche, und sie fahren los. Wie die Gäste im Palast sahen, daß die Königstochter mit einem Löwen in der Kutsche sitzt, sind sie mächtig erschrocken...“

Das Märchen nähert sich dem Schluß, der lautet:

„Auch ich war dabei, trank Honig und Wein — und er troff mir vom Kinn, denn im Maul blieb nichts drin.“

„Und ich hab' die Nase voll und Schluß“, sagt einer und rappelt sich mühsam auf und humpelt, weil sein Fuß eingeschlafen ist.

Aber die dableiben, die Unersättlichen, bitten:

„Erzähl' noch eins! Wenn du müde bist, dann erzähl irgendwas Kurzes!“

„Kennt ihr das von Schneewittchen?“

„Ich kenn's, aber das macht nichts.“

„Es heißt nicht ‚Vom Schneewittchen‘, sondern ‚Vom Dornröschen‘.“

„Wenn du so schlau bist, dann erzähle es doch selber!“

Am schlimmsten ist es, ein Märchen zu erzählen, das auch ein anderer kennt. Du sagst: „Der Drache hatte neun Köpfe“ — und er: „Ist nicht wahr, er hatte zwölf.“

„Gar nicht wahr, neun, denn so hat der Herr Lehrer in Psary es erzählt.“

Du sagst, daß sie die Prinzessin in einen silbernen Schrein gelegt haben, und er: „Siehst du, stimmt nicht — in einen goldenen.“ — „Eben nicht. Sondern in einen silbernen, nur mit goldenen Beschlagen. Vielleicht hast du's anders gehört.“

Und die Zuhörer werden schon ungeduldig:

„Wenn du's kennst, dann geh' weg und hör' nicht zu!“

Aber er will nicht weggehen, denn er kann es schließlich nicht zulassen, daß die Nächsten irregeführt werden . . .

Am besten, man erzählt ein völlig neues Märchen.

„Sie legten die Königin in einen Sarg . . .“

„Sicher in einen aus echtem Gold“, vermutet einer.

Wenn man ihm sagt, daß er aus Silber ist, glaubt er es und streitet sich nicht.

Und so folgt ein Märchen dem anderen, von der Prinzessin, die einen Krebs zum Manne nahm, vom Pfarrer und vom Bauern, vom Teufel, von den Räubern, vom Dummen, vom Stöckchen aus dem Sack und vom Drachen.

Am spannendsten sind die Märchen vom Drachen und das schönste Märchen vom Drachen kennt Kaza. Das Fräulein, das

bei Kazas Eltern wohnt, hat es ihm erzählt — dieses Märchen war im Buch zwanzig Seiten lang. Das ist aber auch ein Drache: „Er hört auf hundert Meilen, er riecht auf tausend Meilen und ist so stark, daß er die Welt umwerfen könnte und selbst einen Tiger fürchtet er nicht.“

„Großer Gott!“ ruft einer, als ob er sich erschrocken hätte.

„Ach, du bist gemein.“

Kaza ist leicht beleidigt, wenn man sich über seine Märchen lustig macht und will dann nicht weitererzählen. Aber der kleine Kapitän Sulejewski sagt mit einem Seufzer:

„Ich habe noch nie einen Drachen gesehen . . .“

Fingerchen kann zwei Märchen, vom Lamm, dem man sagen muß:

„Lämmlein schüttel dich“, dann ist gleich das ganze Zimmer voller Gold — und vom Soldaten und dem alten Weib:

„Alter, was hast du für lange Zehen“, sagt die Alte.

„Mußt' einen weiten Weg auch gehen“, sagt der Mann.

„Alter, wie sind deine Finger lang“, sagt die Alte.

„War dafür auch im Kriege nie bang“, sagt der Mann.

Solche Märchen kann Fingerchen, der den Frauen keine Gleichberechtigung geben wollte . . .

Die Betreuer können schöne Märchen erzählen, wenn sie Lust dazu haben. Wenn nicht, erzählen sie nur so, um etwas zu sagen.

„Bitte, erzählen Sie! Wie böse Sie sind! Wir haben uns so gut aufgeführt! Bitte, erzählen Sie!“

Und es scheint, als hätten sie ihn schon überredet, denn er denkt nach und sagt dann plötzlich:

„Ich erzähle euch die schreckliche Geschichte vom quengeligen Bociek, der immer im voraus wußte, was es zum Mittagessen gab, und von Tomek Galas, dem man Kehrlicht in die Suppe schüttete.“

Eines Tages war Bociek, der große, eine große . . .“

„Sie werden sicher sagen: Tranfunzel“, errät Bockiewicz.

Im allgemeinen behandeln die Betreuer die Märchen zu Unrecht mit Geringschätzung. An der spannendsten Stelle zum Beispiel ruft die Trompete die Jungen zum Mittagessen und sie verspäten sich.

„Wo wart ihr?“ schreit der Betreuer böse, daß man Angst kriegt.

„Wir haben Märchen gehört.“

„Das Mittagessen ist wichtiger als Märchen!“ schimpft der Betreuer.

„Das Mittagessen ist sehr wichtig!“ schreit er. „Ja, gewiß sind die Märchen sehr wichtig, aber auch das Mittagessen ist wichtig“, sagt er. „Vielleicht sind Märchen wichtiger als Mittagessen, aber man darf zum Mittagessen nicht zu spät kommen“, schließt er.

Es sei denn, daß Märchen wichtiger sind . . .

Einundzwanzigstes Kapitel

Der verhängnisvolle Samstag / Die Steckrübe, der Flegel, der Spion / Die Sonne der Eintracht leuchtet wieder

Schwarze Wolken zogen sich zusammen. Es war ein verhängnisvoller Tag. Am Morgen kam der Nachbar der Sommerkolonie, der graue Piotr Loj, und sagt, er wolle sich bei den Herren über die Jungen beschweren.

Die Jungen hätten ihm an die zwanzig Steckrüben aus seinem Garten herausgezogen.

Ein großer Geldschaden sei es nicht, aber er habe wiederum nicht so viel, um den Schaden hinzunehmen. Der Boden ist schlecht, viel Arbeit. Hier sät man ein bißchen, dort ein bißchen — und dann macht es noch der Frost kaputt und die Sonne verbrennt's. Und was hat der Piotr Loj schon? Ein Hüttchen und alte Knochen, die schon mehr unter die Erde als auf die Erde gehören. In diesem Jahr ist ihm die Frau gestorben — jetzt ist er so verwaist wie ein verirrtcs Lämmchen. Herumlaufen und aufpassen kann er nicht, denn er ist alt. Ich gehe — denkt er — und bitte, daß die Jungen sie nicht anrühren, vielleicht gehorchen sie?

Was er sich im Leben abgearbeitet hat mit der verstorbenen Frau! Acht Jahre war sie krank, aber sie hatte einen leichten Tod. Eines Abends saß er so da, da sagt die Frau: „Piotr, Piotr!“

„Was willst du, Franusia?“ fragt Piotr. „Leg mir die Beine zurecht“, sagt sie. Er legte ihr die Beine zurecht, legte ein Kissen unter — vielleicht wird es ihr leichter? Und so ist sie gestorben . . . wie ich euch sage.“

„Wer hat die Rüben auf dem Weideland von Piotr Loj herausgerissen?“

„Ich“, ließ sich eine Stimme in der Stille vernehmen.

„Wer noch?“

„Auch ich. Ich ebenfalls.“

„Sonst niemand?“

„Ich war dort, aber ich habe nichts rausgerissen.“

„Wer war noch da und hat nichts herausgerissen?“

Vier weitere standen auf.

„Warum habt ihr erlaubt, daß die Rüben herausgerissen wurden?“

„Weil sie nicht eingezäunt sind.“

„Ach, weil Piotr Loj euch vertraut, weil er siebzig Jahre lang geglaubt hat, daß die Menschen sein Eigentum achten. Piotr Loj hat keinen eisernen Geldschrank und keinen Koffer mit schwerem Deckel. Piotr Loj meint, daß der beste Schlüssel und der beste Zaun die Ehrlichkeit der Menschen sei. Es ist traurig, daß er sich getäuscht hat.“

„Wir werden es bezahlen“, sagen die Jungen.

„Piotr Loj sagt, daß er keine Bezahlung annimmt . . . Es ist jedoch noch eine viel traurigere Sache passiert. Vielleicht sollte man darüber überhaupt nicht reden?“

„Was ist es?“ wundern sich die Jungen. Was kann es noch Schlimmeres geben? Was kann es noch Betrübleres als die herausgerissenen Rüben geben?

Einige Jungen waren auf die Wiese zum Hirten Wojciech gegangen, haben sich mit ihm gezankt und ihm im Zorn das Schimpfwort „Mistkerl“ an den Kopf geworfen.

Und damit war es noch nicht zu Ende. Als der Betreuer erfuhr, daß sie den Hirten „Mistkerl“ nannten, verdächtigten sie einen der Jungen, daß er es dem Betreuer hinterbracht habe und beschimpften ihn mit dem schlimmen Wort „Spion“.

„Mistkerl — Spion . . .“

Wißt ihr denn, Kinder, daß es Worte sind, die verletzen wie ein Messer, Worte, die vergiften, Worte, die einen Brand ent-

fachen können? Wißt ihr denn, Kinder, daß die menschliche Sprache wie ein Fluß ist, aus dem Tausende von Dörfern und Hunderte von Städten trinken, aus dem man Worte schöpft wie Wasser? Diese Sprache trinken die Menschen, die Bäume, die Wälder und die Felder, auf denen das Brot wächst. Man darf dieses reine Wasser nicht trüben und verseuchen, sonst verdorrt das Getreide und die Bäume werden krank und die Menschen sterben.

Die menschliche Sprache ist wie ein alter Wald. Es gibt Tausende von schönen Bäumen und bunten Blumen. Aber hier und dort, im Schatten, im Sumpf, neben dem vom Sturm gefällten Baum, unter trockenen Blättern zischen böse Nattern, giftige Schlangen. Man soll sie nicht anrühren, nicht herausfordern.

„Mistkerl“ — das ist ein schlechtes, böses Wort, das sich vor der Sonne fürchtet und das Licht scheut. Dieses Wort sollte man tief vergraben und mit einem großen Stein beschweren. Es gibt heute keine „Mistkerle“ mehr, es gibt nur noch Menschen.

Ihr habt Piotrs Rüben herausgerissen und er verzeiht euch. Aber Wojciech verzeiht euch nicht, denn ihm pfiß dieses Wort, das er nicht vergessen kann und will, wie ein Peitschenschlag um die Ohren. Jungs, wie konntet ihr uns so kränken? Wie könnt ihr fordern, daß wir euch vertrauen, wenn ihr uns nicht vertraut? Die Betreuer — so glaubt ihr — haben Spione unter euch? Was sollten wir mit ihnen? Haben sich diejenigen, die Piotrs Rüben ausrissen, soeben nicht selbst dazu bekannt, haben sich diejenigen, die allein zum Baden gingen und Paulinkas Häuschen zerstörten, nicht selbst dazu bekannt? Nur der Ungerechte braucht einen Spion und waren wir jemals ungerrecht zu euch?

„Wir haben das nur so aus Wut gesagt“, erklären die Jungen.

Wenn es dem Menschen auf der Welt gut geht, wenn er gesund ist, Arbeit hat und für die Arbeit Lohn bekommt, der zum Leben ausreicht, wenn niemand ihn kränkt, erniedrigt, ausbeutet, dann ist der Mensch froh und spricht eine redliche Sprache — ohne Zorn, ohne Verwünschungen, ohne Beleidigungen. Wenn er jedoch merkt, daß ihm Unrecht geschieht, und er kann sich nicht dagegen wehren, weil er zu schwach ist und gefesselt, dann schleudert er in seinem gerechten aber kraftlosen Zorn ein Wort heraus, das er später vielleicht bereut.

Meist ist es jedoch anders. Meistens ist es so, daß ich selbst etwas Böses getan habe, ich bin darüber traurig und mein Gewissen quält mich. Ich werde von Unruhe geplagt, wie von Zahnschmerzen. Ich möchte vergessen, kann es aber nicht. Also werde ich wütend und suche jemanden, auf den ich meinen Ärger abwälzen kann. Und genau so war es heute.

Ihr habt die Rüben herausgerissen — das war eure erste böse Tat. Euch packte die Unruhe. Ihr beschimpft den armen Hirten — eure Unruhe wuchs. Ihr warft einen schrecklichen, schimpflichen Verdacht auf euren Kameraden und auf uns, eure Betreuer. Das war der Abschluß des heutigen traurigen Tages . . .

Es ist sehr schade, daß so etwas geschah. Sehr schade, daß es gerade heute geschah, als wir, die Betreuer, eine Bitte an euch richten wollten. Wir wollten euch zu einer gemeinsamen Tat zum Wohle der Sommerkolonie aufrufen.

„Was ist es für eine Bitte? Was sollen wir machen, warum wollen Sie es uns nicht sagen?“

„Weil es ohnehin nichts daraus wird.“

Aber sie möchten doch alles so gern machen . . .

Nun, nehmen wir an, ein Feuer bricht aus, oder eine Seuche oder es gibt eine Überschwemmung. Die einen laufen von dem Unglücksort weg, retten nur ihre eigene Habe, denken nur an sich selbst. Immer aber finden sich Freiwillige, die sich, obwohl von niemandem dazu aufgefordert, in die Flammen stürzen, um ein Kind zu retten, Wasser zum Löschen schleppen oder bei einer Überschwemmung die Deiche aufschütten und die Kranken betreuen.

„Feuer — Überschwemmung?“ — schon sind sie auf dem Sprunge und wollen zur Hilfe eilen.

„Nein, keine Überschwemmung, aber auch etwas, das opferbereite Freiwillige erfordert.“

Nun, der Wächter der Sommerkolonie beschwert sich über Unordentlichkeiten in den Klosetts. Wir wollten euch bitten, dort abwechselnd Dienst zu machen. Wenn täglich vier Jungen — vom Frühstück bis zum Mittagessen und vom Mittagessen bis zum Abend — für Ordnung sorgen wollten, würde das für die Sommerkolonie von großem Nutzen sein.

Mit der gleichen Begeisterung, mit der sie vor einem Augenblick einem Brand zur Hilfe eilen wollten, schreiben sie sich jetzt für diesen schichtweisen Dienst ein.

Man muß daran erinnern, daß die Tätigkeit an sich unangenehm ist und daß sich Dummköpfe finden werden, die euch auslachen werden. Man muß das von vornherein sagen, damit diejenigen, die sich eingeschrieben haben, sich rechtzeitig wieder aus der Liste streichen können.

Niemand wollte seinen Namen streichen.

„Alsdann ab morgen?“

„Ab morgen.“

„Und kann man sich auf euch verlassen?“

„Jawohl.“

Die Jungen haben das Vertrauen der Betreuer in diesem Falle nicht enttäuscht.

Am gleichen Tage noch wurde beschlossen, daß sich die Jungen morgen, wenn Piotr Loj und der Hirt Wojciech zu ihrem sonntäglichen Gottesdienst kommen, bei ihnen entschuldigen — und daß heute abend der Herr Lehrer im Schlafsaal kein Märchen erzählen wird, nicht um die Jungen zu strafen, sondern weil er so viele Sorgen hatte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Milosna und Lysa Góra

Einleitung

Ich komme zum schwierigsten Kapitel meiner Erzählungen: die Geschichte zweier Ansiedlungen, ihre Entstehung und Entwicklung, ihre Verwaltung und Lebensweise. Es ist bekannt, wie mühevoll die langwierige Arbeit eines Historikers ist, der aus Sagen, widersprüchlichen Berichten, nicht immer ganz glaubwürdigen Dokumenten ein Gebäude der historischen Wahrheit errichten will. Wenn sich also hier und dort ein Fehler einschleicht oder eine Ungenauigkeit, und wenn ich ehrlich bekenne, daß ich etwas nicht weiß, so bitte ich im voraus um Verzeihung.

I. Die erste Laubhütte in der Ansiedlung

In dem Kapitel über die Indianer habe ich nachdrücklich betont, daß die freien Schützen in unterirdischen Höhlen wohnten, und nur deren Dächer aus Ästen angefertigt wurden. Schon das Dach der Höhle vom Klimczak war so fest, daß es kein Wasser durchließ, und die Erdhöhle vom Stachlewski besaß sogar zwei Ziegel. Man grub Keller für Lebensmittelvorräte und ein Versteck mit Heu für das Pferd — es waren aber keine Laubhütten, eher Lagerstätten.

Wer baute als erster eine Laubhütte in Wilhelmowka? Ich behaupte, es waren Siedlicki und Dawidczynski, obwohl es auch einige gibt, die diese unsterbliche Entdeckung Bartyzek zuschreiben.

Bartyzek sah im Dorf Soldatenzelte aus Leinen. Er kam auf die Idee, daß man anstatt Leinen Äste verwenden könnte — und sogleich fingen er, Podlug und Dabrowski mit dem Bau der ersten Laubhütte der Ansiedlung an.

Es ist möglich, daß es gleichzeitig geschah — auf eines aber wollen Sie bitte achten: die Laubhütte von Siedlicki war an einen Baum gelehnt, was die Arbeit außerordentlich erleichterte, weil der Stamm des Baumes eine Wand der Hütte bildete und als Stütze für die zwei anderen diente. Während des ganzen zweiten Tages baute man Laubhütten neben den Bäumen. Erst später lernte man die drei schräg in die Erde gesteckten Äste, die den Rumpf der zwei Seitenwände und der Rückwand bildeten, zu verbinden. Und diese bedeutende Verbesserung ist meiner Ansicht nach zweifellos Bartyzek zu verdanken, der den Bau seiner eigenen Hütte nach dem Muster der Soldatenzelte anlegte.

Noch etwas führe ich zum Beweis meiner Behauptung an: Siedlicki und Dawidczynski haben ihre Laubhütte in der Verborgenheit, tief im Walde gebaut — in der Meinung, daß man Laubhütten nicht bauen darf. Bartyzek, Poglud und Dabrowski aber wählten den Bauplatz am Hügel neben dem Weg, den wir jeden Tag zum Baden gingen — also bauten sie schon öffentlich, nachdem die Erlaubnis dazu bekannt war.

Ich will die gute Absicht meiner Gegner nicht anzweifeln — sie mögen meine Behauptungen widerlegen und ihre eigenen

anführen. Die Angelegenheit ist mir deshalb so wichtig, weil ich zwei vom Schicksal Verfolgte, obdachlos Herumschweifende verteidige.

Die herrliche Hütte von Bartyzek hielt bis Ende der Saison stand. Hier wohnte der Bürgermeister der späteren Ansiedlung von Lysa Góra, hier befand sich der Sitz der Gesellschaft zum Schutz der Einsamen und der Bücherfreunde. Und Siedlicki und Dawidczynski? O, wie oft ist das Leben derer, die der Menschheit neue Wege bahnen, voller Enttäuschungen und Leiden!

Als man die Laubhütte von Siedlicki fotografierte — nicht weil sie schön, sondern weil sie die erste und also notwendig unvollständig war —, als man die Erlaubnis für den Bau der Hütten herausgab und sie unzähligen Beschränkungen unterwarf, fehlte es Siedlicki und Dawidczynski an Geduld für weitere Anstrengungen und Verbesserungen. Den einen Teil der Äste verschenkten sie, der andere ging verloren, den Rest hatte man ihnen gestohlen und so führten sie bis ans Ende ein Vagabundenleben.

Als später die reiche Ansiedlung Milosna entstand, wurde Siedlicki wegen seines unruhigen und heftigen Wesens aus ihr verjagt. Dawidczynski war in einem häßlichen Strafprozeß wegen des Abbrechens von frischen Ästen verwickelt. Mehrmals begann er an verschiedenen Plätzen und mit verschiedenen Mitarbeitern zu bauen, doch immer zerstritt er sich, wenn der Bau halb fertig war. Kurz vor seiner Abreise wurde er angeblich Mitglied des Gesangsvereins und erhielt den Zutritt in die Laubhütte der „Lutnia“³⁸.

Am Bau der Hütte von Siedlicki und Dawidczynski nahm angeblich auch Michalowski von der Gruppe C teil. Dieses Gerücht ist nicht bestätigt worden, er ist eine legendäre Gestalt. Vielleicht findet sich jemand, der meine Arbeit weiterführt und in den Archiven genügend Material für eine Monographie über Michalowski aus der Gruppe C finden wird. Ich selbst beuge mich unter der Last dieser unbeschreiblich schweren Aufgabe.

³⁸ Laute.

II. Die Bauerlaubnis für Laubhütten

Es gelang mir, ein Dokument, welches die Bauerlaubnis von Laubhütten bestätigt, zu finden. Aus seinem Inhalt geht hervor, daß es schon einer der späteren Statuten ist, aufgezeichnet in jener Zeit, als der Laubhüttenbau bedeutende Fortschritte machte:

„Allen Einwohnern von Wilhelmowka wird hiermit bekannt gemacht, daß der Bau von Laubhütten unter bestimmten Vorschriften und Einschränkungen erlaubt wird.

1. Zugeteilte Baugrundstücke, sandige, also genügend trockene Anhöhen sind: der Hügel unter dem wilden Birnbaum an der Stelle der früheren Befestigung und der Hügel links vom Wege, der durch den Wald zum Badeplatz führt.

2. Laubhütten dürfen nicht zu nahe an den Bäumen gebaut werden, damit beim Ausheben der Fundamente keine Wurzeln beschädigt werden.

3. Laubhütten dürfen nur aus trockenen Ästen, die im Wald gefunden werden, erbaut werden. Jede Laubhütte, in der frische Äste gefunden werden, wird ein für allemal zerstört, die Eigentümer zur Verantwortung gezogen und gerichtlich verfolgt, und alle Äste, trockene wie frische, werden beschlagnahmt und für öffentliche Zwecke verwandt.

4. Zur Kontrolle müssen Äste bei der Rückkehr von jedem Waldausflug schon auf der Waldlichtung vorgezeigt werden; damit es nicht zu Streitigkeiten kommt, werden die Namen aller Eigentümer von wertvollen Stücken aufgeschrieben.

5. Im Falle, daß sich nach dem Bau einer gemeinsamen Hütte einer der Miteigentümer zerstreitet und sich von der Gemeinschaft trennen will, hat er kein Recht auf die Rückgabe seiner Äste und Zerstörung der schon fertigen Hütte. Dagegen hat er das Recht auf Ersatz seiner Äste in voller Anzahl und Qualität nach der Rückkehr vom nächsten Waldausflug.“

Dem Historiker gelang es, ein Blatt aus den Papieren der Zollkommission zutage zu fördern, die sich bekanntlich auf der Grenze zwischen dem Wald und der Lichtung, die nach Wilhelmowka führte, befand.

„Heute wurde ein großer Transport von Baumaterial über die Grenze gebracht:

Gebrüder Bednarski: zwei dicke Äste, ein dicker Knüppel für das Gerüst und fünfzehn kleine Äste.

Troszkiewicz: ein großer, weit verzweigter Ast für das Dach, elf kleinere und ein Bündel trockene Weidenruten für die Verbindung.

Jelinski: vierzehn Äste mittlerer Größe.

Ulrich: eine ganz trockene Föhre mittlerer Größe, drei lange Äste ohne Laub, fünf kleinere.

Beschlagnahmt wurden zwei frische Äste mit tropfendem Harz, ihr Eigentümer jedoch nicht verhaftet, weil er Zeugen dafür stellte, daß er diese Äste im Walde gefunden und nicht abgebrochen hatte. Es wird nochmals darauf hingewiesen, daß nicht nur das Abbrechen, sondern auch das Sammeln frischer Äste verboten ist.“

III. Milosna

Krakus erschlug den furchtbaren Drachen — es entstand Krakau.

Wars und Sawa bauten eine kleine Fischerhütte am Flußufer — heute ragt hier die große Stadt Warschau in die Höhe.

Der gelehrte Historiker lächelt nachsichtig . . .

Wer war der erste, der sich am Hügel unter dem wilden Birnbaum ansiedelte und Milosna begründete?

Ich antworte aufrichtig: ich weiß es nicht. Denn drei der Hütten stritten um die Ehre, die erste gewesen zu sein. Zwei von ihnen verschwanden spurlos. Eine nur ist geblieben und diese wurde zweimal umgebaut und wechselte zweimal ihren Besitzer.

Erinnert ihr euch noch an die vorgeschichtlichen Zeiten des Hügels unter dem Birnbaum, wo sich wilde Kämpfe abspielten und wo man die kurzlebigen Sandhäuschen mit der Zugbrücke baute? Der Überlieferung nach bauten Kowalczyk, Chruścicki und Maliszewski als erste ein Sandhäuschen, in der Art einer dauerhaften Hütte. Doch die dauernden Überfälle raubten ihnen die Lust daran und sie gaben die Hütte Lokajski, der, von einem Goldrausch gepackt, die Hütte samt Grundstück an einen Jungen unbekannten Namens für vier Groschen verkaufte. Woher der Junge die vier Groschen hatte, da doch das Geld von den Betreuern aufbewahrt wird? Angeblich fand er sie im Wald.

Wie war das weitere Schicksal der Hütte? Sie ist ohne eine Spur zu hinterlassen, verschwunden und über alles breitet sich der Nebel des Geheimnisses.

Einer anderen Überlieferung zufolge waren Ulrich mit Olsiewicz, Cygan und Kuma die ersten, die eine Hütte am Hügel bauten. Dann schlossen sich ihnen die Gebrüder Bednarski an, doch zerstritten sie sich sofort und zogen die geschenkten Äste zurück. Cygan nahm auch einen wichtigen Ast als Ruder für sein Schiff mit. Kuma³⁹, der so genannt wurde, weil seine Freundschaft unbeständig war und er sich wie eine Klatschbase⁴⁰ überall anfreundete und gleich wieder zankte. Die restlichen Äste der unglückseligen Hütte erbte Zielinski. War der Verfall von Kowalczyks Hütte durch mangelnde Ausdauer und Geldgier verursacht, so ging Ulrichs Hütte an internen Streitigkeiten zugrunde.

Die dritte Überlieferung weist die meisten Anzeichen von Wahrscheinlichkeit auf; da sie durch ein Schriftstück bestätigt wird: das Tagebuch von Troszkiewicz.

Wo nach den Sandhäuschen am Hügel eine Öde zurückgeblieben war und wo es nur noch die Überreste von Befestigungswällen und Gräben gab, von wo man den Sand für den Bau der Häuschen geholt hatte, da erschien, gleich nach der Entdeckung der Hütte im Wald von Siedlicki und Dawidczynski, Troszkiewicz auf dem verlassenen Hügel und fing an, hier eine Hütte zu bauen. Sie ist ihm am ersten Tage noch nicht gelungen, da er noch keine Übung und auch noch nicht genügend Äste hatte, aber die nächste schon gelang ihm. Troszkiewicz half Legowski, wahrscheinlich auch Ulrich und Karaskiewicz. Ulrich trennte sich rasch und schloß sich bekanntlich der unglückseligen Gesellschaft von Cygan und Kuma an. Dann siedelte Troszkiewicz als Vorsitzender der „Zweiten Gesellschaft der Bücherfreunde“ in die Hütte von Bartyzek auf der Lysa Góra um. Karaskiewicz treffen wir später bei Pilawski auf der Lysa Góra. Aber derjenige, der manchem Unglück zum Trotz in Treue ausharrte und als der erste ständige Bewohner von Milosna gelten darf — das war unbestritten Legowski.

³⁹ Kuma = Nachbarin, Muhme, Base.

⁴⁰ Klatschbase = Kumoszka.

IV. Die Laubhütte von Jelinski

Merkwürdig, kaum zu glauben, aber trotzdem wahr. Auch Kowalczyk, der zwar nicht der erste, aber doch einer der ersten war und Legowski — beide verarmten völlig: Kowalczyk wurde Wächter von Milosna, Legowski Gärtner in der Hütte, dessen Eigentümer er einst war.

Die reichste und schönste Hütte in Milosna ist die Hütte von Jelinski.

Jelinski ist der Schüler von Bartyzek von der Lysa Góra. Im allgemeinen kam die alte Methode des Anlehns der Hütte an einen Baum aus dem Gebrauch und alle folgenden wurden bereits nach dem Muster Bartyzeks gebaut. Man hebt eine runde oder viereckige, nicht zu tiefe Grube aus, schlägt drei oder vier dicke Äste oder Knüppel schräg in die Erde, so daß sie oben zusammenkommen und sich gegenseitig stützen. Die Spitzen verbindet man, wenn keine Schnur da ist, mit Weidenruten, damit die Äste nicht verrutschen und umfallen. Das ist das Gerüst einer Laubhütte. Dann wird der Zwischenraum zwischen den Knüppeln mit weit verzweigten Ästen, und alle Schlitzte mit Laub, Gras und kleineren Zweigen zugestopft.

Jelinski hob die Grube mit den Händen aus, denn er hatte wohl keine Schaufel bekommen.

Nicht immer konnten die Schaufeln gerecht verteilt werden, denn der Herr Lehrer gab sie aus und was weiß schon ein Herr Lehrer davon? Beim Graben halfen offenbar Krolik, Maly und der naseweise Cieniewski. Aber Krolik störte nur, Cieniewski redete mehr als er arbeitete und Maly hatte als Diensthabender des Damespiels, der Befestigungsanlagen und dazu als Bibliothekar nicht viel Zeit. Jelinski arbeitete zwei Tage allein, weil ihn die Kameraden im Stich ließen. Als die Hütte fertig war, kam Maly wieder und begann auf Anraten eines Hirten einen Rauchfang in der Hütte zu bohren.

„Laß das sein, du wirfst sie um“, warnte Jelinski.

Aber der Hirte versprach so viel schönen Rauch und verpflichtete sich sogar, Streichhölzer zu besorgen, daß Maly seine verführerischen Ratschläge weiterhin befolgte.

„Der Herr Lehrer erlaubt es nicht“, warnte Jelinski.

„Aber in dem Statut steht nichts über Rauchfänge“, sagt Maly.

Maly rechnet damit, daß er bei der Leitung Protektion genießt, weil er nicht nur kleine Pinsel anfertigt, sondern jetzt auch schon selbst Kratzer mit Jod bepinselt. Und gestern hat er sogar einen wichtigen Verband um einen Fuß gemacht, nachdem aus der Ferse eine lange Kiefernadel entfernt worden war. Vielleicht gelingt es ihm, eine Konzession zum Bau von Rauchfängen in Wilhelmowka zu erhalten? Wiktor Maly bekleidet viele Ämter und avanciert rasch — und Erfolg verdirbt die Menschen. Schon behandelt Maly die Patienten schlechter und weigert sich oft, Jod zu pinseln: „Geh, mit so einer Dummheit kommt er an, will bloß mein Jod verschwenden“, sagt er, wenn ihm der Kratzer zu gering erscheint. Einmal kletterte er sogar auf die Barriere im Baderaum — es fehlte nicht viel und er wäre entlassen worden. Nur eines rettete ihn: daß er das Apothekenzimmer und den Verbandsraum so vorbildlich sauber hielt.

Aber mit dem Rauchfang hatte er kein Glück: die Hauptstütze fiel um, die Hütte schwankte und man mußte sie einreißen. Jelinski schimpfte ihn tüchtig aus und wies ihn aus der Hütte.

Hatte Jelinski recht?

Bis zu einem gewissen Grade ja. Erstens hätte der Herr Lehrer niemals die Erlaubnis für ein Feuer in der Hütte gegeben. Zweitens, wenn du noch keine Hütte gebaut hast und ihre Konstruktion nicht kennst, laß die Finger von Verbesserungen. Du bist Arzthelfer, wozu also die Ofensetzerarbeit? Andererseits sind Verbesserungen und neue Versuche notwendig und sehr wichtig. Und jeder Versuch ist mit Verlust und Gefahr verbunden. Wie viele Opfer kosteten die Eisenbahnen, Schiffe, Autos und Flugzeuge? Jelinski selbst baute in der Hütte ein Regal für das Damespiel und einen kleinen Keller für Pilze und hätte nicht auch dadurch die Stütze umfallen und die Hütte vernichtet werden können? Gäbe es nicht immer neue Verbesserungen und den Drang zu immer vollendeteren Bauten, hätten wir dann Treppen vor der Hütte, Wälle am Eingang, Gärtchen neben der Hütte, eine Sitzecke, um uns Märchen zu erzählen?

Selbst ein nicht gelungener Versuch belehrt und bringt Nutzen. Als Jelinski die Hütte wieder aufbaute, legte er den Eingang im Norden an, damit die Sonne nicht so hereinscheint, und verbreiterte ihn und schmückte ihn mit Schilf aus.

An Stelle von Maly nahm Jelinski einen Gärtner.

Vorübergehend weilte Iwanicki in der Hütte. Aber Iwanicki wollte sich vergewissern, ob die Hütte fest sei, rüttelte an ihr und überschüttete den Fußboden, der mit weichem Gras wie mit einem flauschigen Teppich ausgelegt war, mit Sand. Jelinski zerstritt sich deshalb mit ihm und Iwanicki verband sich mit Chabinski. Und als der Hügel ganz zugebaut war und einen Namen und eine völlig eigene Verwaltung bekam, wurde er Bürgermeistergehilfe.

Auf diese Weise blieb Jelinski mit dem Gärtner Legowski allein, und weil es traurig ist, allein zu leben, lud er Rozum ein, den er von Warschau her kennt und von dem er weiß, daß er ein ruhiger Mieter sein würde.

Morgens frischen sie den Teppich auf, wechseln die Blumen im Garten und das Schilf im Eingang aus, säubern den Weg vom Kehricht. Hier fällt ein Sitzplätzchen ein, dort bildet sich ein Loch im Dach. In einem Haushalt gibt es viel zu tun. Nur die Abende sind frei. Dann kommt Karas, sie setzen sich neben die Hütte, erzählen Märchen oder schwatzen miteinander. Karas ist ein ruhiger Gast.

Einmal kam Dajnowski und bat, ihn an Stelle von Iwanicki aufzunehmen. Dajnowski besitzt ein Federmesser und es ist gut, einen Mieter mit einem Federmesser zu haben. Aber er machte zuviel Schmutz, weil er dauernd Boote aus Baumrinde schnitzte. Ein Faulpelz war er und wollte nicht arbeiten, bis in ihm die Seemannsnatur siegte. Er verließ rasch die bequeme Hütte und ließ sich auf den stürmischen Gewässern des Pumpenmeeres treiben, wurde sein alleiniger Besitzer und Admiral. Anstatt ein Zugelaufener in fremder Hütte, wurde er nun ein Herr, dem niemand mehr verbieten darf, irgend etwas schmutzig zu machen.

Die Hütte von Jelinski wurde ein Palast. Der Garten wurde eingezäunt, die Wege mußten sauber mit Sand bestreut sein. Die Reichen wollten nicht mehr arbeiten. Wie die Fürsten wollten sie nur noch den ganzen Tag auf dem Bauche liegen und Dame spielen. Und dabei fürchteten sie jetzt, daß man ihnen Schaden zufügen könnte, wenn sie außer Hause waren und Schlagball spielten. Deshalb heuerten sie einen Wächter an — Kowalczyk.

Sie bauten für Kowalczyk eine elende Hütte, weil sie in ihrem Salon keine Stöcke haben wollten, die als Besen, Mistgabeln, Hammer und Rechen dienten. Kowalczyk mußte jetzt alles machen, weil der Gärtner nur die Blumen im Garten auswechselte.

Kowalczyk mußte traurig zu Mute sein: er war mit Chruscicki und Maliszewski schließlich einer der ersten, die sich hier angesiedelt hatten. Dann kamen Fähigere und die sind jetzt die Herren, auf die er hören muß.

Bis er schließlich revoltierte, eigene Äste sammelte und als Wirt und freier Bürger nach Lysa Góra übersiedelte.

V. Milosna erhält die Selbstverwaltung

Der wilde Birnbaum am Hügel ist, wie man weiß, ein Schiff, „Brise“ genannt. Etwas rechts von der „Brise“ liegt Ligaszewski's Schiff „Blitz“. Der Hügel selbst zählt an die fünfzig Einwohner. Die Verwaltung der menschenreichen Siedlung wird immer beschwerlicher.

Wir wissen, welche Fehler bereits die Hauptverwaltung machte, wenn sie zum Beispiel Kopka und nicht Jelinski eine Schaufel zuteilte. Dasselbe könnte mit dem Damespiel, den Büchern und dem Mühlespiel passieren. Als die Leitung dem Pumpen-See die Selbstverwaltung gab, entledigte sie sich des Ärgers mit dem Tretrad. Man beschloß, nun auch der Siedlung die volle Selbstverwaltung zu geben. Das war ein glücklicher Gedanke.

Von diesem Augenblick begann ein denkwürdiger, historischer Abschnitt im Leben der Siedlung, die den ständigen Namen Milosna erhielt, nachdem sie mal „Hügel“, mal „Bruderschaft“ und, vom Schiffsnamen „Brise“ her, der „Brisen-Hügel“ genannt wurde.

„Herr Lehrer, die Jungen hauen sich um die Schaufel!“

„Wo?“

„Auf dem Hügel.“

„Auf welchem Hügel?“

Jetzt sagt man Milosna und alles ist klar.

Jetzt wird sich niemand mehr erdreisten und eine Keilerei anfangen, weil jetzt ständig ein Bürgermeister da ist.

1. Der Bürgermeister weist den Platz für den Bau neuer Hütten zu, gibt acht, daß keine Wurzeln ausgegraben werden und daß die neuen Hütten den schon vorhandenen nicht den Eingang versperren.

2. Der Bürgermeister achtet darauf, daß für den Bau keine frischen Äste benutzt werden, die auf Schmuggelwegen in die Siedlung gelangen könnten.

3. Der Bürgermeister achtet darauf, daß sich die Siedlung nach dem ersten Trompetenstoß sofort entvölkert.

4. Der Bürgermeister erstattet der Leitung täglich über das Leben der Siedlung Bericht.

5. Der Bürgermeister entscheidet alle kleineren Angelegenheiten in eigener Person. Zur Klärung wichtigerer Angelegenheiten beruft er Gemeindesitzungen ein, bei denen die Stimmenmehrheit entscheidet. Das Recht einer Beschwerde über den Bürgermeister steht jedem Bürger zu.

6. Der Bürgermeister erhält Schaufeln, Dominosteine, Lotto-, Dame- und Mühlespiele für die ganze Siedlung und hat für das ihm anvertraute Inventar Sorge zu tragen.

Die Wahl war ein herrliches Fest. Einstimmig wurde Chabinski gewählt, weil er schon zwölf Jahre alt, ruhig aber klug, entschieden und gerecht ist. Der Gewählte las mit zitternder Stimme die Eidesformel: „Ich danke für das Vertrauen und werde bemüht sein, mich ihm würdig zu erweisen. Ich gebe mein Ehrenwort, daß ich Schaufeln und Spiele gerecht verteilen werde, ohne mich durch Freundschaft oder Feindschaft beeinflussen zu lassen. Ich werde über alle Angelegenheiten in Übereinstimmung mit meinem Gewissen entscheiden. Ich bitte und fordere, daß ihr euch alle der uns erteilten Selbstverwaltung würdig erweist: es ist verboten sich zu schlagen, zu zanken, Kugeln und Steine vom Dame- und Lottospiel zu verlieren.“

Gewiß werden im Rahmen einer ausführlicheren Geschichtsschreibung einmal alle Berichte des Bürgermeisters veröffentlicht, hier muß ich es wegen Platzmangels jedoch bei einem bewenden lassen:

„Gestern nahm ich Iwanicki zur Hilfe, um nach der Trompete die Schaufeln einzusammeln. Lokajski ist jetzt Schreiber, er schreibt auf, wem ein Spiel ausgegeben wird, damit keines verlorengeht. Wir benötigen sechs Schaufeln, zwei Dominos, vier

Damespiele und zwei Befestigungen. Mühle wollen die Jungen nicht so gern spielen. Die Hütte Nummer neun fiel in der Nacht zusammen, weil der Sand unter ihr trocken ist. Heute fangen wir an, einen Platz für die Gemeindeversammlungen zu graben und die ganze Siedlung wollen wir mit einem Wall umgeben. Dem jüngeren Bednarski wies ich einen Platz zum Bauen an. Marszalkowski hat seine Hütte schon fertig. Wir verurteilten den kleinen Frankowski und Zabucki zur Verbannung, Moskwik bekam eine Verwarnung. Die Hütte vom Bartyzek auf der Lysa Góra hat ein Fähnchen, also bitte ich auch um ein Fähnchen — das Volk ist damit einverstanden.“

Hier muß ich hinzufügen, daß zugleich mit Milosna auch die zweite Siedlung Lysa Góra, wo Prazmowski zum Bürgermeister gewählt wurde, die Selbstverwaltung erhielt.

VI. Das Hospital in der Laubhütte Nr. 4

Die Hütte Nr. 5 war sehr bevölkert, aber ruhig — sie störte niemanden. Wir treffen dort Kowalski, Tokarski, den stillen Dobilis, den faulen, aber ebenfalls ruhigen Kuczynski, Silcynski, Swiderski und den jüngsten Bürger von Milosna, den noch nicht ganz acht Jahre zählenden, schwarzen Michnowski.

Michnowski ist so schwächling und klein, daß er nicht wie acht aussieht, sondern wie sechs oder sieben höchstens. Dazu hat er hinter dem Ohr auch noch einen Ausschlag, der nicht heilt und bestimmt noch lange andauern wird.

In der Hütte Nr. 5 ging es so lange gut, bis man Moskwik als Mieter aufnahm. Seitdem häuften sich die Klagen über diese Hütte, die sich bis dahin des besten Rufes erfreute. Mal wollen sie die Schaufeln nicht abgeben, mal haben sie den Wall des Nachbarn beschädigt, mal wollen sie nach der Trompete Milosna nicht verlassen. Aber der Bürgermeister wird sich dafür vor der Leitung verantworten müssen.

Der Bürgermeister läßt den Hausherrn der Hütte Nr. 5 vor:

„Was tut sich bei euch?“

„Je nun, es ist Moskwik.“

Moskwik, vorgeladen, sagt, an allem sei der kleine Michnowski schuld, weil er die Krätze, einen ansteckenden Aus-

schlag hinter dem Ohr habe. Und Moskwik könne nicht mit ihm in einer Hütte wohnen.

Barer Unsinn: Moskwik will nach der Trompete die Schaufel nicht abgeben und schüttet Sand in die Augen, weil der kleine Michnowski einen Ausschlag hinter dem Ohr hat. Wo ist hier der Sinn? „Schaufel hin, Schaufel her, aber man streut Sand, weil er desinfiziert, Sand sei dasselbe wie Karbol.“

Alldieweilen Moskwik, wie wir aus dem Bericht des Bürgermeisters wissen, bereits eine Verwarnung hatte, wurde er jetzt für immer aus Milosna ausgewiesen. Aber der kleine Michnowski fing an zu weinen und wollte nicht mehr in die Hütte zurückkehren. Denn jeder hat seinen Stolz.

Der Platz der zerstörten Hütte Nr. 4 war gerade frei — die reicheren Gemeindemitglieder versammelten sich, jeder spendete einige übriggebliebene Äste und der Bürgermeister, der sich immer bemühte, den anderen ein Vorbild zu sein, baute höchstpersönlich eine kleine Hütte für den jüngsten Bürger von Milosna. Aber weil sie den stolzen Jüngling nicht beleidigen wollten, und er nicht meinen sollte, sie hätten ihm aus Mitleid eine Bleibe gegeben, ernannten sie die Hütte Nr. 4 zum Hospital. Denn ein Hospital ist eine gesellschaftliche und keine Wohltätigkeitsinstitution. Und die Äste für ein Hospital gelten als Steuer und nicht als mildtätige Gabe.

Der Genauigkeit wegen füge ich hinzu, daß außer Michnowski hier auch Fredek Waligora eine Obhut fand, als er nach dem Verzehr von rohen Pilzen erkrankte und einen Löffel Rizinusöl bekam.

VII. Die übrigen Laubhütten

Ich möchte meine Leser nicht langweilen, denn schließlich könnte man über jede Laubhütte ein ganzes Buch schreiben und doch sind sie sich alle mehr oder weniger ähnlich.

Jede Laubhütte hat einen verantwortlichen Hausherrn, hat ständige Mieter und gelegentliche Gäste. Immer drängt sich einer ein, der Ärger bereitet und den man dann nur schwer loswerden kann. Einer ist immer da, der Märchen erzählt, und einer ist Gärtner.

Neue Hütten entstehen, andere verschwinden spurlos.

Die Siedlung zählte beim Höchststand ihrer Entwicklung vierzehn Hütten, über siebzig Einwohner, besaß vier Schiffe und einen Versammlungsplatz. Man hatte angefangen, einen Wall und einen Fischteich auszuheben, aber man wurde nicht fertig, weil die Rückkehr nach Warschau es verhinderte.

VIII. Die Gesellschaft der Lesefreunde

Auf der Bank neben dem Kreuz, demselben Kreuz im Walde, das Rechtes Herz und seine Freunde mit Blumen schmückten, versammelte sich eine Handvoll Jungen zum gemeinsamen Lesen.

Als man mit dem Bau der Laubhütten begann, baten sie um Genehmigung, sich eine Hütte etwas entfernt von der Siedlung am Hügel zu bauen. Denn sie wollten nicht beim Lesen gestört sein und auf dem Hügel war es für sie zu laut.

Die Leitung sah es zwar nicht gern, wenn Hütten einzeln und abgelegen waren, doch weil jede Unternehmung, die der Bildung diene, von der Leitung in Wilhelmowka wohlwollend begrüßt wurde, gab sie in diesem Falle ausnahmsweise die Genehmigung dazu. Sie wählten einen einsamen Platz, fingen an zu graben — und trafen auf Wurzeln. Sie trugen die Äste an einen anderen Platz — es geschah das gleiche. Erst am nächsten Tage wurde die Hütte fertig. Sie versammelten sich, lasen — und alles war gut und schön. Wie groß war ihre Verwunderung und ihr Ärger, als sie am nächsten Tage die Hütte zerstört vorfanden.

„Sicher haben die Hirten sie kaputtgemacht.“

Wer es war, ist bereits nebensächlich. Es wurde klar, daß das Leben in der Gemeinschaft zwar auch schlechte Seiten hat, jedoch Ruhe und Sicherheit garantiert.

Sie wandten sich an den Bürgermeister von Milosna, der ihnen den besten Platz, den der zerstörten Hütte von Marszałkowski, gab. Plötzlich platzte die Nachricht herein, daß die Siedlung eine Vereinshütte bekäme und so nannte man die Hütte Nr. 9 die „Vereinshütte“. Doch erst später, als sich die Märchen bereits erschöpft hatten und die Nachfrage nach Büchern immer weitere Kreise zog, wurde die Satzung der Lesefreunde wie folgt legalisiert:

Gesellschaft der Lesefreunde

Satzung

1. Ziel der Gesellschaft ist das gemeinsame Lesen und Anhören von Erzählungen und Gedichten.

2. Gemäß dem oben genannten Ziele versammeln sich die Mitglieder nachmittags in der eigenen Hütte.

Zusammensetzung der Gesellschaft

3. Mitglied der Gesellschaft kann jeder werden, wenn mit seiner Aufnahme alle einverstanden sind und ein Bekannter ihn empfiehlt.

4. Wenn sich fünf Mitglieder zusammenfinden, ist die Gesellschaft funktionsfähig.

Vorstand der Gesellschaft

5. Die Mitglieder wählen durch Abstimmung den Vorsitzenden und den Bibliothekar.

6. Der Bibliothekar bringt die Bücher zum Lesen mit und hat für sie Sorge zu tragen.

7. Der Vorsitzende sorgt dafür, daß man sich regelmäßig zur gleichen Stunde versammelt.

8. Der Vorsitzende sucht zusammen mit dem Bibliothekar nicht zu lange Erzählungen und Gedichte zum Lesen aus.

9. Der Vorsitzende hat das Recht, im Einvernehmen mit den Mitgliedern Ruhestörer, Zuspätkommende und Abwesende auszuschließen.

Rechenschaftsbericht

10. Der Vorsitzende gibt täglich nach dem ersten Frühstück der Leitung einen Bericht über die gestrige Versammlung.

Kossowski wurde Vorsitzender, Fabisiak Bibliothekar (er teilte das sofort brieflich seinen Eltern mit).

Die Hütte Nr. 9 hat einen Eingang in der Art einer Bahn-schranke, die während der Versammlungen herabgelassen wird, damit niemand hereinkommt und stört. Die Hütte ist so ansehnlich, daß der Vorsitzende den Pfarrer, als dieser am

Sonntag zum Gottesdienst kam, bitten wollte, die Hütte einzuweihen.

„Äh, der Pfarrer wird bestimmt beleidigt sein“, wandte jemand ein.

„Warum soll er beleidigt sein? Schließlich sitzen doch keine Hunde, sondern Menschen in der Hütte“, verteidigte der Vorsitzende Kossowski seinen Vorschlag.

Doch die Opposition siegte.

Schon einige Tage nach der Gründung der Gesellschaft trat das Mitglied Troszkiewicz nach Lysa Góra über und wurde dort Vorsitzender der zweiten Gesellschaft der Lesefreunde.

Erinnert ihr euch noch daran, wie die Matrosen der „Brise“ Kapitäne eigener Schiffe wurden? So ist es immer im Leben: der Schüler von gestern wird morgen der Lehrer, der wieder eine neue Schar von führenden Persönlichkeiten ausbildet.

IX. Bartyzeks Laubhütte auf der Lysa Góra

Die Laubhütte von Bartyzek auf der Lysa Góra habe ich in meiner historischen Abhandlung bereits wiederholt erwähnt: einmal, als es um den Waisenjungen Kopka und die Gesellschaft zum Schutze der Einsamen ging, und das andere Mal, als ich die Streitfrage, wer in der Sommerkolonie die erste Laubhütte gebaut hat, behandelte.

Bartyzek ist — wie Lech, Piast und Krakus — eine legendäre Gestalt und mit Krakus hat er außerdem gemein, daß er dem Vater bei der Schuster-Arbeit hilft.

Bartyzeks Vater war Rangierer bei der Eisenbahn, stürzte von der Lokomotive, erlitt eine Gehirnerschütterung und prozessiert bereits fünf Jahre mit der Bahndirektion. Denn von jener Zeit an hat Bartyzeks Vater Kopfschmerzen und Ohrensausen und manchmal fällt er um wie tot. Aber die Ärzte sagen, er täte nur so, um von der armen Eisenbahn eine Entschädigung zu erlangen. Aber nicht deshalb sage ich, daß Bartyzek eine legendäre Gestalt ist, sondern weil er einstmals ein Teufel war. Ein Teufel? Ja. Als Bartyzek in den Kinderhort an der Fret-Straße ging und man dort ein Krippenspiel veranstaltete, bei dem der sündige König Herodes vorgestellt wurde, war Bartyzek ganz schwarz, hatte Hörner und einen Schwanz und ver-

führte Herodes, um dessen Seele nach seinem Tode in die Hölle bringen zu können.

Vielleicht nannte man den Ort, wo Bartyzek sich ansiedelte, deshalb Lysa Góra? Vielleicht aber auch deshalb, weil der Berg so groß ist und es dort nur wenige Hütten gibt.

Ich sagte bereits, daß man über jede Hütte ein ganzes Buch schreiben könnte und der eine oder andere dachte wohl, dies sei nur leeres Geschwätz. Nein, der gelehrte Historiker spielt sich nicht auf. Hier kann jeder Ast zum Gegenstand gründlicher Studien werden und ein besonderes Kapitel der Arbeit abgeben.

Nehmen wir zum Beispiel den Ast von der linken Wand der Bartyzek-Hütte. Terlecki fand ihn und nachdem er ihn unter einem Baum für sich vorbereitet hatte, nahm ihn ein Junge von der Gruppe C und legte ihn unter einen Strauch. Später schenkte er ihn Gajewski. Dem Gajewski wurde er von Maciaszek weggenommen, der ihn gegen einen Pilz eintauschen wollte. Jedoch hatte Terlecki sein Eigentum wiedererkannt und um Streit zu vermeiden, gab er ihn an Ulrich weiter. Ulrichs Hütte fiel, wie wir wissen, ein und der Ast kam für einige Zeit zu Lokajewski. Nach vielen Abenteuern gelangte er zu Maciaszek zurück, wurde dann Bartyzek zu gemeinsamem Nutzen übergeben, brachte ihm aber kein Glück.

Es ist die nur in groben Umrissen geschilderte Geschichte eines einzigen Astes, und wie viele gibt es in jeder Hütte?

Bartyzek wurde mit Poglud beim Pilzesammeln bekannt, weil er dessen Partner war. Zu dritt errichteten sie in zwei Tagen die Hütte, wobei Suwinski beim Graben half.

Als Kopka und Kasprzycki kamen und der Gedanke zur Gründung der Gesellschaft zum Schutze der Obdachlosen auftauchte, wollten sie die Hütte vergrößern. Aber da sie nicht sicher waren, ob dies gelingen würde, bauten sie daneben eine zweite Hütte mit einem gemeinsamen Hof.

Sie hatten damit großen Kummer, denn viele unter den Obdachlosen haben eine stürmische Vergangenheit und ein ruheloses Temperament . . .

Es kam Brzozowski, fing Schlägereien und Ringkämpfe an, setzte sich auf den Wall, machte die Wand kaputt und drohte,

daß er die ganze Hütte zusammenschlagen werde. Es kam Trzesniewski, der erzählte dumme Geschichten, und weil ihm niemand zuhören wollte, baute er auf der Hütte ein Storchennest und beschädigte das Dach. Maciaszek spendete einen Ast, aber diese Gabe wurde ihnen später zum Verhängnis. Sie wollten ihn schon zurückgeben, obwohl ein Sprichwort sagt: „Wer wieder nimmt, was er geschenkt, wird in der Hölle aufgehenkt.“ Maciaszek wollte den Ast nicht zurücknehmen und drohte die ganze Siedlung zu verwüsten. Dann wieder nahmen sie einen auf, der Kopka ärgerte und ihn einen Verrückten nannte. Bis die dauernden Drohungen schließlich zur Tat wurden: am Donnerstag während des Briefeschreibens auf der Veranda hatte jemand beide Hütten zerstört. Bekanntlich werden sogar während eines Krieges Krankenhäuser und Zufluchtstätten verschont — und das hier mitten im Frieden, am hellen Tage — ach, das schmerzt!

Bartyzek ließ den Mut nicht sinken. Nur eine kleine Seele wird vom Unglück geschwächt und erdrückt, den Starken macht es hart und feuert ihn zu Arbeit und zum Kampfe an. Bartyzek, Poglud und Dabrowski streiften die Ärmel auf und bald entstand eine neue Hütte, noch schöner und noch größer.

Der nächste Tag war voller Ruhe und stiller Zufriedenheit. Man konnte annehmen, daß es jetzt immer so bleiben würde — leider mußten sie noch eine weitere, schwere Prüfung überstehen. Der Waisenjunge Kopka wollte sich für die Zufluchtstätte und die Fürsorge dankbar erweisen und hatte sich eine Überraschung ausgedacht. Er brach frische Zweige, bedeckte sie mit trockenem Laub und zieht mit seiner Konterbande durch den Wald. Aber bekanntlich findet an der Zollgrenze neben der Lichtung eine Kontrolle statt.

Kopka wird verhaftet.

„Für wen sind die Äste?“

„Für Bartyzek, Poglud und Dabrowski.“

Der eiserne Paragraph 3 der Satzung lautet:

„Laubhütten dürfen nur mit trockenen Ästen, die im Walde gefunden wurden, erbaut werden. Jede Laubhütte, in der frische Äste gefunden werden, wird ein für allemal zerstört.“

Genau gesagt: jede Hütte, in der frische Äste bereits vorhanden sind. Aber Kopka wollte sie erst hinbringen, unterwegs wurde er verhaftet. Auch brach er sie hinter dem Rücken des verantwortlichen Eigentümers ab und schließlich ist Kopka nicht sehr gescheit, da er zehn Tage an Kopfschmerzen litt, nachdem er mit einem Knüttel geschlagen wurde. Als es zur Verhandlung kam, hatte der Rechtsanwalt eine dankbare Aufgabe. — Von der Zerstörung der Hütte konnte keine Rede mehr sein und Kopka wurde sogar freigesprochen: schließlich wollte der Arme sich dankbar und erkenntlich zeigen.

Aber Bartyzek war, wie es einem Ex-Teufel zukommt, aufbrausend, oder wie man sagt, „in zu heißem Wasser gebadet worden“. „Wenn die Hütte zerstört wird, dann zerstören wir sie selbst, denn wir haben geschuftet und wir selbst haben sie erbaut.“

Später, als einige behaupteten, er habe dabei Tränen in den Augen gehabt, stritt er es ab:

„Hast du gesehen, daß ich geheult habe? Dann lügst du!“

Das Gericht behandelte den Fall ordnungsgemäß noch am gleichen Tage. Und denkt nur: Bartyzek wurden sogar die frischen Äste zurückgegeben. Denn die Satzung sagt, daß die beschlagnahmten Äste öffentlichen Zwecken dienen sollen. Und gibt es einen schöneren Zweck, als die Fürsorge für die Waisen, Einsamen und Obdachlosen?

„Was werden wir jetzt bauen?“ fragte Poglud nach der Verhandlung.

„Es lohnt nicht mehr“, sagte Bartyzek.

„Äste haben wir, vielleicht gelingt es uns auf den ersten Anhieb.“

„Wenn es uns auf den ersten Anhieb gelingt, dann gut. Aber wir bauen nicht mehr auf demselben Platz.“

Kein Wunder, daß er gegen diesen Platz, wo ihm das Schicksal so hart zugesetzt hatte, eine Abneigung empfand.

Sie brachten die Äste höher auf den Hügel, wo mehr Schatten und man nicht so dicht am Wege zum Bad ist. Aber die Gewöhnung und Anhänglichkeit an die heimatliche Scholle führte sie wieder an dieselbe Stelle zurück. Drei Stunden hatten sie mit drei Schaufeln gegraben — dann schütteten sie die Grube

wieder zu und kamen zu dem alten, verlassenem Platz zurück.

„Weißt du was? Wir machen sie jetzt nicht rund, sondern viereckig.“

Das ist die schwierigste Bauweise. Die Arbeit ging nicht voran. Sie wollten eine viereckige Hütte machen, aber irgendwie wurde sie von selbst immer wieder rund. Man fing an, sie auszulachen — sie warfen alles wieder um. Beim zweiten Versuch kamen sie bis zum Dach — da verrutschte das Gerüst. „Potztausend!“ fluchte Bartyzek, aber schon regte sich seine Verbissenheit.

Beim dritten Male konnte sich die Hütte sehen lassen — ein Meisterstück — schön wie Apollo und stark wie Herkules.

„Reiß bloß keine frischen Äste ab, Kopka! Denk dran!“

Aber Kopka — war er beleidigt oder beschämt — will nicht mehr bei ihnen bleiben und will zu Korpaczewski und Pilawski gehen.

„Geh nicht, Kopka“, warnt Bartyzek, „du wirst sehen, du bereust es.“

Denn die Hütte von Korpaczewski erfreut sich keines guten Rufes. Und in der Tat kam Kopka schon am nächsten Tage wieder zu den Seinen zurück.

Zu ihrem Schutze nahmen sie Prazmowski zu sich in die Hütte auf und wählten ihn zum Bürgermeister. Troszkiewicz gründete hier die zweite Gesellschaft der Lesefreunde, aber weil er nachlässig wurde, wählte man Grudzinski zum Vorsitzenden. Es kamen Wojdak, Siniawski — die Hütte war immer voller Gäste.

Ohne weitere Abenteuer, fröhlich und harmonisch vergingen die Tage bis zum Ende der Saison. Auf dem Stock neben der Hütte trockneten sie Pilze, die Poglud für Wikcia gesammelt hatte — für dieselbe Wikcia, die, wenn man zu ihr „Rotnase“ sagt, nicht böse ist, weil sie weiß, daß sie noch wachsen wird, die aber zu weinen anfängt, wenn man sie „Klatschbase“ nennt, weil doch das Tratschen eine große Schande ist . . .

Den Mädchen gefiel die Hütte des Bürgermeisters von Lysa Góra mit dem flatternden Fähnchen auf dem Dach am besten. Und seine geschickten Baumeister errichteten gar manche Hütte für die Mädchen von Zofiowka.

X. Eine Laubhütte, wo sie sich dauernd herauswarfen

Korpczewski hatte sich an die zehnmahl an den Bau einer Hütte gemacht. Übertroffen wurde er nur von den Gebrüdern Bednarski, die wohl die meisten Äste besaßen, aber es an keinem Ort lange aushielten und bis zum Saisonende mühselige Umzüge veranstalteten. Schließlich führten sie ein umherschweifendes Nomadenleben. Korpczewski versuchte es zweimal nach Milosna zu kommen, doch war es ihm dort zu eng und vielleicht auch zu ruhig. Er zog nach Lysa Góra um, siedelte sich für einen Tag beim umgestürzten Baumstamm, dann einen Tag später bei der Birke an, dann gegenüber vom Bürgermeister, dann links vom Bürgermeister, dann etwas höher am Hügel, schließlich hörte er mit der Arbeit auf und sitzt stolz und zufrieden da.

(Korpczewski wird Etle-Metle genannt, weil er, wenn er sich streitet, so schnell und undeutlich spricht, daß ihn niemand verstehen kann.)

Ob es nun Korpczewski war, der nach Fertigstellung der Hütte den Pilawski rauswerfen wollte, oder Pilawski den Korpczewski, oder ob Borkiewicz beide rauswerfen wollte, oder sie den Borkiewicz, oder ob schließlich Przybulski alle anderen herauswerfen wollte, das festzustellen ist unwahrscheinlich schwierig. Genug, daß es in der Hütte immer einen Beleidigten, einen Benachteiligten, einen schwer Erzürnten und einen Verdroschenen gibt.

Versteht ihr jetzt, warum Bartyzek dem Kopka abriet, dahin zu gehen und warum Kopka so schnell in Bartyzeks Hütte zurückkehrte?

Auch der Bürgermeister von Lysa Góra bekam es mit ihnen zu tun.

„Wer ist bei euch der Hausherr?“

„Ich“, sagt Olsiewicz.

„Also nicht Korpczewski, Pilawski, Borkiewicz und Przybulski, sondern Olsiewicz?“

„Naja, Olsiewicz. Uns ist es recht. Was geht dich das an?“

Und jetzt wirft Olsiewicz den Borkiewicz, Borkiewicz den Pilawski, Pilawski den Przybulski, Przybulski den Korpcze-

wski heraus und immer gibt es zwei Beleidigte, einen Benachteiligten und zwei Verdroshene.

Borkiewicz fragt, warum Pilawski mit Korpaczewski Streit anfängt. Pilawski dagegen trägt Przybylski nach, daß er den Olsiewicz nicht in Ruhe läßt. Sie verstehen, daß man einen aus der Hütte werfen muß, weil es sonst keine Ruhe gibt, aber sie wissen nur nicht, wen man rauswerfen, bei wem man den Anfang machen soll.

„Warum gebt ihr die Schaufeln nicht ab, wenn die Trompete geblasen wurde?“ fragt streng der Bürgermeister den Olsiewicz.

„Hab ich von dir die Schaufeln genommen?“

„Egal, wer sie genommen hat, sie wurde in eure Hütte mitgenommen und du bist verantwortlich, weil du der Hausherr bist.“

„Ich, der Hausherr?“ staunt Olsiewicz, „nicht im Traum möchte ich Hausherr sein.“

Seit zehn Minuten war Olsiewicz kein Hausherr mehr, da übernahm schon Lobanski seine Stelle. Jetzt wirft Lobanski den Olsiewicz, Olsiewicz den Borkiewicz, Borkiewicz den Przybylski, Przybylski den Pilawski, Pilawski den Korpaczewicz und Korpaczewicz den Lobanski heraus.

Eines muß man dieser Hütte zugute halten: sie nehmen jeden ohne Schwierigkeiten bei sich auf und machen ihn gern zum Hausherrn — jeder ist ihnen dafür recht, jeder ist ihr Bruder. Selbst wenn der neue Mieter den schlechtesten Ruf hätte, selbst wenn man ihn vorher aus allen Hütten herausgeworfen hätte — sie laden ihn ein: vielleicht wird es so besser werden? Weil sie immer darüber nachdenken, wie man Ordnung einführen könnte, wollen sie immer jemanden rauswerfen und nehmen dafür einen neuen auf.

„Ihr werdet sehen, Karaskiewicz wird euch schon Vernunft beibringen.“

Denn seit der Zeit, da sie sechs sind, gibt es ständig zwei Beleidigte, zwei Benachteiligte, zwei Verdroshene. Und doch möchten sie so gern in Eintracht leben.

„Du, Bürgermeister, gib mir zwei Schaufeln!“

„Was bist denn du für einer?“

„Was ich für einer bin? Karaskiewicz bin ich, der neue Hausherr von der Hütte.“

„Und was wollt ihr machen?“

„Treppen und einen kleinen Keller für Pilze.“

Sie machen sich ans Ausheben.

„Hier fangen wir an zu graben. — Ach nein, hier ist es besser. — Ich sage dir . . . — Halt den Mund. — Gib die Schaufel. Wieso? — Geh weg. — Laß mich! — Hau ab, sag ich dir! — Ich erlaube nicht, daß hier gegraben wird. — Ist das deine Hütte? — Ja, meine. — Deine? — Meine. — Läßt du die Schaufel los oder nicht?“

Und Karaskiewicz fängt an, Lobanski herauszuwerfen, Lobanski wirft Olsiewicz raus, Olsiewicz den Borkiewicz, Borkiewicz den Przybylski, Przybylski den Pilawski, Pilawski den Korpaczewski und Korpaczewski den Karaskiewicz.

Sie verdreschen sich, reißen die Hütte ein, werfen die Äste durcheinander, drei waren beleidigt, drei benachteiligt und Pilawski kehrte mit einem blauen Auge und einer zerschundenen Nase nach Warschau zurück.

Es ist im allgemeinen üblich, daß der Autor einer wissenschaftlichen Arbeit auf der letzten Seite eine Liste der Bücher gibt, die er gelesen hat. Er tut das, damit man weiß, daß er sich nichts in seinem eigenen Kopfe ausgedacht, sondern alles wahrheitsgetreu und gewissenhaft aus schon Vorhandenem abgeschrieben hat.

Um nicht schlechter zu sein als die anderen, gebe ich die Quellen an, aus denen ich das Material zu meiner umfangreichen historischen Arbeit schöpfte.

1. Statut in Sachen Laubhütten-Bau.
2. Arbeiten des Zollamtes.
3. Die Memoiren von Troszkiewicz.
4. Die Memoiren von Legowski und Przybylski.
5. Rechenschaftsbericht des Bürgermeisters von Milosna.
6. Rechenschaftsbericht des Bürgermeisters von Lysa Góra.
7. Gesangverein „Laute“.
8. Über die Selbstverwaltung von Milosna und Lysa Góra.
9. Das Schwurgericht in Wilhelmowka.

10. Rechenschaftsbericht über die Tätigkeit der Gesellschaft der Bücherfreunde.
11. Tätigkeitsbereich der Apotheke und Lebenslauf von Wiktor Maly.
12. Akte des Generalstabs der Marine auf dem Pumpen-See.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Ein lustiges Buch / Zdzislaw schaut gern in den Himmel / Jozio wollte von der Sommerkolonie fortlaufen

Ach, was für ein fröhliches Buch — sagt ihr. Oh, nein, es ist ein trauriges Buch, Kinder.

Ein trauriges Buch und es erscheint euch nur deshalb lustig, weil ich mich für das Lächeln entschieden und die Tränen tief verborgen habe.

Ich möchte nicht, daß ihr zu früh an Tränen denkt, für die ihr heute noch nichts tun könnt. Später, wenn wir uns wieder begegnen, dann sage ich euch:

„Erinnert ihr euch, wir haben gern zusammen gelacht. Jetzt ist es Zeit, das Spiel zu unterbrechen und die Stirn dem hellen Licht eines würdevollen Gedankens zuzuwenden — nicht wehmütig darüber zu klagen, daß es mit den Joskis und Joscheks auf der Welt schlecht bestellt ist, sondern die Ärmel hochzukrempeln und sich an die mühsame und heilige Arbeit zu machen, die ihnen, dem Vaterland und der Zukunft zum Wohle gereicht . . .“

Ihr habt es nicht begriffen, das macht nichts. Kehren wir zu unserer unterbrochenen Erzählung zurück.

Nun, die Jungen auf dem Lande sind fröhlich, aber es sind ihrer wenige im Vergleich zu denen, die nicht aufs Land fahren und niemals in eine Sommerkolonie fahren werden, weil niemand sie einschreibt — entweder müssen sie zu Hause Geld verdienen oder sie bekommen von der Gesellschaft für die Sommerkolonie wegen Platzmangels eine Absage. Und den wenigen, die aufs Land verschickt werden, geht es eben nur vier Wochen gut. Vier Wochen vergehen so „flink wie ein

Fischlein im Wasser“ — wie Lazarkiewicz sagt, und zurück bleibt nur die Erinnerung.

Die Schwester von Olek war einmal in der Sommerkolonie in Sucha und das ist schon lange, lange her. Aber noch heute erzählt sie am Abend nach der Arbeit gern, wie sie dort Prinzessin gespielt haben, wie der Besitzer einer Ziegelei ihnen Röhrchen aus Ton gemacht hat und wenn man an einer Seite hereinblies, sprudelte auf der anderen Seite eine Fontäne heraus. Heute noch singt Oleks Schwester die Lieder der Sommerkolonie, während sie näht. Auch Olek geht zur Arbeit und fährt also nicht mehr aufs Land. Nur bei der Arbeit erzählt er zuweilen von seinem Schiff, seiner Hütte mit dem Gärtchen, und er summt: „Es läuten die Glöckchen . . .“

Ihr wißt bereits, daß nicht alle Kinder in der Sommerkolonie gleichermaßen fröhlich sind — einigen gefällt das dauernde Herumlaufen und Spielen nicht, und der Krach langweilt und ermüdet sie.

Zdzislaw Wasilewski mag keinen Lärm. Zdzislaw liest gern Bücher und schaut den Wolken am Himmel zu. Die Wolken formen sich zu schönen Bildern: Leute gehen am Himmel spazieren, Schiffe schwimmen, das Meer wogt, ein Drache öffnet seinen Schlund, dort der Kopf eines alten Mannes oder die Jasna Góra⁴¹ mit dem hohen Turm. Zdzislaw schlendert durch den Wald oder legt sich ins Moos und schaut zu, wie die Wipfel der Kiefern hin- und herschwanken.

Einmal wurde er vom Betreuer zu Unrecht gescholten. Sie gingen paarweise durch den Wald und hielten vor einem Ameisenhügel an.

„Sieh mal, die Ameise trägt ein kleines Ei“ — und er zeigte von weitem mit dem Stock darauf.

Aber der Betreuer schimpfte:

„Warum machst du den Ameisenhügel kaputt, du Lümmel?“

Zdzislaw traten sofort die Tränen in die Augen, aber er sagte nichts.

Und Jozio wollte sogar ausreißen und nach Hause fahren, denn es war ihm langweilig, und außerdem hatte ihn Sliwka aufgehetzt . . . Jozio sollte als erster fortlaufen und sich dann

⁴¹ Wörtlich: der helle Berg. Auf der Jasna Góra liegt das Kloster von Tschenschodau.

mit Sliwka am Bahnhof treffen, der alles so einrichten wollte, daß sie umsonst nach Warschau fahren könnten. Sliwka versteht es, ohne Fahrkarte zu reisen. Als ihn einmal der Vater verhauen wollte, lief er von zu Hause fort, stahl auf dem Bahnhof einem Juden einen Korb mit Erdbeeren und übernachtete in Kalisz auf dem Polizeikommissariat. Dort brach ein Dieb mit einer Feile das Gitter auf und sie flüchteten beide und fuhr zusammen nach Piotrkow.

Gewiß war nur ein kleiner Teil davon wahr. Er erzählte es nur deshalb, weil er meinte, die Jungen würden ihm zuhören und ihn bewundern. Aber die Erzählung fand keinen Beifall. Nur Jozio glaubte ihm und das ist ihm übel bekommen. Denn er schämte sich zurückzukehren, und wie viele Unannehmlichkeiten hatte er den Betreuern bereitet!

Der arme Jozio hatte sich, als er klein war, eine Erbse ins Ohr gesteckt. Die Mutter lief mit ihm zum Feldscher, der Feldscher bohrte und bohrte und stieß dabei die Erbse noch tiefer ins Ohr. Die Mutter ging mit Jozio ins Krankenhaus, aber es war bereits zu spät, und am nächsten Tag, einem Sonntag, war kein Arzt im Krankenhaus. Währenddessen platzte ihm das Trommelfell und jetzt hört er schlecht. Eiter läuft ihm aus dem Ohr und häufig hat er Kopfschmerzen.

Jozios Vater ist fort und hat seit acht Jahren nichts von sich hören lassen, man weiß also nicht, wo er ist und ob er lebt. Jozio macht mit seiner Mutter und seiner Schwester in Heimarbeit Zigaretten, aber häufig haben sie keine Arbeit und müssen es außerdem heimlich tun. Denn wenn die Polizei erfährt, daß sie zu Hause Zigaretten für die Tabakläden machen, müssen sie alle, er, die Mutter und die Schwester ins Gefängnis, denn es ist verboten, in Heimarbeit Zigaretten zu machen, es sei denn, man besitzt eine Genehmigung und bezahlt Steuern.

Über Jozios Flucht finden wir in dem Tagebuch eines der Sommerkolonisten folgende Bemerkungen:

„Nach dem Mittagessen hat sich ein Junge, mit dem ich Schlagball spielte, verabredet, daß er nach Warschau ausreißen will. Und wie wir uns auf den Weg nach Zofiwka machten, ging er in den Schlafsaal und sagte der Haushälterin, daß er ein Federmesser holen will. Aber er ging in die Kleiderkammer, nahm seinen Anzug und ging in die Hütte, um sich umzu-

ziehen. Er ließ den Anzug von der Sommerkolonie in der Hütte zurück und ging geradewegs zur Station. Als er beim Durchqueren unserer Badeanstalt auf den Planken ging, rutschte er aus und wäre beinahe ins Wasser gefallen. Dann legte er sich neben das Lupinenfeld und wartete auf jenen anderen Jungen. Der Herr Lehrer dachte, daß er Kopfschmerzen hat, aber ein anderer Junge fand den Anzug in der Hütte und sagte das dem Herrn Lehrer. Die Herren gingen gleich zur Station, aber da war er nicht und sie fanden ihn am Lupinenfeld. Das ist die Geschichte von dem Jungen, der weglaufen wollte . . .“

Erinnert ihr euch, worüber am Abend die Kiefern mit dem Himmel plaudern? Darüber, daß nicht immer die Kinder Schuld hätten, wenn sie nicht alle lieb und gut sind.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Aus der Hand lesen / Die Handfläche der kleinen Helenka verrät alle Geheimnisse / Wie Zosia den Haushalt führte

„Ist es wahr, daß der Frosch verhext ist?“ fragt Mania. „Wenn jemand einen Frosch anguckt und hat den Mund offen, dann stirbt er, nicht wahr?“

„Meiner Mutter hat mal eine Kartenlegerin gesagt, daß etwas Schlimmes geschieht und dann wurden zehn Rubel aus dem Koffer gestohlen“, sagt Zosia.

„Und ich hab’ ein Zauberstöckchen“, verkündet Stasiak, „wenn ich damit jemandem eins auf den Kopp hau, springt gleich eine Beule raus.“

Die Jungen glauben weder an Geister, noch an Gespenster, noch an Verstorbene. Aber die dummen Mädchen schwatzen über Zauberei und dann haben sie Angst vor dem Einschlafen. Die Jungen glauben nicht einmal an Kartenlegerinnen und Wahrsagerinnen und waren deshalb maßlos erstaunt, als der Herr Lehrer versprach, Helenka alle ihre Geheimnisse aus der Hand zu lesen. Der Herr Lehrer guckt und guckt und guckt auf Helenkas Hand, und alle warten gespannt, ob er etwas errät.

„Hm, Helenka hat einmal einen Teller zerbrochen.“

„Keinen Teller, nur eine Untertasse.“

„Und ein anderes Mal aß Helenka der Mama etwas weg und darüber wurde die Mama sehr böse.“

„Oh, wahrhaftig, woher wissen Sie das alles?“

Mama hatte Pflaumen zum Einlegen in Essig gekauft und Helenka aß zwei Pflaumen ohne Erlaubnis auf, aber sie waren ein bißchen wurmig.

„So ist es“, bestätigt der Herr Lehrer und betrachtet eindringlich die Hand, „die Pflaumen waren ein bißchen wurmig.“ — Und einmal fiel Helenka die Treppe herunter.

Tatsächlich: sie glitt aus und fiel zwei Stufen herunter.

„Und einmal hat sie sich mit einem Mädchen verzankt.“

„Und wie hat es geheißen?“

„Namen sind schwer aus der Hand zu lesen: sie hat wohl Mania geheißen.“

„Oh, nein, sondern Stasia.“

„Helenka hat eine Puppe.“

„Und hat die Puppe Haare?“

„Haare? Gewiß hat die Puppe Haare, aber irgend etwas fehlt ihr.“

„Tatsächlich: Haare hat sie, aber ein Bein ist abgerissen.“

„Im Winter rühmte sich Helenka, daß sie zu Hause einen schönen Christbaum haben werden.“

Rühmen — nein, gerühmt habe sie sich nicht, nur gesagt, daß sie einen Christbaum haben werden.

„Und Tee hat sie einmal verschüttet.“

„Oh ja, als Gäste da waren.“

„Das ist sehr gut möglich, denn auf der Hand neben der Linie vom verschütteten Tee sind noch viele kleine Linien, das sind sicher die Gäste.“

Alle wollen, daß er ihnen wahrsagt. Der Zosia sagte er, daß sie viel arbeitet, der Mutter im Haushalt hilft und Gienia sagte er, daß sie sich oft streitet.

Die Mädchen schauen den Herrn Betreuer in Furcht und Ehrfurcht an, aber die Jungen glauben nicht daran.

„Eee, Sie tun bloß so. Sagen Sie auch mir mal was.“

„Gut. Siehst du dieses Zeichen? Das heißt, daß du zu Besuch warst. Und diese Linie heißt, daß du dich mit einem Jungen geprügelt hast!“

„Ach, jeder war mal zu Besuch und hat sich mal mit einem Jungen gekloppt! Aber sagen Sie mir: wie viele Brüder habe ich?“

„Zwei Brüder hast du.“

„Stimmt nicht, denn es sind drei.“

„Aber einer ist klein, der zählt noch nicht.“

„Sie haben's nicht geraten, denn alle sind groß.“

Jetzt mußte der Herr Lehrer bekennen, daß er gemogelt hat, denn jeder hat sich schon einmal gezankt, ist gefallen, hat Tee verschüttet oder eine Untertasse zerschlagen — und das zu raten, sei gar kein Kunststück.

„Aber woher wußten Sie, daß ich mich oft zanke?“

„Weil du rote Haare hast, Gienia. Dumme Kinder ärgern dich und du antwortest ihnen, und so kommt es zum Streit.“

Und der Herr Lehrer erzählte ihnen von dem streitsüchtigen Geszel aus Michalowka, von schönen Menschen, die so dumm sind wie Stroh, von häßlichen und klugen und großen Menschen.

„Aber woher wissen Sie, daß ich viel arbeite?“ forschte Zosia, der es sonderbar vorkommt, daß der Herr Lehrer so viele Male die Wahrheit erriet.

„Du hast abgearbeitete Hände, die Haut auf den Handflächen ist hart. Daß jemand arbeitet, kann man leicht erkennen. Mehr aber wohl nicht.“

Zosia betrachtet ihre Hände.

„Ja, sie sind abgearbeitet, das ist wahr.“

Als die Mutter vier Monate lang krank war, hat Zosia alles allein gemacht: aufgeräumt, gekocht, Wäsche gewaschen. Viel Arbeit, denn sie hat drei kleine Geschwister.

Schade, daß ausgerechnet Fingerchen, der den Frauen keine Gleichberechtigung geben wollte, nicht da war. Er hätte hören sollen, wie Zosia wirtschaftete, die Kinder wusch, Betten machte, Mittagessen bereitete und es selbst dem Vater brachte — und wie sie den kleinen Edek vom Ausschlag heilte.

Edek bekam eine Flechte im Gesicht. Zosia rieb die Flechte mit Salne ein, denn so hatten es ihr die Frauen geraten, aber die Sahne half nicht, und die Flechte wurde immer größer. Im Kramladen sagte man ihr wiederum, sie soll Papier verbrennen und wenn sich das Papier gelb färbt, dann soll sie damit die

Flechte einreiben. Aber auch das Gelbe vom Papier half nicht. Zosia ging mit Edek ins Spital, aber der Doktor wollte nicht mit ihr reden, er sagte, es solle jemand Älterer kommen. Da fing Zosia an zu weinen, die Mutter sei doch krank und der Vater beschäftigt, und der Doktor sagte, was sie mit der Flechte machen solle, und so hat sie Edek geheilt.

Die Jungen hörten still und aufmerksam Zosias Erzählung zu, und die kleine Helenka seufzte tief.

„Ach, was wissen die Jungen schon davon“, sagte sie.

Das sollte heißen, daß die Jungen nur Schlagball im Kopfe haben und sich in der Hauswirtschaft überhaupt nicht auskennen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Gespräche über Warschau / Der Austausch von Geschenken / Der letzte Morgen

„Ich war im vorigen Jahr in Psary.“

„Ich in Poboze.“

„Und ich in Ciechocinek.“

Und man unterhält sich über Psary und Poboze und vergleicht es mit Wilhelmowka. Wo war es schöner, lustiger, wo waren die Betreuer besser?

In Ciechocinek ist es langweilig, denn es gibt keinen Wald und man kann nirgendwo herumlaufen. Und als die Jungen einmal ein Loch unter dem Lattenzaun machten, um auf den Weg zu gelangen, gab's nicht weniger als vier Vieren für Betragen.

In Psary war es hübsch, da gab es ein kleines Fohlen, das auf die Veranda kam, und die Jungen gaben ihm Brot. Und einmal haben zwei Heustadel Feuer gefangen, es war ein großer Feuer Schein, aber der Herr Lehrer wollte nicht mit ihnen zu der Brandstelle hingehen. Ein anderes Mal kam eine Fuhre mit Kohle, sie fingen an zu kutschieren und stießen mit der Fuhre gegen den Lattenzaun — es hätte nicht viel gefehlt und sie hätten den Zaun zertrümmert. Und wiederum ein anderes Mal kam ein Junge in die Wäscherei und steckte seinen Ball in die Wringmaschine, und der Ball platzte. Der Diensthabende war böse. Bälle gab er nur denen, mit denen er gut stand und einer, der

konnte machen, was er wollte, den hat er nie angezeigt, weil er ihn aus Warschau kannte. Besser, wenn jede Woche ein anderer Dienst hat und wenn der Lehrer das Spielzeug und die Bücher selber ausgibt.

Hier, wie in Michalowka, spricht man während der letzten Tage von der Sommerkolonie als von etwas, das gewesen ist — aber viel spricht man von zu Hause, der Schule, von den Spielen und Vergnügungen in Warschau.

Franek hat einen Hund Azor, der Lehrer zieht einem wegen jeder Kleinigkeit die Ohren lang, in der Schachtel mit den Hülsen ist immer irgendein Geschenk und der Zauberkünstler hat im Hut Eier gebraten und hat ein Taschentuch zerschnitten, und als er gepustet hat, ist es wieder zusammengewachsen.

Einmal haben die Jungen in Wola⁴² Knallpulver unter die Straßenbahn gestreut, das hat vielleicht geknallt — du lieber Himmel! Und in Brodno^{42a} haben sie eine Grube gemacht und einen Jungen vergraben, nur der Kopf guckte raus, und ein Kreuz haben sie draufgestellt. Kazik spielt oft Verstecken, denn der Keller bei ihnen zu Hause hat an die hundert Winkel, und Wacek hat so einen Haufen Brüder und Schwestern, daß jeden Monat ein anderer Namenstag hat.

Und wie im Zirkus ein Affe einen anderen Affen im Wagen gefahren hat, und wieder ein anderer Affe mit verbundenen Augen über einen Draht ging, und ein Elefant saß am Tisch, und ihm wurde zu essen gebracht, und er hat nach dem Lakaien geklingelt. Er hatte einen ganz langen Rüssel, den hat er um einen Menschen gewickelt, und dann ging er mit ihm umher.

Schrecklich teuer muß so ein Elefant sein, und die Jungen sagen, daß ein Radiergummi, wo ein Elefant drauf gemalt ist, aus der Haut vom Elefanten gemacht ist. Aber wie kann man ihn dann für vier Groschen kriegen?

„Ist es wahr, daß das Fell teurer ist als Elfenbein?“

Wenn man schon über Warschau spricht, warum soll man nicht erzählen, wofür man von Vater oder Mutter das Fell verlohnt bekommen hat? Jozik kriegte Schläge, weil er, statt das Kind zu wiegen, durch das Fenster im Parterre ausbüchste. Wiktor hat einen neuen Lampenschirm aus Porzellan zerschlagen,

⁴² u. ^{42a} Stadtteile Warschaus.

weil er sehen wollte, wie schwer er ist. Wladek hat unter eine Rechnung vom Vater seinen eigenen Namen geschrieben und die ganze Rechnung verschmiert. Bociiek hat sich in die vielen Lämpchen auf der Marszałkowska⁴³ vergafft, und zu Hause dachten sie, er sei verlorengegangen. Bronek wollte mit einem Stein das Mützenband seiner Schwester treffen und traf sie selbst. Und einem haben sie beim Baden den ganzen Anzug geklaut und ein Kamerad hat ihm nur ein Hemd geborgt. „Wie mich die Mama so im Hemde ankommen sah, da war die vielleicht . . .“

Der Tag der Abreise nähert sich. Die Mädchen fahren bereits morgen ab. Vergessen sind frühere Feindschaften, jetzt braucht man weder Häuschen noch Möbel aus Sand, nicht einmal Hütten.

Die Mädchen geben den Jungen aus Binsen geflochtene Körbchen, Klopfer, Hüte — als Geschenke für die Schwestern zu Hause, und die Jungen geben den Mädchen aus Baumrinde geschnitzte Boote, Salzfläschchen, Hämmerchen, Herzchen, Kreuzchen. Die Mädchen haben schon ihre eigenen Kleider an, die Jungen werden morgen gewogen, übermorgen werden sie die Anzüge wechseln.

„Noch drei Tage.“

„Nein, es sind nur zwei.“

„Drei. Der heutige Tag zählt, denn wir haben noch kein Mittagessen gehabt.“

Und dann ist es soweit:

Der letzte Ausflug in den Wald, zum letzten Male Rühreier, das letzte Bad, das letzte Schlagballspiel.

Jeder denkt an irgendein Geschenk für die Seinen — einige Pilze, grüne Tannenzapfen, Steine von Traubenkirschen, Wollkrautblumen. Selbst der arme Dziadyga bringt ein Andenken mit: sechs grüne wilde Birnen, die er im Wald gefunden hat. Gieniek Dziadyga kehrt in seinen Keller zurück, wo man nachts das Bett in die Mitte der Stube schieben muß, weil an den Wänden die Feuchtigkeit heruntertropft.

Dann kam der Morgen der Abreise.

Grau dämmt der Morgen herauf, noch ist der Wald von weißen Nebelschleiern verhüllt, und um sie vor der Morgen-

⁴³ Eine der bekanntesten Straßen Warschaus.

kühle zu schützen, drückt die Mutter ihre Jungen im Nest an sich. Lautes Stimmengewirr in den Schlafsälen, denn bald gibt es Frühstück und dann geht's nach Hause.

Zum letzten Male ruft die Trompete alle auf die Veranda. Nur eine kleine Handvoll Jungen versammelte sich vor dem Altar, denn die anderen packen in den Schlafsälen noch ihre Sachen und achten darauf, daß sie nichts vergessen: Kämmе, Tannenzapfen, Zahnbürsten. Während des Gebets kommen sie leise auf Zehenspitzen an, ihre Bündel und Leinensäcke über die Schulter gehängt — es werden ihrer immer mehr, die niederknien, kleinen Pilgern gleich.

Als alle versammelt waren und nach dem Gebet ein Lied angestimmt wurde, schwangen sich hundertfünfzig Stimmen in den grauen Morgenhimmel.

„Steigt das Morgenrot herauf,
segne unsern Tageslauf.
Herr, dein ganzer Erdenkreis
singt zum Lobe dir und Preis.“

Vom Gesang übertönt, waren die Wagen vorgefahren.

Das Frühstück vollzog sich schnell und ohne Lärm, dann steigen sie auf die Wagen.

Da ist der kleine Jozik Przybylski, das flinke Fohlen, da ist Bezwingер der Tiger, Frajer Pompka mit seinem Bruder, Olek Ligaszewski, der den Fischteich neben seiner Hütte nicht mehr fertig bekam, der tüchtige Kapitän Sulejewski, der jetzt so schwächling und grau aussieht. Da ist der formgewandte Grudzinski und Zdzislaw, der so gern in grüne Wipfel schaut, und Zabucki, der dreimal eins auf die Pfoten bekommen sollte, und der Chronist Troszkiewicz

„Haben alle einen Platz?“

„Ja, alle.“

Die Wagen holpern aus dem Walde auf die Landstraße. Und in Warschau freuen sich hundertfünfzig andere Jungen und zählen die Tage:

„In drei Tagen fahre ich aufs Land, in zwei Tagen, morgen.“

Quellenhinweis

„Wenn ich wieder klein bin“ (Kiedy znów będę mały). Polnische Fassung in: Janusz Korczak „Wybór Pism“ (Ausgewählte Werke), herausgegeben von Igor Newerly, Bd. II, Warschau 1958, S. 133 ff. Erstveröffentlichung 1925.

„Die Mojsches, Joscheks und andere Lausbuben“ (Moški, Joški i srule). Polnische Fassung in: „Wybór Pism“, Bd. II, S. 303 ff. Erstveröffentlichung 1910, 2. Ausgabe 1922.

„Von den Joscheks, Jascheks und Franeks“ (Józki, Jaški i Franki). Polnische Fassung in: „Wybór Pism“, Bd. II, S. 395 ff. Erstveröffentlichung 1911, 3. Ausgabe 1930.